

XPERTEN



Das Paranetz

Roman

Hermann Maurer

freya

H. Maurer
Xperten
Das Paranez

H. Maurer

Xperten Das Paranetz

freya
VERLAG

ISBN 3-902134-72-0
© 2004 freya verlag
Alle Rechte vorbehalten
Layout: Wolf Ruzicka
Umschlag: Wolfgang Fetik
printed in EU
www.freya.at www.iicm.edu/Xperten

Varwort

»Das Paranez« ist ein in sich abgeschlossener Roman. Obwohl ich hoffe, dass er an Spannung und Vielfalt das bietet, was Leser erwarten, ist er mehr als nur Unterhaltung. Er zeigt auf, wie gefährdet wir sind, wenn wir uns auf eine zu vernetzte, zu automatisierte Welt verlassen. Doch er offeriert auch, anders als der Orwell'sche Klassiker vom »Großen Bruder«, einen hellen Streifen von Optimismus mit konkreten Andeutungen, wie sich die Verwendung der Technologie ändern sollte.

In diesem Sinn hoffe ich, dass das Buch alle jungen Menschen lesen, die einmal die Zukunft der Welt mitbestimmen werden, aber auch alle heutigen Entscheidungsträger und Interessierte, die positiv in die angedeutete Richtung wirken können.

Wenn nebenbei durch den Hinweis auf andere Bücher der Xperten-Reihe Neugier auf diese entsteht, dann ist das zwar nicht unbeabsichtigt, aber nicht das Hauptanliegen dieses Buches. Dazu ist das - unterhaltsam dargestellte - Thema einfach zu ernst.

Wenn die Entwicklung von Computern und die Globalisierung mit diesem Buch auch nur um eine Nuance beeinflusst wird, dann habe ich mein Ziel erreicht. Ich habe es auch erreicht, wenn Leser beim nächsten Zusammenbruch des Internets, des Stromnetzes oder des Verkehrs (und diese Zusammenbrüche kommen bestimmt) dieses Buch zur Hand nehmen und sich damit trösten, wie gut es ihnen doch vergleichsweise (hoffentlich) geht, und dann verstehen, dass wir die Ursache für solche Zusammenbrüche bekämpfen müssen und können.

Wie immer ging das Rohmanuskript an eine Reihe von Freunden mit der Bitte um Kommentare. Ich bin für die vielen Hinweise dankbar und entschuldige mich dafür, dass ich nicht alle aufgreifen konnte. Besonders dankbar bin ich (in alphabetischer Reihenfolge) Lisa Maurer für wichtige »globale« Hinweise, Helmut Pauer für die Ermunterung, Thorsten Ries für seine zahlreichen Korrekturen und vor allem Günter Schreier für die Berichtigungen und Hinweise.

Über positive und negative Anmerkungen zum Buch - an hmauer@iicm.edu - freue ich mich sehr: Nichts ist schlimmer als ignoriert zu werden. Mehr zur Xperten-Reihe am Ende des Buches!

*Ihr Hermann Maurer
Graz, April 2004*

1. Zusammenbruch in Graz

Graz, Österreich

Sonntag, 9. Juni 2080, 5:00

Unruhig wälzt sich Karl im Bett. Das Gefühl, dass etwas nicht in Ordnung ist, wächst in ihm, bis es schließlich die Wand seines Schlafes durchbricht.

Als er die Augen öffnet, sieht er im schwachen Schimmer der Nachtleuchte am Fußende des Bettes schemenhaft das vertraute Schlafzimmer. Die von der Zeituhr gesteuerten Weltfenster sind noch dunkel. Die Luft ist stickig und wärmer als gewöhnlich. Mit Überraschung setzt sich Karl seinen XP¹ auf. Dieser schaltet ungefragt seine Infrarotlampe ein, sodass Karl durch die Brille, die Teil des XP ist, nun alles deutlich schwarz-weiß sehen kann. Wohin er sich wendet, nichts erscheint ungewöhnlich. Seine junge Frau Christina liegt mit dem Rücken zu ihm in einem leichten Bogen. Die dünne Bettdecke hat sie abgestreift - auch ihr scheint es zu warm zu sein. Ihr nackter Rücken ist zu sehen, die Hüften und die beiden Hälften ihres runden Pos, die langen Schenkel und Beine. Karl spürt eine Welle von Zuneigung. Er liebt die quirliche, temperamentvolle Christina nicht nur, weil er sie noch immer so gerne sieht wie damals, beim Technikerball, als er sie kennen lernte. Ihre Eleganz, wenn sie für ein großes Ereignis angezogen und geschminkt ist, oder dass sie einfach umwerfend in ihrem weißen Arbeitsmantel aussieht, wenn sie noch erregt und nachdenklich nach einem schwierigen Eingriff aus dem Operationssaal eilt, oder wenn sie wie ein junges Mädchen unbeschwert in ihr geliebtes griechisches Meer springt ... All das sind »Zutaten« zu dem tiefen Gefühl der Zuneigung, das sie miteinander verbindet. Einen Moment lang zögert Karl, ob er sich nicht an ihren Rücken kuscheln soll, aber er spürt die Ungeduld des XP und seine eigene Unruhe.

»Was ist los, XP?«, fragt Karl schließlich tonlos.

¹ XP (für Computer EXPerte bzw. EXPertin) ist eine Weiterentwicklung des eHelpers bzw. der Kommunikationsbrille, siehe z.B. "XPERTEN: Der Paradooppelgänger". XP ist eine Kombination von hochwertigem Computer und Kommunikationsgerät mit einer riesigen, sich über das neue Internet immer automatisch aktualisierenden Bibliothek und mit einer Fülle von Sensorik, inklusive natürlich Kamera, Mikrophon, etc. und einer fast telepathischen Kommunikation mit dem Träger.

»Das gesamte Computernetz im Haus und - so weit ich es registrieren kann - weit darüber hinaus ist ausgefallen und dadurch wohl auch alle elektrischen Geräte.«

Karl ist irritiert: »Aber es brennt doch zum Beispiel das Nachtlcht!«

»Das ist nur der Notstrom aus der Brennstoffzelle, die das Haus beim Ausfall des Stromnetzes in den wichtigsten Funktionen versorgt. Die Situation ist wirklich recht ungewöhnlich«, setzt der XP fort, »denn eigentlich sollten auch die Klima- und Belüftungsanlage durch den Notstrom betrieben werden. Offenbar sind aber auch diverse Steuercomputer ausgefallen. Selbst ich bin in Mitleidenschaft gezogen, ich kann mit anderen XPs nicht mehr kommunizieren. Dass das mit weiter entfernten nicht geht, ist eine klare Folge des Netzausfalls. Jedoch sollte ich Kontakt mit XPs und anderen elektronischen Geräten in der Nähe haben. Doch selbst eine so einfache Technologie, die man schon vor 85 Jahren rudimentär angewendet² hat, funktioniert nicht.«

»Wie ist das möglich«, wundert sich Karl, »die Technologie kann doch nicht plötzlich versagen?«

»Nein, die physikalischen Grundlagen natürlich nicht. Aber irgendwie wurden die Programme, die mir die drahtlose Kommunikation erlauben, genauso zerstört wie die Programme vieler Steuerungseinrichtungen. Gleich eine Warnung: Ich kann dir im Moment keine Türen öffnen, wie du es gewöhnt bist!«

»Warum hast du mich nicht geweckt?«, fragt Karl vorwurfsvoll. »Der Netzausfall war um 4:34. Ich war zunächst auch durcheinander, da ich plötzlich von der gesamten Welt abgeschnitten war, selbst meine Sensoren lieferten keine Daten. Die entsprechenden Programme konnte ich jedoch inzwischen selbst neu starten. Außerdem hätte ich nicht nur dich, sondern auch vermutlich Christina aufgeweckt. Schließlich hat es ab und zu schon kurze Netzausfälle gegeben, allerdings so dramatische und so lang andauernde wie diesen seit Jahrzehnten nicht. Als ich beschloss dich aufzuwecken, sah ich, dass du ohnehin schon unruhig wurdest.«

»Es ist sicher draußen schon hell«, meint Karl, »ich werde einmal ins Freie gehen.«

»Eine gute Idee«, kommentiert der XP, »nur wirst du den Notausstieg nehmen müssen, der Aufzug funktioniert nämlich auch nicht.«

² Zu Beginn war das so genannte »Blue Tooth« eine weit verbreitete Variante.

Leise verlässt Karl das Schlafzimmer und geht durch die offene Tür in den Gang. Hier und auch in den Wohnzimmern brennt nur die Notbeleuchtung. Nirgends schaltet sich automatisch ein Licht ein. Als er auf die Tür zum Vorraum zugeht, ruft der XP: »Achtung«, aber es ist zu spät. Mit Wucht prallt Karl gegen die Tür, die sich nicht wie sonst wie durch Geisterhand geöffnet hat. »Ich werde wohl vorübergehend in einigen Punkten umdenken müssen«, wird sich Karl bewusst, während er vorsichtig seine Stirn betastet, wo sich eine Beule zu bilden beginnt.

Der Notausstieg nach oben bereitet keine Schwierigkeiten und auch die Luke lässt sich bequem öffnen. Nun steht Karl auf der Wiese, unter der sich das Haus befindet.

In den letzten 40 Jahren wurden Häuser aus vielerlei Gründen zunehmend unterirdisch³ gebaut: Die Heizung bzw. die Kühlung der Häuser ist dadurch während des ganzen Jahres weniger energieaufwändig. Und obwohl der drohende Atomkrieg zwischen Indien und Pakistan 2019 wie durch ein Wunder nicht stattfand,⁴ hat sich die Zahl der Länder mit Atomwaffen weiter vergrößert, ein Atomkrieg ist also nie ganz auszuschließen. Da es seit Jahrzehnten billige »Weltfenster« gibt, Bildschirme, die wie Fenster aussehen, die von Kameras, die irgendwo in der Welt stehen, gespeist werden, kommt in den unter der Erdoberfläche liegenden Häusern kein »Bunkergefühl« auf. Ein Wohnzimmer mit Fenstern, von denen eines den aktuellen Blick auf einen Strand in Hawaii, das zweite einen Berg im Himalaja, das dritte einen Wasserfall in Österreich zeigt, galt am Anfang als kitschig, wurde allmählich aber zum Hit. Schließlich kann man jederzeit den Blick aus den Fenstern ändern, wenn man eine andere Stimmung bevorzugt.

Übrigens wurden die unterirdischen Häuser um 2040 die Lösung für viele Menschen, die unter der zunehmenden Verschmutzung der Luft litten, einer Verschmutzung, die man erst später durch neue Methoden der Energiegewinnung in den Griff bekam.

Jetzt steht Karl auf 800 Quadratmeter Garten, von dem bei anderer Bauweise ein Großteil durch Haus und Mehrplatzgarage verschwendet würde. Dass die Garagen für die Moller⁵ inzwischen

³ Siehe »Das Haus unter der Erde« in »Xperten: Der Anfang«.

⁴ Siehe »Xperten: Die Parakämpfer«.

⁵ Flugautos, seit 2011 gelegentlich, ab 2030 universell im Einsatz, siehe »Xperten: Der Paradoppelgänger« und www.moller.com.

alle unterirdisch liegen, ist klar. Und dass die Moller, die über Satellitensteuerung vollautomatisch von jedem Punkt zu jedem anderen Punkt fliegen, zurzeit nicht einsetzbar sind, wird Karl vom XP ungefragt mitgeteilt. So erblickt Karl vom Abhang des Rosenhains die Stadt Graz, wie sie auf einem Stich aus dem 19. Jahrhundert aussieht. Besonders schöne Häuser und die Altstadt (UNESCO Welterbe) sind unverändert, viele Gebäude und Wohnhäuser, die vorher das Stadtbild gestört haben, sind aber unter der Erde verschwunden. Diesen Anblick kennt und liebt Karl, doch heute kommt noch etwas dazu: Es gibt kein Anzeichen von Leben, kein Moller ist in der Luft, wie es sonst trotz der frühen Morgenstunde unvermeidlich gewesen wäre. Der beginnende Sommermorgen ist frisch, die Vögel singen, alles scheint friedlich, doch Karl empfindet den Frieden eher wie die berühmte Stille vor einem großen Sturm.

Er hastet die Treppen des Notausstiegs hinunter zurück in die Wohnung und zieht sich rasch, aber so leise an, dass er Christina nicht aufweckt.

»XP, hinterlass auf dem XP von Christina eine Nachricht, dass ich wegen des Netzausfalls meinen Freund Johann besuche, um mit ihm die Situation zu besprechen.«

»Tut mir Leid, Karl, aber ich habe dir schon erklärt: Ich kann zurzeit mit keinem anderen XP kommunizieren.«

Mehr und mehr wird es Karl klar, wie ungewöhnlich die Lage tatsächlich ist. Wenn der Netzausfall lange andauert, wird es Probleme geben! Er findet im Lichtstrahl seines XP ein Stück Papier und schreibt eine Notiz für Christina. Er ist froh, dass Christina und er in der Schule noch das Wahlfach »Schreiben⁶ und Lesen« gewählt haben, sonst würde er ohne Computer kaum eine Nachricht hinterlassen können.

Mit dem Fahrrad radelt er zur Stadtwohnung seines Freundes Johann. Dieser lebt in einem der alten oberirdischen Häuser, nicht weit vom Stadtzentrum entfernt. Hier, wo man im Frühsommer bei offenem Fenster schläft, hat noch niemand etwas vom Netzausfall bemerkt. Johann und seine Frau wundern sich nicht wenig, dass sie jemand um 5:30 Uhr aus dem Bett klingelt und dabei auch noch fast die beiden Söhne mit aufweckt. Doch als sie Karl sehen, ist ihnen sofort klar, dass ein Notfall eingetreten sein muss.

⁶ Siehe »Das Ende der Schrift« in »Xperten: Der Anfang«.

Johann testet das Licht, ihre XPs, die 3-D-Fernsehanlage, die Mikrowelle - nichts funktioniert. Der Kühlschrank ist im Begriff abzutauen. Und aus der Wasserleitung kommt heißes, aber kein kaltes Wasser. Karl erklärt: »Das kalte Wasser wird über eine Pumpe herangebracht, die Pumpe steht. Eine gewisse Menge heißen Wassers befindet sich aber noch am Dachboden im Boiler mit einem speziellen Luftventil. Bis der Behälter leer ist - und nur so lange -, wird es heißes Wasser geben, das allmählich abkühlen wird.«

Johann ist nachdenklich: »Das Netz ist seit über einer Stunde, seit 4:34 Uhr, zusammengebrochen, sagst du? Unsere XPs können nicht einmal Signale von den Satelliten für das GPS⁷ empfangen. Und das liegt nicht an den XPs, sondern das gesamte elektromagnetische Spektrum ist nur mehr ein Rauschen. Ein derartiger Zusammenbruch aller Kommunikationsnetze ist einfach unglaublich. Was mich beunruhigt, ist«, und aus dem Munde Johanns, eines angesehenen Informatikers an der Technischen Universität Graz, klingt dies besonders bedrohlich, »dass ich nicht glaube, dass ein so massiver Zusammenbruch rasch korrigiert werden kann. Wenn ich optimistisch bin, wird es Tage dauern, bis sich alles normalisiert hat. Ich glaube, wir sollten alle einmal einen Kaffee trinken und dann überlegen, was wir tun können.«

Johanns Frau verschwindet in der Küche. Sie kommt wenige Minuten später mit Brot, Butter, Marmelade, Wurst, Käse, Kuchen und Orangensaft zurück, meint aber entschuldigend: »Kaffee schaffe ich nicht, da fehlt der Strom.«

Es klingelt an der Türe. Draußen steht Christina mit zwei Thermosflaschen in den Händen: »Ich dachte mir, ihr werdet vielleicht Kaffee haben wollen«, lacht sie, »und bei eurer Besprechung möchte ich auch dabei sein.«

»Du musst gleich, nachdem ich weg bin, aufgewacht sein«, meint Karl.

»Ja, mein sechster Sinn sagte mir, dass etwas nicht stimmt, wenn mein Mann mein Bett um 5 Uhr verlässt und nicht einmal einen Versuch macht, mit mir zu schmusen.«

⁷ GPS = Global Positioning System. Erlaubt 2080 bereits jeden Punkt der Erde bis auf Zentimeter genau zu bestimmen. Es ist so gut ausgebaut (und es gibt zwei unabhängige Systeme), dass es mit dem groben GPS vom Ende des letzten Jahrtausends kaum mehr vergleichbar ist.

»Aber wie konntest du heißen Kaffee machen, wenn es doch keinen Strom gibt?« Christina spöttelt: »Man sieht, dass ihr schon zu lange nicht mehr mit einem Zelt unterwegs gewesen seid. Wer da wohl dran schuld ist? Ich vermute fast dein Gatte, ein typischer Workaholic!«

Dann wird Christina aber ernst. »Wisst ihr schon mehr?«

Alle schütteln den Kopf. Während sie hastig frühstücken, erklärt Johann: »Ich glaube, es wird in Graz wie in allen anderen größeren Städten rasch zu ernststen Problemen kommen, wenn wir tagelang ohne Netz sind.«

Karl unterbricht: »Aber warum bist gerade du als Informatiker so pessimistisch? Vielleicht ist bald wieder alles in Ordnung.«

»Ich würde mich freuen, wenn es so wäre. Aber je länger ich darüber nachdenke, umso ernster erscheint mir die Situation. Ich glaube fast nicht, dass der Zusammenbruch natürliche Ursachen hat. Mir erscheint es wahrscheinlicher, dass eine Gruppe, aus welchen Gründen auch immer, diesen Zusammenbruch verursacht und sehr gründlich vorbereitet hat. Nur ein Beispiel: Ich habe vorher meinen alten Laptop, den ich noch ab und zu verwende, angesehen. Der hat eine Brennstoffzelle und läuft auch ohne externe Stromquelle eine Woche lang. Er ist aber um 4:34 unbenutzbar gemacht worden, obwohl er zu diesem Zeitpunkt gar nicht am Internet war. Das heißt, ein Virus, der um 4:34 aktiv wurde, hat ihn lahm gelegt, ein Virus mit ‚Zeitschalter‘, den ich mir schon vor langer Zeit eingefangen haben muss, denn ich war mit dem Laptop schon wochenlang nicht im Computernetz. Wie wir ferner wissen, wurde sogar versucht, die Programme der XPs zu stören, was zum Glück nur teilweise gelang. Wir stehen vor einem wirklich großen Problem. Die Kraftwerke und Verteilungseinrichtungen, die von Computern kontrolliert werden, sind ausgefallen. Um sie wieder funktionstüchtig zu machen, braucht man Computer. Diese aber brauchen Strom. Und selbst wo sie über Batterien oder Brennstoffzellen Saft bekommen, scheinen die Computer mit speziellen Viren verseucht zu sein. Zu dem an sich gefährlichen Henne-Ei-Problem, dass eben die Stromversorgung Computer braucht und die Computer den Strom, kommt also noch die Bekämpfung eines neuen und - wie es scheint - besonders gefährlichen Virus hinzu. XPs galten eigentlich als vollständig virusresistent! Darum glaube ich, dass wir tage- oder wochenlang ohne

Netz sein werden, und das wird vor allem in allen größeren Städten zur Katastrophe führen.«

»Stellt euch einmal vor: Die meisten Familien werden kein Wasser haben, selbst das Abwassersystem wird ausfallen. Zum Kochen verbleibt offenes Feuer oder Campingausrüstung. Wie viele Menschen werden also - wie lange - kochen können? Die Nahrungsmittel, von Fleisch bis zu gefrorenem Gemüse, werden verderben, zu Hause und in den Gasthäusern. Einkaufen wird schwierig, erstens, weil unsere Standardfahrzeuge, die Moller-Personen-, Last- und Busfahrzeuge stillstehen; zweitens können die XPs ihre Funktion zum Identifizieren und Zahlen nicht mehr erfüllen, weil sie mit anderen XPs oder elektronischen Geräten nicht mehr Verbindung aufnehmen können. Also selbst dort, wo zum Beispiel Essen angeliefert werden wird - und das wird in Städten schwierig genug sein -, wird es zu Versorgungsproblemen wegen der Bezahlung kommen. So schön die Abschaffung von Briefmarken 2018 war und die von Bargeld 2065, jetzt erweist sich zumindest das fehlende Bargeld als Problem. Doch auch wenn es existieren würde, könnte es nicht viel helfen. Der persönliche Vorrat ginge bald zu Ende und ein Nachfüllen bei Geldausgabestationen oder bei Banken wäre auf Grund des Computerausfalls unmöglich. Selbst wenn die Regierung - auf welcher Ebene immer - gute Ideen hat, wie wird sie diese der Bevölkerung mitteilen? Ein paar alte Lastautos wird man schon noch finden. Selbst bei Kastner und Öhler & Co, auch gegen Ende des 21. Jahrhunderts noch das größte Kaufhaus in Graz, wo meine Frau ja als Managerin des Hauptlagers arbeitet, sind noch immer welche für Sonderaufgaben im Einsatz (meist, wenn man als Alternative sehr große Lastmoller verwenden müsste). Man kann damit durch die Straßen fahren und mit batteriebetriebenen Lautsprechern Durchsagen machen ... so weit die Straßen noch existieren. Von öffentlicher Seite wurde ja die Straßenbetreuung schon 2072 eingestellt. Aber ob diese Art der Einwegkommunikation ausreicht, um Panik zu vermeiden? Ja selbst wenn Panik und Chaos vermieden werden können, ist die Grundversorgung aller auf längere Zeit gesichert? Ich kann nur hoffen, dass eine Inbetriebnahme des Netzes gelingt, bevor die Probleme massiv werden. Auf uns kommt jedenfalls eine unruhige Zeit zu, in der wir nicht in einer Stadt sein sollten. Wir haben es Karl zu verdanken, dass wir einen gewissen

Zeitvorsprung haben, wir sollten die Stadt sofort verlassen. Fragt sich nur, wohin.«

Karl antwortet ohne zu zögern: »Ich denke, du hast absolut Recht. Meine Schwester, die mit ihrer Familie in Wien lebt, und ich haben zusammen von den Eltern einen großen Bauernhof bei Wildon geerbt, den ich zurzeit mit Hilfe von Aushilfskräften mehr schlecht als recht bewirtschafter. Wir haben dort Kartoffeläcker, einige Gemüsefelder, natürlich Kürbisse, wie es sich in der Steiermark gehört, ein bisschen Wein, Hühner und Kühe. Dazu kommt ein eigener Brunnen und ein Stück Wald, wenn das Holz ausgehen sollte. Ihr kommt mit euren beiden Söhnen natürlich mit. Wir werden nicht nur jede Hand brauchen, die wir bekommen können, dein Ältester ist doch gerade mit dem Telematik-Studium an der Technischen Universität fertig geworden ... Und studiert nicht auch der jüngere Telematik? Nach dem, was du erzählt hast, werden eure geballten Informatikkenntnisse vielleicht noch recht nützlich sein.«

Johann schlägt Karl liebevoll auf die Schulter: »Du bist ein guter Freund und wir sind dir für den Vorschlag sehr dankbar. Wir kennen euren Besitz, wir waren einmal am Wochenende bei euch, erinnerst du dich?«

Karl runzelt die Stirn, aber Christina meint: »Freilich, Karl, erinnerst du dich denn nicht, ihr habt zusammen Edelkastanien gesammelt und seid dann mit zwei riesigen Säcken zurückgekommen. Ich war verzweifelt, weil ich dann wochenlang Gerichte mit Kastanien kochen musste. Wegwerfen wollte ich sie nicht.« Karl schlägt sich an die Stirn: »Stimmt, natürlich, ich erinnere mich noch, dass ich diese Zeit die Kastanienepoche nannte, weil du bei Kastaniensuppe, bei Kastanien als Beilage in verschiedenster Form bis zu Kastaniennachspeisen deine ganze griechische Kreativität ausgelebt hast.«

Christina freut sich über das Kompliment, wird aber sofort ernst: »Wie kommen wir ohne Moller nach Wildon?«

»Das ist das geringste Problem. Als Managerin des Hauptlagers von Kastner und Öhler & Co kann ich einen Lkw organisieren, mit dem wir hinfahren.«

»Du willst einen Lkw von deiner Firma stehlen?«, wundert sich Christina. »Nein, nicht stehlen. Ich hinterlasse akribische Angaben über alles, was wir mitnehmen - es wird ja nicht nur der Lkw sein -, mit einer handschriftlichen Einzugsberechtigung von meinem Konto.«

»Dann ist alles klar«, meint Karl. »Es ist jetzt 6:15 Uhr. Wann können wir weg, wie treffen wir uns, wie viel darf jeder mitnehmen?«

Johann hebt die Hand: »Moment, das geht zu schnell. Das Bauerngut bei Wildon ist sicher besser, als hier in der Stadt zu bleiben. Ich habe trotzdem große Bedenken, es ist zu nahe bei Graz.«

Johann blickt zu Boden: »Vielleicht bin ich ein Pessimist, spinne nur und habe zu viele Bücher über die Katastrophen gelesen, die mit Beginn 2000 durch Computer auftreten würden und die dann nie aufgetreten sind. Aber wenn ich Recht habe und der Netzzusammenbruch länger anhält, werden die verzweifelte Menschen außer Kontrolle geraten. Sie werden in Scharen kommen, mit Fahrrädern, dem einzigen Gerät, das schneller als die Beine ist und von dem es in jeder Familie eines gibt. Sie werden die Kartoffelfelder plündern und, wenn sie ganz verzweifelt sind, sich über die Kühe und Hühner hermachen. Und was wollen wir dann tun? Mit einem Gewehr auf Posten stehen und notfalls auf solche hungrige Räuber schießen? Alle Richtungen und den Wald gleichzeitig bewachen? Ich würde mich sehr viel wohler fühlen, wenn wir in einer entlegeneren Gegend wären, wo man sich nur in eine Richtung gegen Eindringlinge wehren muss. Man kann dann Barrikaden bauen, ein paar scharfe Hunde haben usw. Ich glaube, du solltest das Anwesen deiner Schwester überlassen. Ihr Mann ist Offizier, er wird sich mit der Familie und mit einigen Freunden aus seinen Kreisen schon durchschlagen und vielleicht bessere Chancen haben als wir, das Gut zu verteidigen. Und wenn wir zu sechst dann auch noch dort sind, dann ist einfach nicht Platz für alle, obwohl ...«

Christina unterbricht ihn: »Ich habe die Lösung. Wir schlagen uns zu dem Anwesen meines Vaters in Griechenland durch. Es liegt nördlich von Ioannina in den Bergen, etwas nordöstlich von Monodendron. Der Hof ist sehr groß, nach Norden durch einen senkrechten Abbruch in die Vikos-Schlucht geschützt und nur über eine einzige Staubstraße erreichbar. Mein Vater, Paul Kalkias, ist pensionierter General. Er hat in den Dörfern in der Nähe großes Ansehen, hat sich auf einer Erhebung so etwas wie eine ‚Burg‘ gebaut und immer ein großes Lager von unverderblichen Lebensmitteln. Noch einige Punkte sprechen sehr dafür. Ich weiß, dass er dort ist, denn ich habe gestern Abend noch mit ihm gesprochen. Moment, hört euch an, was er mir gesagt und was mein XP sicher gespeichert

hat. XP, kannst du das Stück des Telefonats, wo mein Vater uns einlädt, vorspielen?»

Die XPs haben sich bisher an der Unterhaltung nicht beteiligt, obwohl sie durch ihre Programmierung das meiste verstanden haben und auf Wunsch auch ihre Meinung äußern würden. Der XP Christinas wiederholt auf Deutsch, was Christinas Vater gestern auf Griechisch⁸ gesagt hat:

»Liebe Tochter, ich freue mich, dass es euch so gut geht. Aber die Zeiten sind vielleicht unruhiger, als ihr denkt. Es gibt eigentümliche Gerüchte über bevorstehende Katastrophen. Hoffen wir, dass sie ausbleiben. Aber eines sollst du wissen: Ich habe mich in meine ‚Burg‘ in den Pindos-Bergen nicht grundlos zurückgezogen und bleibe zumindest über den Sommer hier. Du und dein Mann, aber auch Freunde von euch sind herzlich willkommen. Wir können euch alle leicht unterbringen und verpflegen, auch auf Monate, glaub mir. Wenn es ernste Probleme gibt, kommt zu uns. Du weißt ja, wie du mich benachrichtigen kannst.«

Hat der Vater Christinas etwas vom Zusammenbruch des Netzes geahnt, als er von Gerüchten über Katastrophen sprach? Die Einladung ist offensichtlich ehrlich gemeint. Der Ort und die Vorbereitungen dort scheinen ideal. Aber wie kann Christina ihren Vater in Griechenland verständigen, wenn keine Kommunikation funktioniert? Johann schaut fragend, Karl nickt Christina ermutigend zu. Da hält sie sich nicht weiter zurück: »Dies ist ein so großes Geheimnis, dass wir es nicht einmal euch, unseren besten Freunden in Graz, bisher erzählt haben. Ihr müsst versprechen es geheim zu halten.« Beide nicken. »Meinem Vater ist es gelungen, vor einiger Zeit um sehr viel Geld zwei Stück der mysteriösen Mindcaller⁹ zu kaufen.«

Aufgeregt unterbricht Johann: »Die gibt es also wirklich? Es wurden über sie ungefähr so viele Märchen erzählt wie über UFOs, sodass ich sie für Erfindungen gehalten habe. Gibt es tatsächlich Mindcaller?»

Christina fährt fort: »... die genaue Zahl ist nicht bekannt, man munkelt von elf. Mein Vater hat meinem Bruder Alex, der in Alberta, in Kanada, eine Ranch betreibt, einen der beiden Mindcaller geschenkt. Damit können sich die beiden jederzeit und ohne weitere

⁸ Siehe »Brauchen wir noch Sprachunterricht?« in »Xperten: Der Anfang«.

⁹ Siehe »Xperten: Der Parakommunikator«.

Technik telepathisch verständigen, wobei die Verständigung über Worte hinausgeht, nämlich auch Bilder, Szenen, bewegte Symbole etc. beinhalten kann. In Alberta ist es jetzt Abend. Wenn dort das Netz zur selben Zeit zusammengebrochen ist, dann war das gestern Abend Albertazeit. In diesem Fall ist vielleicht mein Vater der einzige Mensch in Europa, der weiß, ob das Netz in Kanada noch funktioniert oder nicht. Was aber noch wichtiger für uns ist: Kennt mein Vater einen Menschen gut, so wie mich oder Karl, und denkt diese Person mit einem gewissen Gedanken fest an den Vater, dann ‚hört‘ das mein Vater. Allerdings hört er nur, was die Person übermitteln will, nicht umgekehrt. Immerhin, wenn wir beschließen, uns auf den Weg zur Burg meines Vaters zu machen, dann kann ich ihm das mitteilen und ihn auf dem Laufenden halten. Mein Vater erhält von vielen Freunden solche Botschaften, das heißt, er wird zu jedem Zeitpunkt wissen, wie es in der Welt aussieht.«

Karl bricht das darauf folgende Schweigen: »Ich glaube, alle wollen zur Burg, oder?«

Johann antwortet: »Wenn ihr uns mitnehmt, wäre es toll. Wir stehen dann ganz tief in eurer Schuld.«

»Unsinn«, erwidert Christina, »wir sind Freunde. Und übrigens, ganz egoistisch, wir brauchen eure Hilfe, um an einen Lastwagen heranzukommen. Nur so können wir es schaffen ..., wenn wir überhaupt mit einem Lastauto durchkommen.«

Nun reden alle fast gleichzeitig: »Mein XP hat inzwischen die Satellitenkarten von Südosteuropa von gestern ausgewertet. Die nach dem Beitritt zur EU von Serbien und Makedonien rasch ausgebauten mehrspurigen Autobahn Berlin-Athen ist in großen Teilen noch befahrbar. Wir müssen die Autobahn zwar mehrmals verlassen, doch sind das bis Belgrad immer nur einige Kilometer. Bei Belgrad wurde die Autobahn über eine weite Strecke in einen Vergnügungspark umgebaut, da müssen wir einen größeren Bogen machen. Südlich von Skopje schaut es schlechter aus, da müssen wir über Landstraßen nach Westen ausweichen. Wir erreichen unser Ziel, wenn überhaupt, nicht von Süden über Ioannina, sondern vom Norden über Kosani und Konitsa. Wir müssen notfalls das Lastauto stehen lassen und zu Fuß weiterwandern. Wir benötigen für alle also die notwendige Ausrüstung.«

»Ich gehe die Kinder wecken und packen. Wir treffen wir uns in der Tiefgarage, Level 2, beim Kastner. Dort suchen wir uns noch

aus dem Lager, was wir unbedingt brauchen, holen dann alles aus unseren Häusern und fahren los«, meint Johannis Frau.

»Ich schlage vor, Treffpunkt Kastnergarage um 8:00 Uhr«, sagt Johann.

Alle schauen auf die Uhr. Es ist schon 6:30 Uhr! Wie soll sich das ausgehen?

»Johann, warum hast du es so eilig?«, fragt Karl. Johann schaut alle der Reihe nach an: »Es ist alles eine Zeitfrage. Sobald sich die ersten Initiativen von Bürgern formieren oder sich die Polizei koordiniert, werden als eine der ersten Maßnahmen alle Fahrzeuge von den Behörden beschlagnahmt. Ich würde das auch tun, denn die Fahrzeuge sind die einzige Möglichkeit für Versorgung und notfalls für Flucht.«

Karl macht sich plötzlich Sorgen. »Wir werden nirgends tanken können. Hat Kastner und Öhler ein Dieseldepot, an das du herankommst? Wir werden für die 1.300 Kilometer mindestens 350 Liter Diesel benötigen, vorsichtshalber 400.«

»Ja, es gibt ein solches Depot. Wir müssen zehn 40-Liter-Kanister abfüllen und mitnehmen; ich weiß, wo die sind.«

Karl steht auf. »Christina, fängst du mit dem Packen an? Ich komme bald nach. Aber ich glaube, wir sollten den Landeshauptmann warnen und ihn fragen, ob er mitkommen will. Außerdem könnte er uns helfen.« Die beiden Frauen schauen fragend, aber Johann meint anerkennend: »Ja, Karl, du hast Recht. Gehen wir, wir haben wenig Zeit.«

Der Landeshauptmann ist ein rüstiger Sechziger, der in mehr als zehn Jahren die Vaterfigur der Steiermark geworden ist. Er lebt direkt neben seinem Büro in einer Wohnung der alten Prachtbauten, die noch stehen. Nachdem seine Frau vor drei Jahren gestorben und die Ehe kinderlos geblieben ist, lebt er nur noch für seine Arbeit. Er ist meist bis spät in die Nacht auf, aber dafür eher ein Langschläfer. Johann klopft so lange an die Tür, bis der LH aufwacht. Als er Karl sieht, ist er verblüfft, aber da Johann ihn als besten Freund vorstellt, nickt er und lässt beide ein.

Johann berichtet vom Netzzusammenbruch. Der LH hört ruhig zu. »Lasst uns einmal sehen, ob die ‚sicheren Verbindungen‘ zu den anderen LHs auch ausgefallen sind und die Spezialleitung zur Bundesregierung.« Das Ergebnis ist ernüchternd. Auch diese angeblich

ausfallsicheren Verbindungen sind tot. Johann erzählt von seinen Sorgen, dass der Ausfall lange dauern und die Stadt, das Land Steiermark, ja ganz Europa in Chaos stürzen könnte. Der LH will nicht recht an das Horrorszenario glauben, das Johann schildert. Erst als dieser etwas erregter sagt: »Heinz, du hast mir auch nicht geglaubt, dass deine Verbindung zur Bundesregierung nicht sicher ist. Wer hat Recht gehabt? Du stehst vor der wahrscheinlich größten Krise deines Lebens. Ich habe dir erzählt, was wir vorhaben, willst du nicht mitkommen? Du hast den General persönlich kennen gelernt, als er in Graz war, erinnerst du dich?«

»Ja, natürlich, wir verstanden uns sehr gut. Johann, ich verstehe, warum du das machst. Du musst schließlich an deine Kinder denken. Aber ich bleibe hier. Danke für deine Warnungen und Vorschläge. Vielleicht gelingt es mir, das Schlimmste zu verhindern, aber ich sehe es wie ihr: Wenn der Ausfall länger als sechs bis zehn Tage dauert, wird es böse. Ich werde alles daran setzen, dass die Kontrolle nicht völlig verloren geht. Und mit viel Disziplin und Riemen-enger-Schnallen muss dieser Sommer zu überstehen sein. Wenn wir bis Winter keine Lösung haben, dann Gnade uns Gott! Die Idee, alte Eurobanknoten und Briefmarken wieder als Währung zuzulassen und sogar an alle mit oder ohne Besicherung zu vergeben, ist großartig. Damit können die Leute einkaufen und wir verhindern so die sonst sicheren Plünderungen - immer der erste Schritt ins Chaos. Und die Idee des mündlichen Kettenbriefes zur Informationsweitergabe ist auch bemerkenswert, wenn uns nicht rasch was Besseres einfällt: Jeder sagt also die Botschaft an je fünf Familien, die im Norden, Osten, Süden und Westen wohnen, weiter. Dir wünsche ich nun alles Gute. Aber was wollte dein Freund Karl von mir?«

Karl lächelt. »Ich habe ein Geschenk und eine Bitte. Hier sind die Schlüssel für den Bauernhof Wildonstube in Wildon. Er gehört mir und meiner Schwester, die in Wien wohnt. Verfügen Sie über den Hof und die dort lagernden Vorräte nach Belieben, ich möchte als Gegenleistung nur eines: Falls meine Schwester mit ihrer Familie auftaucht, dann denken Sie fest an den General und auch daran, wie es meiner Schwester geht. Vielleicht können Sie das in Abständen wiederholen. Mein Schwiegervater hat mir anvertraut, dass Sie von seinem Mindcaller wissen, ich erfahre also auf diese Weise, wie es meiner Schwester geht. Außerdem gebe ich Ihnen einen Rat: Wenn

es Ihnen gelänge, mit der Abteilung für Eisenbahntechnik an der Technischen Universität Graz eine der alten Dampflok- und Zug-garnituren zu reaktivieren, die Schienen Graz-Triest wurden ja bis vor wenigen Stunden für die Modulbahn verwendet, hätten Sie eine zwar total veraltete, aber mächtige Verbindung zu einem Hafen. Wer weiß, ob dort nicht Tausende Tonnen von Gütern liegen, die einfach verkommen, weil es keine verwendbaren Lastmoller und keine computergesteuerten Modulbahnen mehr gibt. Die lokale Bevölkerung kann gar nicht alles wegschleppen, was dort für Millionen von Europäern angeliefert liegt.« Auch der LH und Johann halten die Idee mit der Dampflokomotive für gut. Die drei Männer schütteln sich die Hände. Es ist ein gefasster Händedruck. Wenn die Welt untergeht, dann möge sie das in Würde tun.

Als die Gäste fast die Tür erreicht haben, ruft der LH: »Halt! Eines kann ich noch für euch tun. Hat einer von euch ein Holobild von sich mit? Das wäre wichtig.«

Karl zögert keinen Augenblick: »Wenn es wichtig ist, verwenden wir das Bild aus meinem Führerschein.«

»Urteilen Sie selbst«, meint der LH und hält Karl eine fast vollständig ausgefüllte Urkunde hin. In allen 23 offiziellen Sprachen der EU steht dort: »Der Leiter dieses Transports wie abgebildet ist auf einer speziellen Mission der österreichischen Bundesregierung im Auftrag der Europäischen Kommission. Alle Organe aller Mitgliedsstaaten werden aufgefordert, diesem Mann und seinem Transport alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen.«

Karl reißt das Holobild aus dem Führerschein und gibt es dem LH, achselzuckend. »Ich habe ohnehin nie verstanden, warum es so etwas gibt, wenn alle Daten für alle Sicherheitsorgane erkennbar auf meinem XP gespeichert sind. Entweder werde ich den Führerschein ohnehin nie mehr brauchen oder ich kann ihn später als verloren melden.«

Der LH klebt das Holobild vorsichtig ein, fügt einen »digitalen Schlüssel« dazu und gibt die Urkunde Karl: »Vielleicht hilft sie euch, wenn ihr angehalten werdet. Übrigens, um wie viel Uhr beladet ihr den Lkw vor der Stadtwohnung?« »Gegen 8:30«, antwortet Johann, ohne im Moment den Sinn der Frage zu verstehen.

Um 8 Uhr treffen sich wie vereinbart Karl und Christina mit Johann und seiner Familie in der Kastner Parkgarage. Zunächst wird ein

Lkw ausgewählt. Ginge es nach Johann, würde man das kleinste Modell wählen. Aber Karl besteht auf einem hinreichend großen, der einen voll beladenen Anhänger ohne Aufbau ziehen kann. Er will darauf den größeren der beiden Traktoren von seinem Bauernhof in Wildon mitnehmen: »Wenn wir hängen bleiben, kann der Traktor den Lkw (vielleicht) herausziehen. Der Traktor kann auch zum Errichten einer Barriere dienen und - wenn wir ihn bis zur Burg bringen - zum Pflügen, zum Fahren durch unwegsames Gelände. Er kann uns befördern, wenn aus irgendeinem Grund der Lkw nicht durchkommt. Die Vorstellung, dass wir Hunderte Kilometer zu Fuß durch Makedonien oder Nordgriechenland wandern müssen, finde ich wenig verlockend.«

Dann wird der Lkw voll betankt und zehn 40-Liter-Kanister mit Diesel werden verladen. Karl schwindelt fünf Kanister dazu, weniger als Reserve, mehr als Treibstoff für den Traktor. Der vordere Teil der gedeckten Ladefläche des Autos wird als »Wohnraum« mit Matratzen und mit Campingausrüstung zum Kochen eingerichtet. Unter den Matratzen versteckt Johann mehrere Pistolen und Jagdflinten mit Munition sowie einige Signalraketen. Die beiden Frauen besorgen eine Auswahl lang haltbarer Lebensmittel und etwas frischen Proviant für den ersten Tag. Während sich Karl um Werkzeug kümmert, holt Johann mit seinen Söhnen Pakete mit Medikamenten und mehrere Garnituren von Zelten, die man nach dem Aufladen der persönlichen Habseligkeiten so schlichten will, dass der Transport bei flüchtiger Inspektion wie ein Transport von Medikamenten und Notunterkünften aussieht.

Obwohl es Sonntag und Johanns Frau hier im Lager die Chefin ist, ist sie sehr nervös: Wenn jetzt jemand von der Geschäftsführung kommt, gibt es Probleme. Aber alles läuft glatt. Als sie gegen 8:30 Uhr aus der Kastner Garage mit noch leerem Anhänger herausfahren, haben sich die Straßen von Graz schon gefüllt. Jeder erkundigt sich bei jedem, was denn los sei, wie lange der Netzausfall denn noch dauern würde usw. Die schwere Lastwagenkombination wird mit Misstrauen beäugt, einige Male versuchen Männer den Weg zu verstellen und brüllen: »Was ist los? Wo wollt ihr hin?« Nicht einmal Johann hat damit gerechnet, dass sich die Stimmung so rasch aufheizt. Er bittet die Kinder und die beiden Frauen sich im Vorderteil des Laderaums des Lkws zu verstecken. Er und Karl

allein werden das Notwendige aus dem Keller verladen. Er dankt seiner Eingebung, 20 leere Kartoffelsäcke mitgenommen zu haben. Nur so wird man die persönlichen Habseligkeiten unauffällig verladen können.

Das Verladen selbst wird dann ein Speirutenlauf. Eine Gruppe von Leuten umringt den Lkw, verfolgt die beiden Männer oft bis in den Keller, bestürmt sie mit Fragen. Ihr stereotype Antwort: »Bitte helft uns, es geht um Minuten«, wobei sie gleichzeitig den Fragestellern einen vollen Sack in die Hände drücken, den dann jeder zur Überraschung Karls tatsächlich zum Laster trägt, wirkt einige Male. Dann wird die Stimmung immer unfreundlicher. Johann nickt Karl zu: Sie müssen den Rest zurücklassen. Wenn sie nicht sofort fahren, kommen sie nicht mehr weg. Sie springen ins Führerhaus, verriegeln es von innen. Eine Menschentraube vor dem Lkw - einige setzen sich auf die Straße - verhindert ihr Wegfahren, zornige junge Männer springen auf die Trittbretter und versuchen die Türen aufzubrechen. Ein erster Stein erzeugt Sprunglinien in der rechten Scheibe des Führerhauses. Karl sitzt wie gelähmt am Steuer, Johann übernimmt das Kommando: »Karl, hup laut und beginn ganz langsam zu fahren.«

Dies scheint den Zorn der Gruppe nur noch mehr anzufachen. Plötzlich aber wird es ruhig. Auf dem Gehsteig lichtet sich die Menge um einen älteren Mann, um Heinz Stger, den LH!

»Liebe Mitbürger, Sie haben sicher bemerkt, dass unser gesamtes Computer- und Stromnetz zusammengebrochen ist. Wir wissen noch nicht, warum, aber auch das Kraftwerk Wildon steht - durch eine Explosion, wurde mir mitgeteilt. Dieser Wagen soll Hilfsgüter und Medikamente nach Wildon bringen. Wer ist denn auf die verrckte Idee gekommen, diese Hilfestellung zu behindern?«

»Wir wollten doch nur wissen, was los ist!«, verteidigt sich einer der Männer.

»Das wissen die Männer im Lkw im Moment genauso wenig wie ich. Wir haben um 9 Uhr eine Krisensitzung der Landesregierung (dass nur etwa 15 Prozent der Mitglieder erreichbar und anwesend sein werden, verschweigt er) und wir werden dann, notfalls über Lautsprecherautos, Informationen und Maßnahmen bekannt geben. Und nun gebt die Straße frei.«

Die Leute weichen zurück, Karl beginnt zu fahren, winkt dem LH mit Respekt und Dank zu: Er hat für sie gelogen! Der LH redet

weiter: »Nun genießt einen schönen Sonntagvormittag und sagt es allen, die ihr trifft: Ab 13 Uhr gibt es am Hauptplatz Essen, das uns die Feldküche des Bundesheeres zubereitet, auch wenn es dann vielleicht schon wieder Strom geben sollte.«

Johann und Karl schauen sich an. Darum hat der LH nach ihrer Abfahrtszeit gefragt! Er hat geahnt, dass sie Schwierigkeiten haben würden! Wie er außerdem inzwischen eine der Garnisonen des Bundesheers mit einer Feldküche erreichen und für das Mittagessen gewinnen konnte, bleibt für sie ein Rätsel. »Wenn Graz und die Steiermark eine Chance haben, die nächsten Tage und Wochen ohne Chaos zu überstehen, dann wird Heinz Stöger die größte Leistung seines Lebens vollbracht haben«, murmelt Karl. Johann nickt schweigend.

Von Graz nach Wildon sind es nur 25 Kilometer. Der Bauernhof Wildonstufe lässt sich erreichen, ohne dass man in den Ort hineinfahren muss. So gelingt es diesmal ohne Aufsehen den großen Traktor - mit einer Schubschaufel vorne und einer starken elektrischen Winde hinten - auf den Anhänger zu verladen. Karl macht dies für die anderen viel zu langsam und penibel, mit Metallleisten, die ein rasches Ab- und Beladen des Anhängers mit dem Traktor in Zukunft erlauben. Auf eine entsprechende Beschwerde reagiert er ruhig: »Johann hat seine Ahnungen und ich meine. Der Traktor muss so verstaubt sein, dass er durch die Planen nicht als solcher erkennbar ist. Ich muss aber notfalls in der Lage sein, ganz schnell herunterzufahren, aber auch wieder auf den Anhänger zurückzukommen. Hoffentlich brauche ich dieses Manöver nicht, aber glaubt mir, nach dem, was wir schon in Graz heute Morgen erlebt haben, halte ich alles für möglich.«

Es ist fast 10:00 Uhr, als sie bei Wildon wieder auf die Autobahn auffahren. Nun geht es - meist mit 80 km/h - nach Süden. Immer wieder winken ihnen Menschen drohend zu, die sich die seinerzeitige Autobahn als Platz für Inlineskating und alle möglichen Sportarten angeeignet haben.

»Nach der Satellitenfotoauswertung meines XP könnte die Umfahrung von Zagreb kritisch werden«, meint Johann, als sie gegen Mittag noch zirka 10 Kilometer von der Abzweigung nach Rijeka entfernt sind. »Die größeren Städte tendieren dazu es Belgrad nachzumachen und Alternativnutzungen für die Autobahn zu entwickeln.«

Als die Schilder »Autobahn Richtung Rijeka« (wo sie eigentlich nicht hinfahren wollen) auftauchen, sehen sie auf »ihrer« Autobahn einen Polizisten auf einem Motorrad mit Blaulicht. »Das muss er aus der Mottenkiste ausgegraben haben«, murmelt Christina, die sich zwischen die beiden Männer gesetzt hat. Wohl ist allen dreien nicht.

Rasch entschlossen biegt Karl in die falsche Richtung - Richtung Rijeka - ab, nur um die Polizei zu vermeiden. Vergeblich. Der Mann hat sie bemerkt, holt sie mit seinem Motorrad leicht ein und winkt sie zum Straßenrand. Karl kurbelt die Windschutzscheibe gelassen hinunter und zeigt dem Polizisten die vom LH ausgestellte Urkunde. Der Polizist studiert sie kurz und spricht dann in Kroatisch auf sie ein. Normalerweise hätte sich der XP des Polizisten mit Karls XP in Verbindung setzen sollen und Karls XP hätte dann die Übersetzung vorgenommen. Da die XPs aber keine Verbindung haben, fürchtet Karl einen Augenblick, dass es hier und später immer wieder Sprachprobleme geben wird. Dabei unterschätzt er allerdings die Intelligenz der XPs. Sie haben ihre durch Viren zerstörten Übersetzerprogramme neu gestartet und so übersetzt der XP des Polizisten das Gesprochene in einwandfreies Deutsch, das durch den eingebauten Lautsprecher wiedergegeben wird. »Echte Simultanübersetzung«, bewundert Karl das Geschehen und selbst der Informatiker Johann ist beeindruckt.

Das Ergebnis der Unterhaltung ist gleichzeitig komisch und tragisch: Der Polizist wird ihnen ein Stück Richtung Rijeka Geleitschutz geben! Ohne dass sie es wollen, fahren sie also nun in die falsche Richtung. Erst bei Karlovac werden sie den ungeliebten Geleitschutz los, fahren von der Autobahn ab und direkt nach Osten. Nach einer weiteren Stunde werden sie bei der Überquerung der Save bei Sisak wieder gestoppt. Auch hier hilft die Urkunde. Bevor sie wieder auf die Autobahn Richtung Belgrad auffahren, zweigen sie auf eine unscheinbare Straße ab, dann nochmals, bis sie in einem Wäldchen außerhalb der Sichtweite irgendeines Hauses und weit genug entfernt von der Hauptstraße sind; hier bleiben sie zu einer späten Mittagspause stehen. Es ist schon nach 14 Uhr, alle sind inzwischen hungrig und unruhig. Von den 1.300 Kilometern, die sie zu fahren haben, liegen wegen des Umwegs erst 230 hinter ihnen!

Trotzdem genießen alle die Pause. Auf einer kleinen Wiesenlichtung blühen Blumen, eine Mischung aus Mohn und Margariten. Ein

Buntspecht hämmert, Spatzen und Meisen picken die Krümel auf, die vom Essen übrig geblieben sind, Sonnenstrahlen zaubern aus den Blättern ein hellgrünes Wunderland. Ein Reh mit seinem Kitz kümmert sich wenig um die Österreicher. Die Natur lässt sich offenbar von der Dummheit der Menschen nicht beeindrucken. Wie sagte doch die Erde zu einem anderen Planeten als sie sich treffen: »Mir geht es zurzeit sehr schlecht, ich bin von Milliarden von Menschen infiziert.« Worauf der andere tröstet: »Mach dir nichts draus, das habe ich auch schon gehabt, aber das Problem löst sich von selbst.«

Die Stimmung ist vorübergehend so gelassen, dass Johann nicht protestiert, als sich nach einer Beschwerde von Christina - »Du hast mich heute noch gar nicht richtig geküsst« - Karl und Christina mit einer Decke auf eine halbe Stunde zurückziehen. Sie kommen Hand in Hand und sichtlich entspannt zurück: »Ich habe meinem Vater mitgeteilt, dass wir auf dem Weg zu ihm sind, aber vorsichtig fahren müssen und wohl noch bis zu zwei Tagen brauchen werden«, meldet Christina.

Nun geht es weiter. Johanns Söhne haben inzwischen die von ihrem Vater versteckten Pistolen gefunden, was das ganze Abenteuer noch aufregender macht. Ernst nehmen sie es noch nicht.

Nach vier relativ ruhigen Stunden und 300 Kilometer Fahrt sind sie 50 Kilometer vor Belgrad. Sie müssen nun auf Grund aller Informationen, die sie haben, weit nach Süden auf einfache Straßen ausweichen. Sie verlassen die Autobahn bei Ruma Richtung Sabac, nur 35 Kilometer südlich. Gleich bei der Einfahrt in den Ort steht Polizei, hält sie an und fordert sie auf, den Lkw zu übergeben. »Er wird für die Versorgung der lokalen Bevölkerung benötigt. Sie dürfen bei uns bleiben und bekommen das Fahrzeug zurück, sobald sich die Situation normalisiert hat.«

Weder die Urkunde noch lange Diskussionen helfen. Die Polizei nimmt eine immer drohendere Haltung ein. »Wir müssen einfach durch, fahr los!«, flüstert Johann, »sie haben kein Fahrzeug, um uns einzuholen!«

Karl gibt sich den Anschein, als würde er nachgeben, beginnt seine Tür zu öffnen. Dann gibt er Gas. Der Lkw mit Anhänger ruckt und obwohl Karl auf der schmalen Straße - ohne ein Unglück anzustellen - kaum 50 km/h schnell fahren kann, ist das schneller, als die Polizisten laufen können. Sie gehen langsam weiter (warum gehen

sie überhaupt weiter?), ziehen ihre altertümlichen Pistolen und schießen auf das sich entfernende Auto. Abgesehen von zwei Löchern in der Plane richten die Schüsse keinen Schaden an. Aber der Schock sitzt tief bei den Grazern. Würde es noch eine funktionierende EU geben, dann wären sie jetzt europaweit gesuchte Verbrecher, mit ihrem Fahrzeug kinderleicht aufzuspüren. Die Begeisterung der Buben ist nun etwas gedämpft.

Aber Sabac hat noch eine zweite Überraschung für sie: Am anderen Ortsende ist zwar keine Polizei, aber eine solide Blockade, durch die der Lkw nicht hindurch kann. In fünf bis zehn Minuten werden die Polizisten sie eingeholt haben! »Übernimm den Lkw«, ruft Karl Johann zu, »jetzt bin ich dran.«

Er klettert unter die Plane des Anhängers, startet den Traktor und fährt damit vom Anhänger herunter. Mit gesenkter Schaufel (die normal zum Schneeräumen oder für Erdarbeiten dient) fährt er mehrmals in die Barriere. Menschen haben sich gesammelt, schauen aus den Fenstern, mischen sich aber nicht ein. Plötzlich sieht Johanns ältester Sohn, wie jemand den Lauf eines Gewehrs aus einem Fenster steckt.

»Vater, jemand versucht auf uns zu schießen«, ruft er verzweifelt. »Schnell, gebt mir zwei Pistolen«, ruft Johann. Bewaffnet springt Johann aus dem Auto und schießt in die Luft. Die Menschenmenge rennt davon, der Gewehrlauf verschwindet. Inzwischen ist die Breche groß genug. Karl winkt Johann loszufahren, er kommt mit dem Traktor nach. Johann fährt nur so schnell, dass der Traktor nicht zu weit zurückbleibt. Als sie vielleicht 5 Kilometer vom Ort weg sind, bleibt Johann stehen. Karl fährt mit dem Traktor auf den Anhänger, verankert ihn und deckt ihn mit einer Plane wie gehabt zu.

»Wir müssen nach 2 Kilometern nach Süden in Richtung Valjevo abbiegen. Das wird eine sehr schlechte Straße durch etwas bergige Landschaft und wenn wir Pech haben, werden wir morgen bei Ortsdurchfahrten so freundlich behandelt wie gerade vorher«, meint Karl. In der beginnenden Abenddämmerung finden sie die gesuchte Abzweigung. »Hier ist vermutlich noch nie ein Lkw mit schwerem Anhänger gefahren«, kommentiert Johann. Karl versucht sein Bestes. Vor einer mit »Gesamtgewicht 2 Tonnen« beschilderten Brücke bleibt er stehen. »Hier können wir nicht drüber. Ich werde mit dem Traktor neben der Brücke eine Abfahrt und auf der anderen Seite eine Auffahrt planieren. Dann ziehe ich den Lkw durch den Bach

und zerstöre die Brücke (ich habe Angst vor Verfolgern). Nach einigen weiteren Kilometern ziehe ich den Lkw für die Nacht von der Straße weg in den Busch und verwische die Lkw-Spuren. Während ich die Überfahrt präpariere, kannst du vorgehen und nach einem geeigneten Platz zum Übernachten Ausschau halten.«

Johann bewundert die Selbstverständlichkeit, mit der Karl das Kommando übernommen hat. Er nickt schweigend. Die Buben schauen Karl mit Bewunderung zu, wie dieser das Ufer immer mehr abschrägt, bis es für den Lkw geeignet erscheint. Johann kommt mit guten Nachrichten: Es gibt nur 2 Kilometer weiter einen idealen Platz. Mit eigener Kraft und gezogen vom Traktor schafft der Lkw die Bachüberquerung leicht. Karl zerstört die Brücke so, dass auch die abgeschrägten Ufer wieder unbefahrbar werden. Hier kommt niemand durch, wenn nicht ein anderer Großtraktor oder eine Planierdrape für Ordnung sorgt.

Die von Johann gefundene Stelle ist so idyllisch wie die zu Mittag. Die Versuchung, hier ein Lagerfeuer zu entfachen und ein paar schöne Lieder zu singen, ist groß, aber die Bedenken überwiegen vernünftigerweise. So kocht diesmal Karl ein Drei-Gänge-Mahl aus Astronautennahrung und öffnet zuerst eine, dann noch eine Flasche Schilcher. Der Mond beginnt bald mehr Licht zu geben als die Abenddämmerung. Es ist verlockend, in dieser lauen Frühsommernacht im Freien zu sitzen. Wenn man vergisst, was sich gerade sonst in der Welt abspielen mag, dann wäre es einfach schön. So ist die Stimmung ganz eigenartig: Es ist doch Frieden, warum schleicht sich also im Hinterkopf immer wieder das Gefühl ein, man sei im Krieg, auf der Flucht?

Christina lässt sich den letzten Tag durch den Kopf gehen. Vor 24 Stunden waren Karl und sie noch auf einer ausgelassenen Party in Graz. Wie viel ist inzwischen geschehen! Können das wirklich nur 24 Stunden gewesen sein? Dann kehrt sie in die Realität zurück und erklärt: »Morgen haben wir zuerst zirka 120 Kilometer Landstraße mit vielleicht einer lästigen Dorfdurchfahrt zu bewältigen. Dann aber sollten wir freie Fahrt bis nach Skopje haben und von dort sind es nur mehr 300 Kilometer bis zum Ziel.« Dass die letzten 300 Kilometer die schwierigsten sein könnten, mit mehreren Dorfdurchfahrten, verschweigt sie wohlweislich. Auf dem engen Matratzenlager im vorderen Teil der Ladefläche des Lkw schlafen alle diese Nacht

unruhig. Dass einige Stechmücken herumirren und Johann zwischendurch kräftig schnarcht, hilft auch nicht. Wie gerädert stehen alle schon vor 5 Uhr auf. Ob sie es heute bis zu General Paul Kalkias schaffen werden, ist die Frage, die allen durch den Kopf geht, die aber niemand ausspricht.

Nach einem raschen Frühstück zieht Karl den Lkw auf die schmale Landstraße zurück. »Es hat keinen Sinn, wenn wir den Traktor jetzt wieder aufladen. Es sind keine 30 Kilometer nach Valjevo. Das ist die einzige größere Siedlung bevor wir, wenn wir genau östlich auf der schlechten Schotterstraße weiterfahren, nach weiteren 90 Kilometer die Autobahn nach Nis und Skopje erreichen. Ich schlage vor, ich fahr vor dem Lkw und zeige - wenn wir gestoppt werden - die Urkunde. Wenn dies nichts hilft, dann fahren wir einfach weiter. Gibt es eine Blockade, so räume ich die aus dem Weg, während ihr wartet. Es gibt nur einen einzigen Problemfall: wenn wir auf eine mit Waffen bewachte Blockade treffen. Aus diesem Grund würde ich einen deiner Söhne bitten, mit zwei geladenen Pistolen mit mir zu fahren. Es geht nicht darum, jemand zu erschießen, aber wie wir gestern gesehen haben, leisten auch Schüsse in die Luft ganze Arbeit. Ist einer von euch bereit mit mir zu kommen?«

Beide wollen ihren Mut zeigen und melden sich. »Was meinen die Eltern?«, erkundigt sich Karl.

»Keiner der beiden fährt mit«, mischt sich da Christina ein, »wir gehören zusammen! Ich fahre mit dir. Die Burschen sollen trotzdem eine Pistole in die Hand nehmen, aber so, dass man es nicht sieht. Ein Schuss in die Luft kann auch dem Lkw helfen.«

Als sie sich Valjevo nähern, ist eine große Blockade der Straße nicht zu übersehen, aber sie scheint nicht bewacht zu sein. »Die kannst auch du mit deinem Traktor nicht ohne weiteres wegräumen«, sagt Johann fast verzweifelt.

Karl kichert: »Die und du werden sich wundern. Das wird ein Kinderspiel. Bleib 100 Meter hinter mir, bis du durchfahren kannst.«

Noch bevor Johann reagieren kann, fährt Karl los. Bei der Blockade angekommen, bleibt er stehen, springt vom Traktor und reißt eine Ladetüre auf. Dort nimmt er eine Kettensäge heraus, startet sie, kümmert sich überhaupt nicht um die eigentliche Blockade, sondern sägt den Baum, der zwischen der Blockade und der Häuserfront steht, knapp über dem Boden ab. Den gefällten Baum räumt er mit

dem Traktor problemlos zur Seite. Er winkt Johann zu kommen und fährt selbst durch die Bresche. Der Lkw folgt. Es zeigen sich weder Menschen, noch ist das Dorf am anderen Ende versperrt. Allerdings bemerkt Karl neben der Straße im Gras tiefe Radsuren. »Warum fährt hier jemand durch die Wiese, wenn die Straße einwandfrei in Ordnung ist?«, sagt Karl laut. Sein XP und Christinas XP rufen fast gleichzeitig: »Weil die Straße vermint ist. Achtung, auch unbedingt über die Wiese fahren!«

Karl reißt den Traktor gerade noch rechtzeitig auf die Wiese, wartet, bis der Lkw nahe genug ist, um Johann die Warnung zuzurufen, und lässt sich nun von seinem XP beraten, der die Tellerminen mit seinen Sensoren bemerkt. Nach einigen hundert Metern hören die Spuren neben der Straße wieder auf, die XPs geben Entwarnung. Sie verladen den Traktor auf den Anhänger und fahren nun unbehindert weiter, bis sie eine Auffahrt auf die Autobahn Richtung Nis finden.

Die Stimmung ist gedrückt. Johanns Frau spricht aus, was alle denken: »Ich verstehe ja noch, dass man einen Lkw haben will, um ihn lokal einzusetzen. So unangenehm das für uns ist, in diesem Sinn haben Blockaden ihre Berechtigung. Aber was hat jemand davon, wenn man andere Fahrzeuge in die Luft sprengt?«

Johanns älterer Sohn neigt den Kopf: »Vielleicht geht es den Menschen in diesem Ort und anderswo nicht darum, ein Fahrzeug zu erobern, sondern sie haben einfach Angst, dass bewaffnete Eindringlinge ihnen das Essen oder sonst was wegnehmen. Das könnte doch der Grund für die Verminung sein, oder?«

Johanns Frau umarmt ihren Sohn: »Ich bin froh, dass du eine Erklärung gefunden hast, die sinnvoll ist, ohne dass man annehmen muss, dass die anderen völlig grundlos töten.«

Zusammenfassend stellt Johann klar: »Jede Ortsdurchfahrt ist für uns eine Gefahr, weil man vielleicht unser Fahrzeug will oder weil man Angst vor uns hat und uns vorsichtshalber einmal umbringen will.«

Tief in Gedanken fahren sie auf der Autobahn problemlos an Nis und Skopje vorbei und machen auf einem Autobahnparkplatz noch eine längere Ruhepause. Denn nun steht ihnen der letzte 300-Kilometer-Abschnitt mit Durchfahrten durch die größeren Orte Prilep, Pitola, Kosani und - nach dem Pass nach Westen über die Ausläufer des Pindos-Gebirges - die Durchfahrt durch Konitsa bevor. Die

Durchfahrt durch Prilep und Pitola verläuft überraschend problemlos, einmal hilft ihnen noch die Urkunde. Bald nach Pitola überqueren sie die Grenze nach Griechenland (das heißt jenen Punkt, wo vor dem EU-Beitritt Makedoniens die Grenze war) und haben nun noch etwa eineinhalb Stunden bis Kosani, zu einem wichtigen Straßenverkehrsknoten, weil sich hier die Nord-Süd-Straße mit der Ost-West-Straße (Thessaloniki nach Ioannina) kreuzt.

Genau bei dieser Kreuzung ist ein mächtiger Kontrollpunkt. Schranken und Barrikaden werden von mehreren Polizisten bewacht. Christina steigt aus, um mir ihren Landsleuten zu reden, ja, sie erwähnt den Namen ihres Vaters, der auch hier den meisten bekannt ist. Aber weder Überredungskunst noch Charme helfen. Der Kommandant gibt Anweisung die Fahrzeuge zu beschlagnahmen und kündigt an, die Fahrer als gefährliche Fremde zu inhaftieren. Was man mit ihr machen werde, könnte man noch diskutieren. Nach weiteren Verhandlungen und während sich die Zahl der Polizisten vergrößert, ist Karl überzeugt, dass man einfach mit Gewalt hindurch muss.

»Alle außer uns Männern legen sich flach auf die Ladefläche des Autos. Du, Johann, lenkst den Lkw. Ich fahre mit dem Traktor herunter, schieße mit einer Pistole in die Luft und fahre durch die Barrikaden hindurch. Ich werde in einem Anlauf - und mehr habe ich nicht - nicht alles aus dem Weg räumen können, aber du fährst einfach rücksichtslos durch, auch wenn der Lkw dadurch Schaden nimmt. Du fährst, so weit es geht, notfalls schleppe ich dich ein Stück, jedenfalls weit genug, dass man uns nicht erreichen kann. Ich sehe auch hier kein Verfolgungsfahrzeug, also müssen wir nur etwa 10 Kilometer schaffen. Wenn der Lkw dann wirklich nicht weiterkann, dann fahren wir alle mit dem Traktor. Und wenn auch der versagt, sind es höchstens noch 100 Kilometer nach Konitsa. Das schaffen wir notfalls in drei Tagen zu Fuß. Christina kann ihren Vater informieren. Sie hat gemeint, er kann zumindest ab Konitsa helfen. Ich lasse mich nicht hier einsperren. Schau doch nur, was die schon an Ketten für uns vorbereitet haben! Sag Christina, sie soll den Bedingungen zustimmen, wir müssten nur alle noch ein paar private Dinge aus dem Wagen holen, ich aus dem Anhänger. Sobald ich dann mit dem Traktor auftauche, geht der Spaß los.«

Johann sieht auch keine andere Lösung. So wird allen leise gesagt, was geschehen wird.

Der Überraschungscoup mit dem Traktor gelingt. Einen Augenblick sind die Polizisten wie erstarrt. Da rast Karl mit dem Traktor mit gesenkter Schaufel schon auf die Barriere zu und schießt gleichzeitig mit der Pistole schräg nach hinten in die Luft. In oftmals geübter Manier lassen sich die Polizisten zu Boden fallen. Die Grazer gewinnen dadurch eine Nuance Zeit. Karl ist schon fast durch die Absperrung durch, da trifft eine Kugel seinen linken Arm. Nur mit Mühe gelingt es ihm, mit einem Arm den Traktor unter Kontrolle zu halten, während er durch den Rest der Blockade stößt. Der Lkw folgt, durchquert erfolgreich die Absperrung, doch trifft ein Schuss von der Seite den Kühler, ein anderer einen Hinterreifen. Der Traktor vorneweg, der lahrende Lkw hintennach bekommen sie doch einen so deutlichen Vorsprung vor den nachlaufenden Polizisten, dass es Karl wagt kurz anzuhalten und den Lkw an das Schleppseil zu hängen. Die Last macht dem Traktor zu schaffen, aber mit noch immer 30 km/h Geschwindigkeit bleiben die Verfolger hoffnungslos zurück, wobei ein leichtes Gefälle den Flüchtenden zugute kommt. Schon glauben sie sich in Sicherheit, doch nun sehen sie von hinten ein Motorrad kommen. Also hat die Polizei doch ein Fahrzeug! Zornig ruft Karl zu Christina: »Da ist ein Gewehr. Du warst immer eine gute Schützin. Schieß auf den Vorderreifen des Motorrads, aber bitte verletz den Fahrer nicht.« Christina ist verzweifelt wie Karl: Sie zielt mehrmals sorgfältig und trifft beim dritten Schuss.

Noch zehn Kilometer schleppt Karl den Lkw mit dem Traktor. Bei der ersten Steigung wird es aber klar, dass man so nicht weiterkommt. Karl will aber nicht alles Ladegut anderen überlassen. In einer Kurve findet er, was er sucht, ein offenbar verlassenes Haus.

»Achtung, wir fahren jetzt alle mit dem Traktor weiter. Wir nehmen die Sitzbank aus dem Lkw und befestigen sie hinten auf den Traktor. Damit können dann alle bequem sitzen. Wir laden auf den Traktor Essen für einen Tag und Zeltausrüstung für eine Nacht. Alles andere verstecken wir in dem alten unbewohnten Haus und hoffen, dass wir es vielleicht einmal abholen können. Den Lkw ziehe ich dann bis zur nächsten Kehre und dort lassen wir ihn hinunter stürzen. Sollen sich die Menschen, die das Wrack sehen, denken, was sie wollen! Es wird schon dämmrig und ich habe noch immer vor Verfolgern Angst, drum müssen wir uns beeilen. Wir machen daher zuerst den Traktor fertig, damit wir notfalls sofort wegkönnen. Erst

dann versuchen wir die Ladung zu verstecken. Leider kann ich nur beschränkt helfen, weil ich am linken Arm angeschossen wurde.«

Seine Freunde werden erst jetzt auf seine Wunde aufmerksam. »Der Knochen scheint nicht getroffen«, sagt Christina, während sie Karl verbindet. Dann wird der Traktor gepackt wie vorgeschlagen, alles, was einigermaßen wertvoll erscheint, ins leer Haus geschleppt, mit etwas Stroh zugedeckt und der Lkw bei der nächsten Kehre in die Schlucht gestürzt. Sie fahren nur ein kleines Stück weiter, bis sie einen Platz finden, wo sie sich gut mit dem Traktor verstecken können. Alle sind so erschöpft, dass die Zelte rasch aufgestellt werden und alle nach einem Imbiss in den Schlafsäcken verschwinden.

Der nächste Tag beginnt strahlend. Die Gruppe fühlt sich ausgeruht, der Wunde Karls geht es gut, Christina hat ihrem Vater von Kosani berichtet und ihn gebeten, alles daran zu setzen, dass ihnen in Konitsa nicht etwas Ähnliches passiert. Nach einem Frühstück fahren sie los. Als sie den Pass nördlich des Bogdhanis, des höchsten Berges des Pindos-Gebirges, hinauffahren, sehen sie mehrere Kehren unter sich einen Lkw mit Polizeimarkierung. Als man beginnt auf sie zu schießen, ist es klar, dass man sie als »die von gestern« erkannt hat und gefangen nehmen will. Während die anderen verzweifelt sind, so nahe vor dem Ziel nun doch dieses nicht zu erreichen, bleibt Karl ruhig: »Sie werden uns nicht erwischen, ich werde die Straße unpaszierbar machen.« Tatsächlich gelingt es ihm schon fast auf der Passhöhe mit etwas Geduld eine Steinlawine auszulösen, die einen Teil der Straße unter ihnen wegreißt, einen anderen verschüttet.

Johann gratuliert Karl: »Das hast du wirklich super gemacht. Und ich war in Graz noch dagegen, dass du einen Traktor mitnimmst! Ohne den wären wir nie bis hierher gekommen und jetzt hat er sich schon wieder bewährt.«

Sie nähern sich rasch Konitsa. »Hoffentlich konnte Vater dafür sorgen, dass wir glatt durch Konitsa durchkommen. Dass wir auf einem Traktor unterwegs sind, weiß er«, sagt Christina mehrmals. Als sie knapp vor Konitsa um eine Kurve fahren, stehen nur 50 Meter vor ihnen etwa 30 schwer bewaffnete Soldaten, mit Schusswaffen im Anschlag. »Um Himmels willen, jetzt hat man uns doch noch gestellt«, seufzt Johanns Frau verzweifelt. Da löst sich einer der Soldaten aus der Reihe und läuft auf den Traktor zu.

»Das ist mein Vater!«, jubelt Christina, »und die Soldaten sind seine Leute. Wir haben es geschafft: Wir sind in Sicherheit.«

2. Gestrandet und Gerettet

Vava'u, Tonga, Südpazifik

Sonntag, 9. Juni 2080, 16:30 Ortszeit (4:30 MEZ)

Takis und Mary, beide allein reisend, sind die einzigen Touristen, die sich auf dem kleinen Boot befinden, das zur Walbeobachtung heute Nachmittag vom »Tongan Beach Resort« ausgelaufen ist. Die meisten Besucher sind mit dem Mittagsflug nach einer Woche Urlaub in die Hauptstadt von Tonga, Nuku'alofa, oder nach Fidschi abgeflogen. Der Skipper des Bootes, Nufa, ein großer dunkler Tongaer, lächelt seinen Gästen zu. Er ist zufrieden, er hat sie an mehrere Gruppen von Walen herangeführt, so nah, dass bei den beiden Gästen schon Begeisterung mit Angst kämpfte, und er kann jetzt die Rückfahrt durch das Riff dem automatischen Navigationssystem anvertrauen, das immer dafür sorgt, dass das Boot seicht liegenden Korallenstöcken ausweicht. Er kennt die Passage durch das Riff, seit er ein kleines Kind war, aber das neue supergenaue GPS der Chinesen, eine Ergänzung und der Nachfolger des europäischen Galileo-Systems, beeindruckt ihn immer wieder. Im Zusammenspiel mit dem Steuersystem am Boot berücksichtigt es selbst den Stand der Gezeiten, die Wellenhöhe, ja, über täglich neue Satellitenbilder sogar Veränderungen der Landschaft über und bis zu einer gewissen Tiefe auch unter Wasser. Nufa belohnt sich selbst, indem er eine Dose Bier aufreißt. Als er zum ersten Schluck ansetzt und die Zeit von seinem persönlichen XP abruft, 16:33, ist er zufrieden: Er wird den so nebenbei gefangenen kleinen Thunfisch rechtzeitig in der Küche abliefern können, damit alle ein in herrlichem Zitronensaft mariniertes Sashimi als Vorspeise bekommen können.

Plötzlich schrecken er und seine Gäste auf. Ihre XPs haben genau gleichzeitig ein verstümmeltes »Hilfe« ausgestoßen! Wie ist das möglich? Hat es das je schon einmal gegeben?

Nufa reagiert blitzartig: Er erkennt, dass nicht nur sein XP, sondern auch das Navigationssystem des Bootes ausgefallen ist. Er weiß, wie er auch mit manueller Steuerung durch das Riff kommen kann, doch ist es jetzt das erste Mal, dass er das Navigationssystem verflucht. Auf Grund des hohen Gezeitenstandes hat es den breitesten und tiefsten Durchgang durchs Riff verlassen und eine Abkürzung eingeschlagen, die metergenaues Steuern erfordert. Er muss

nach rechts hinüber, um die ideale Fahrerinne zu erreichen! Mit größter Konzentration beobachtet er die Wassertiefe, muss einmal sogar umdrehen, doch nähert er sich dennoch rasch jener Stelle, von wo aus er mit Sicherheit den Rest der Route in die Lagune finden wird.

Eine riesige Explosion am Hügel hinter dem Dorf, wo der Flughafen liegt, lenkt ihn sekundenlang ab. Eine Flammen- und Rauchwolke steigt dort zum Himmel ... Wie groß muss die sein, wenn sie von hier, aus sechs Kilometer Entfernung, noch so gewaltig erscheint! Da schrammt das Boot an einem Korallenstock. Nufa steuert gegen, aber es ist zu spät. Die nächste Welle ist unglücklich groß, sie hebt das Boot hoch, das krachend auf dem Scheitel des Korallenstocks landet. Das Boot leckt.

Nufa sieht die ängstlichen Gesichter der Gäste: »Es besteht keine Gefahr. Die Flut ist im Zurückweichen. Wenn nicht eine ungewöhnlich große Welle kommt, sitzen wir hier fest. Der Korallenstock ist bei Ebbe nur Zentimeter unter Wasser. Man erwartet uns um längstens 17 Uhr. Man wird daher ein Boot nach uns senden, das da drüben«, er zeigt auf die nur 20 Meter entfernte tiefe Riffdurchfahrt, »vorbeikommen und uns übernehmen wird. Wir brauchen also im schlimmsten Fall etwas Geduld. Ich muss jetzt noch wachsam sein. Wenn eine besonders große Welle kommt, könnten wir freikommen. Dann schaffen wir die Rückfahrt, obwohl das Boot etwas beschädigt ist, problemlos aus eigener Kraft. Der Zwischenfall tut mir Leid. Aber gleichzeitig mit unseren XPs fiel das Navigationssystem des Bootes aus und ich wurde auch einen Augenblick lang durch die verheerende Explosion abgelenkt.«

»Es trifft Sie kein Vorwurf«, meint Takis, »es ist offenbar etwas sehr Ungewöhnliches geschehen. Was kann die Explosion gewesen sein?«

Nufa zögert. Er ist ziemlich sicher, dass er weiß, was geschehen ist, aber soll er das den Gästen sagen?

Mary sieht sein nachdenkliches Gesicht: »Nufa, du weißt oder ahnst, was los ist, und verschweigst es uns. Wir wollen es aber wissen.«

Nufa nickt: »Natürlich ist dies nur eine Vermutung und ich hoffe, dass ich nicht Recht habe. Aber um 16:35 Uhr sollte das Flugzeug von der Hauptinsel Tongatapu landen, übrigens mit vielen neuen Gästen, auch für unser Resort. Wenn im Flugzeug die Navigati-

onsinstrumente genauso ausgefallen sind wie hier bei uns im Boot, dann ist es sehr wahrscheinlich, dass es zu einem Absturz kam. Die Explosion schaute sehr schlimm aus und ein großes Feuer brennt offenbar noch immer.«

Nufa verschweigt, dass er befürchtet, dass die Treibstofflager in Flammen stehen.

Es kommen keine großen Wellen mehr, die Flut weicht allmählich zurück, das Boot wird also hier auf dem Korallenstock liegen bleiben. Die drei Insassen unterhalten sich über das, was sie erlebt haben. Plötzlich melden sich die drei XPs wieder. Sie entschuldigen sich für ihr Versagen: »Ein Virus, der genau um 16:34 Uhr zuschlug, hat das gesamte uns zugängliche Computernetz außer Betrieb gesetzt und auch bei uns diverse Programme zerstört. Zum Glück sind wir regenerativ programmiert und konnten die meisten Programme neu starten, sodass wir bis auf einige wichtige Funktionen wieder voll einsetzbar sind.«

»Bis auf welche Funktionen?«, will Takis wissen. »Erstens ist das Computernetz außer Betrieb, das heißt, wir können mit niemandem kommunizieren, übrigens auch nicht direkt, das heißt weder mit XPs in der Nähe noch mit anderen elektronischen Geräten, wie wir das gewohnt sind. Die dazu notwendigen so genannten Übertragungsprotokolle sind völlig zerstört.«

»Ob das nur hier, in Vava'u, auf der nördlichsten bewohnten Inselgruppe Tongas geschehen ist, oder auch anderswo?«, rätselt Mary. Ihr XP antwortet, sodass alle es hören: »Es geht sicher über Vava'u hinaus. Wir hatten vorher Kontakt mit Sendestationen bis Nuku'alofa, Fidschi und den Cookinseln, vor allem mit diversen Satelliten. Diese Schaltzentralen sind nun alle stumm.«

»Dann könnte das ein weltweiter Ausfall aller Computernetze sein?«, spekuliert Mary weiter.

»Hoffen wir das nicht. Denn dann sind Tausende von Flugzeugen und Schiffen mit automatischer Navigation in tödlicher Gefahr«, meint Takis.

Er weiß nicht, wie Recht er hat: Innerhalb der letzten zehn Minuten sind mehr als 2.800 Flugzeuge abgestürzt! Viele weitere Tausend befinden sich unter manueller Steuerung - ohne jede Hilfe vom Boden, ohne Peilsender oder Funkleuchtfeuer etc. - und sind damit in größter Gefahr. Dasselbe gilt

für Zehntausende Schiffe, von der Queen Mary IV mit 6.300 Passagieren an Bord, bis zu Segeljachten im Pazifik, in der Karibik, im Mittelmeer und anderswo. Sie sind urplötzlich alle ohne Navigationssysteme. Nur dort, wo sehr erfahrene Skipper an Bord sind, die die Gegend gut kennen und die (noch) gelernt haben, weitgehend ohne technologische Unterstützung zu arbeiten, haben die Menschen in den Flugzeugen und Schiffen eine kleine Überlebenschance. Und klein ist sie! Obwohl zum Beispiel der erfahrene Kapitän der Queen Mary IV sofort die Fahrt verringert und mit den uralten astronomischen Methoden versucht den gegenwärtigen Standort zu halten, bis er sicher einen Hafen ansteuern kann, ist damit die Gefahr für Mannschaft und Passagiere nicht gebannt. Das gesamte schiffsinterne Computer- und Kommunikationssystem ist auch ausgefallen. Während die Schiffsgeneratoren genug Strom für Licht, Kühlung, Belüftung usw. liefern, sind alle Steuerungssysteme unbrauchbar - mit den verrücktesten Effekten: Die Türen zu allen Passagierkabinen öffnen sich, Lichter gehen an, die Aufzüge sind nicht mehr einsetzbar. Und das um 23:34 Ortszeit in der Karibik, wo viele Passagiere im Begriff sind ins Bett zu gehen, um den morgigen Landgang nicht zu versäumen. Das Schlimmste ist, dass der Kapitän nicht in der Lage ist, klärende Worte zu sprechen, da die Lautsprecheranlagen nicht mehr in Betrieb genommen werden können. Die Auswirkungen der entstehenden Panik sind gewaltig, doch wird die Welt nie Genaueres davon erfahren. Die wenigen Überlebenden der sich anbahnenden Katastrophe werden nur Bruchstücke einer Geschichte berichten, die durch unkontrolliert arbeitende Computersysteme und nicht mehr rational denkende Menschen ausgelöst wurde.

Dieter Eyck, der Urenkel des Gründer des »Vava'u Beach Resorts«, sitzt am Computer im Büro der kleinen, aber hübschen Ferienanlage. Sein Bruder Max ist als Chefkoch mit seinen Gehilfen im Begriff, das berühmt gute Abendessen zuzubereiten. Für die noch verbliebenen Gäste Takis und Mary, die erwarteten Neuankömmlinge, die Hausangestellten, das Personal der Padi-Tauchschule, die dem Resort angegliedert ist, und für die Crew der einen oder anderen Segeljacht, die hier nur anlegt, weil es sonst kein Haubenlokal in ganz Tonga gibt. Das Restaurant gilt insgeheim als tongaisches Gegenstück zum »Bloody Mary« auf Bora Bora¹⁰. Selbst der König von Tonga fliegt regelmäßig auf ein Abendessen von der südlich gelegenen Hauptinsel hierher!

¹⁰ Details zu Bloody Mary siehe »Xperten: Der Telekinet«.

Um 16:34 trifft plötzlich eine Welle von Problemen die sonst ruhige Welt Dieters: Sein XP fällt aus und der Computer spielt verrückt. Bevor sich Dieter noch von seiner Überraschung erholen kann, hört er das Geräusch einer gewaltigen Explosion. Seine Frau Sakuafo, eine zierliche, hübsche Tongaerin mit makelloser Haut, die durch ihr schulterfreies Kleid immer gut zur Geltung kommt, stürzt aus dem Restaurant herein: »Dieter, alle XPs sind ausgefallen und es gab eine riesige Explosion am Flughafen ... gerade jetzt, wo die Maschine aus Tongatapu landen sollte!«

Dieter eilt aus dem Büro. Vor ihm liegt die Lagune mit dem glasklaren Wasser und einer Bucht, die sich weit in die Insel eingekerbt bis zum Ortszentrum erstreckt. Einzelne Korallenstöcke sind als hellere Tupfer sichtbar, eine Schule von Barrakudas schwimmt ruhig Richtung offenes Meer, das in der schon niedrig stehenden Sonne glitzert. Es scheint alles so friedlich! Aber als sich Dieter landeinwärts wendet, sieht er hinter dem Dorf eine Wand aus Feuer und Rauch.

»Ich hoffe, dem Flugzeug ist nichts passiert. Aber was hier brennt, sind sicher Teile des Treibstofflagers am Flughafen. Wir müssen mehr erfahren.«

Er schickt einen Mitarbeiter mit einem kleinen Motorboot, auf das sie ein Fahrrad legen, zum Dorf: »Du erkundigst dich, ob bei allen ein Ausfall der Computernetze und der Kommunikation eingetreten ist. Wenn das so ist, dann verbreite die Nachricht, dass Kana-tu (der Dorfälteste) und ich morgen um 9:00 Uhr eine Ansprache vor der Kirche halten werden. Und bitte Kana-tu, noch heute zu mir zu kommen. Radle dann zum Flughafen, damit wir wissen, was dort geschehen ist.«

Die Chefin der Tauchschule (die schon seit fast 100 Jahren traditionell unter weiblicher Leitung aus den USA steht) bittet er, zur Riffdurchfahrt zu fahren. »Nufa ist mit zwei Gästen zur Walbeobachtung gefahren. Ich fürchte, dass auch sein XP und das Navigationssystem des Bootes ausgefallen sind. Er wird versuchen, über die Hauptdurchfahrt zurückzukommen, doch ist es leicht möglich, dass er Probleme hat. Nimm noch jemand mit und ein kleines aufblasbares Boot, falls ihr in ganz seichtes Wasser müsst. Aber bitte bring mir Nufa und die beiden Gäste wohlbehalten zurück.«

Die Besitzerin der Tauchschule nickt. Dieter drückt ihr dankbar

die Hand. Als wenig später sich sein XP wieder als partiell funktionsfähig meldet, ist Dieter zuerst erleichtert, als er aber hört, dass das Computernetz offenbar weitflächig unterbrochen ist, beginnt er sich ernste Sorgen zu machen.

Es gibt keine Probleme Nufa, Takis und Mary zu finden und zu bergen. Das beschädigte Boot wird bei steigender Flut geholt werden.

Als sie zum Resort zurückkehren, begrüßt Dieter seine Gäste mit einem kräftigen Händeschütteln und bedankt sich bei allen. Er hat eine Flasche Champagner aufgemacht: »Wir stoßen an auf die erfolgreiche Rettung aus eurem wahrscheinlich ersten Schiffbruch. Ich hoffe, es wurden einige Erinnerungsholos aufgenommen, bevor ihr gerettet wurdet«, lacht er und freut sich, als er ein Nicken sieht. Dieter fährt fort: »Alle Drinks gehen heute aufs Haus. Wir versuchen gerade herauszufinden, wie lange das Computernetz nicht funktionieren wird und was am Flughafen geschehen ist. Sobald ich mehr weiß, berichte ich sofort. Jetzt haben sich alle ein bisschen Entspannung verdient!«

Mary zieht ihn auf die Seite: »Dieter, einige Punkte, die du vielleicht nicht weißt. Ich bin Computerspezialistin. Ich würde mir gern deinen Computer ansehen, vielleicht kann ich daraus was ableiten. Ich möchte auch vor zu viel Optimismus warnen. Die Art, wie das Netz und die XPs zusammenbrachen, bedeutet vermutlich, dass sich das Netz nicht rasch normalisieren wird. Wir haben hier Glück, weil ihr eine eigene Wasserversorgung und einen eigenen Stromgenerator habt. Zum Glück habt ihr auch zusätzlich zu Moller noch einen alten Lkw. Ich würde raten, mit diesem möglichst bald Diesel für den Generator, Nahrungsmittel als Vorräte und Medikamente aus dem Dorf zu holen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir auf Wochen« - Dieter zuckt zusammen- »ja, auf Wochen, keinen Nachschub bekommen werden, und es wird bald alles ausverkauft sein.«

Mary erwähnt nicht, dass Tonga durch sein Zögern, das gedruckte Geld ganz aufzugeben, in der gegenwärtigen Situation, was Kaufen anbelangt, es leichter hat als die vielen modernen Staaten, in denen Geld nur noch in Museen zu besichtigen ist. Sie fügt aber noch hinzu: »Ich habe mich ein bisschen mit Takis angefreundet. Es ist ein Glück, dass er in dieser Situation hier ist, er ist nämlich praktischer Arzt und damit vielleicht der einzige Mediziner in Reichweite.

Er wollte hier ausspannen, aber in einer Notsituation wird er sicher bereit sein zu helfen.«

Dieter schaut Mary nachdenklich an: »In Kürze erfahre ich, was sich im Dorf abspielt. Dann wird auch bald Kana-tu, der Dorfälteste, zu einer Lagebesprechung kommen. Ich glaube, du, Takis, meine Frau und mein Bruder sollten dabei sein. Einverstanden? Und würdest du auch Takis fragen?«

Mary nickt.

Die Nachrichten aus dem Dorf sind schlimm. Der Ausfall von Netz und Computern ist vollständig. Die Explosion wurde durch den Absturz der Linienmaschine ausgelöst. Nicht nur gibt es keine Überlebenden, die Maschine stürzte auf einen der Treibstofftanks, wodurch dieser und alle umgebenden in Flammen aufgingen. Auch das Flughafengebäude brannte nieder. Die weiter entfernten Diesellager blieben jedoch verschont. Dieter registriert trotz Schock die letzte Aussage mit einer gewissen Erleichterung. Damit wird man den Stromgenerator im Dorf (der das einzige Hotel und einige ausgewählte Häuser bedient) und seinen Generator einige Zeit in Betrieb halten können.

Eine Stunde später findet die vereinbarte Krisensitzung statt. Als Ergebnis werden ab sofort alle Lagerhäuser etc. von bewaffneten Vertrauenspersonen bewacht. Alle Geschäfte bleiben am nächsten Tag geschlossen. Man wird zunächst inventarisieren, was in welchen Mengen verfügbar ist. Daraus wird dann ein vernünftiger Rationierungsplan ausgearbeitet. Takis wird einmal in der Woche in einer leeren Suite im Hotel ordinieren und steht sonst in Notfällen auch zur Verfügung. Maru'ofa, eine in Neuseeland ausgebildete Hebamme, wird ihm helfen.

»Kana-tu, sind diese Pläne durchsetzbar? Es wird vielleicht bald die ersten Engpässe da und dort geben. Werden wir die Menschen unter Kontrolle halten können? Werden alle mitmachen?«

»Dieter, mein Freund. Du wirst von allen hoch geschätzt. Halte weiter regelmäßig deine Bibellesungen am Sonntagvormittag, wie es schon dein Urgroßvater machte. Solange wir beide zusammenstehen, werden wir mit der Unterstützung deiner Frau, die eine von uns ist, und des Doktors, des Einzigen, der Kranken wirklich helfen kann, die Bevölkerung unseres Ortes Neiafu hinter uns haben ... jedenfalls für einige Wochen. Trotzdem glaube ich, dass wir

dem Vorschlag von Mrs. Mary folgen und eine Lkw-Ladung der allerwichtigsten Güter als Reserve zu dir bringen sollten. Du bist so weit vom Ort weg, dass die Familien deiner Mitarbeiter, die, wie du weißt, voll hinter dir stehen und ja ganz in der Nähe wohnen, hier Sicherheit gewähren. Ich habe vor den nächsten Wochen keine Angst. Freilich, wenn diese Krise sehr lang dauert, dann ...« Kana-tu spricht nicht weiter.

»Was dann?«, drängt Dieter. »Dann wird uns die tongaische Gesetzgebung retten, dass nämlich jeder männliche Tongaer ab dem 16. Lebensjahr gegen eine Pachtgebühr lebenslang Nutzungsanspruch auf 3,3 Hektar landwirtschaftlich nutzbares Land oder 0,16 Hektar eines Dorf- oder Stadtgrundstückes hat. Jeder Landinhaber muss mindestens 200 Kokospalmen pflanzen. Du weißt ja, dass das der Grund ist, dass so viele Tongaer ins Ausland abwandern mussten, weil nicht mehr genug Land zur Verfügung stand. Aber dadurch können die Tongaer, die jetzt hier sind, notfalls unbegrenzt lange autark überleben, freilich unter Bedingungen, von denen ich gehofft habe, dass sie vorbei sind.«

10. Juni 2080 und die Tage danach

Die Inventarisierung am nächsten Tag ist ernüchternd. Würden die lokalen Tongaer so weiterleben wie bisher, würden schon nach drei Tagen die ersten Engpässe auftreten. In vier Wochen müssten die Generatoren stillgelegt werden. Das Gas zum Kochen ginge erstaunlicherweise erst nach drei Monaten aus. Das liegt daran, dass Neiafu ein auch von Europäern beliebter Segelhafen geworden und damit für die speziellen Bedürfnisse der Jachten relativ gut ausgerüstet ist.

Am Abend wird eine Rationierung auf zwei Monate ausgelegt. Das scheint allen (außer Mary) lange genug und bringt nur mäßige Einschränkungen mit sich. Bei der Versammlung auf dem Dorfplatz am 10. Juni um 9 Uhr werden die Maßnahmen von Kana-tu erläutert. Er hat sich die Anwesenheit eines Arztes geschickt als Trumpf bis zum Schluss seiner Rede aufbehalten. Der Plan wird ohne Murren angenommen.

Am selben Vormittag denkt Takis fest an seinen Bruder General Paul Kalkias, weil er weiß, dass dieser seine konzentrierten Gedanken durch einen Mindcaller empfangen kann. Er berichtet, dass im

Südpazifik alle Computer und Netze ausgefallen sind, aber dass sie die Situation zumindest für zwei Monate im Griff haben und er sich auf dieses neue Erlebnis in Zusammenarbeit mit einer jungen Tongaerin freut: Maru'ofa steht zu diesem Zeitpunkt neben Takis und bewundert seinen runden Bierbauch.

Der Mindcaller übermittelt die Botschaft und das Bild von Takis mit der ihn anhimmelnden Maru'ofa ohne Zeitverlust. Wegen des Zeitunterschiedes ist es beim General erst der Abend des 10. Juni, gerade nachdem die Gruppe seiner Tochter die Passstraße vor Konitsa für Verfolger unpassierbar gemacht hat.

»Also auch im Pazifik ist alles ausgefallen«, denkt der General ernst. Und noch einmal sieht er kurz die schlanke junge Tongaerin, die seinen Bruder Takis nicht trotz, sondern wegen seines Leibesumfangs anhimmelt. »Vielleicht sollte man jetzt auf Tonga sein«, denkt der General, aber nicht nur wegen der Mädchen. Tief im Inneren wäre es ihm aber wohler, wenn sein Bruder bei ihm oder wenigstens in seiner Wahlheimat Kanada unter Freunden wäre.

Mary vertieft sich in die Probleme der XP. Sie findet eine geniale Lösung, dass diese wieder in der Nähe miteinander und mit elektronischen Geräten kommunizieren können. Einiges, etwa Gespräche mit Einheimischen in der Landessprache Tongaisch oder das Einkaufen wird einfacher, weil man jetzt nicht mehr Geld in der Form von papierenen Pa'anga verwenden muss, die Mary natürlich nie eingewechselt hat.

Takis wird bei den Tongaern sehr beliebt. Er selbst verliebt sich unsterblich und Hals über Kopf in die viel jüngere Maru'ofa. Bei den ersten Intimitäten ist sich Takis seines dicken Bauches sehr unangenehm bewusst, bis er zu seinem Erstaunen lernt, dass er gerade durch seine Belebtheit nahe an das männliche tongaische Schönheitsideal herankommt.

Zusammen mit Maru'ofa macht Takis einen PADI-SCUBA-Tauchschein bei der Tauchschule im Vava'u Beach Resort. Er lernt dadurch im angenehm warmen Wasser die Welt der Korallen und bunten Fische der Lagunen der Inselgruppe lieben. Natürlich gibt es ein erstes Mal, als er in die berühmte »Helle Höhle« auf Vava'u taucht. In diese müssen sie unter Wasser hineintauchen, dann kön-

nen sie jedoch auftauchen und sogar auf einem Sandstrand aufstehen. Durch Licht, das fast wie in der Blauen Grotte von Capri durch die Wände sickert, ist die Höhle unwirklich schön. Als sich dann Maru'ofa aus dem Tauchanzug und dem Bikini schält, ist Takis unsicher, ob er will, dass das Computernetz je wieder funktioniert. Er ahnt nicht, dass er dies in nicht zu ferner Zukunft doch recht anders sehen wird ...

Am Gut des Generals, 10 km nordöstlich von Monodendrion, Nordostgriechenland

11. Juni 2080, Mittag

Das letzte Stück von Konitsa bis zum Gut des Generals ist für die Grazer Gruppe fast ein Triumphzug. In Konitsa selbst winkt man dem General und den Menschen auf dem Traktor zu, Christina ist auf ein Pferd umgestiegen und genießt die Bewegung. Sie kommen bei der alten steinernen Brücke über den Aaos vorbei, wo es in die berühmte Schlucht dieses Flusses geht, überqueren bald die Brücke über den kleineren Vikos und biegen dann nach Osten auf eine schmale Straße ab. Nach dem Ort Monodendrion (der seinen Namen »Ein Baum« mit vielen alten Platanen Lügen straft) beginnt nach einigen Kilometern links von ihnen ein hoher Zaun, oben mit Stacheldrahtrollen gesichert: Sie haben das Grundstück des Generals erreicht. Ein breites Tor ist gut bewacht. Sie kommen an einem sehr großen, aber freundlich aussehenden Zeltlager vorbei, wo die begleitenden Soldaten zurückbleiben. Nun geht es steil aufwärts. In einer aus Felsen herausgesprengten Durchfahrt befindet sich noch einmal ein massives Tor mit einer Wache. Als sie durchfahren, haben sie unwillkürlich das Gefühl einen großen Burghof zu betreten. Tatsächlich ist es eine Wiese, die locker mit Bäumen bestanden ist. Karl erkennt Olivenbäume, die er besonders liebt, wie sie mit ihren knorrigen Ästen auch nach Jahrhunderten noch dem Wetter trotzen und jedes Jahr wieder über und über mit Blüten und jetzt bereits mit kleinen Fruchtansätzen übersät sind. Er sieht große Nuss- und Maulbeerbäume und Bergziegen im Gebüsch. Geht man unter einer Platane durch, kommt man auf einen von Oleandern gesäumten Weg zu einer großen Villa mit vielen Anbauten.

»Wie schön, wieder einmal hier zu sein, bei dir zu sein, Vater!«, ruft Christina.

Noch einmal umarmen sich alle. Dann übernimmt der General das Kommando: »Christina und Karl, für euch ist ein Zimmer im Haupthaus reserviert. Für eure Freunde wird das links angebaute Häuschen für die nächste Zeit das Zuhause. Reinigt euch, rastet ein bisschen aus, das Mittagessen wird schon vorbereitet. Wir sehen uns beim Essen auf der Terrasse hinterm Haus in 45 Minuten. Wir haben uns viel zu erzählen.«

Später sitzen alle auf der Terrasse, eine junge Frau hilft der Frau des Generals, die alle mit Popi anreden, beim Servieren des Essens, dessen Mittelpunkt das Stifado bildet, jenes unvergleichliche griechische Essen mit großen Stücken ganz zart gekochten Fleisches und vielen Zwiebeln.

Christina berichtet von der raschen Entscheidung Johanns, nicht den Bauernhof in Graz als Zuflucht zu benutzen, sondern die Einladung hierher zu kommen trotz der Entfernung anzunehmen. Johann überreicht dem General als kleines Gastgeschenk eine Flasche mit steirischem Kürbiskernöl und eine Korbflasche mit Eiswein. Wie er es geschafft hat, dies aus dem Lkw noch in den Traktor zu retten, ist Karl nicht nur unklar, sondern er ist sogar fast verstimmt. Die Geschwindigkeit beim Entladen des Lkws ist so wichtig gewesen, dass er es missbilligt, dass aus welchen Gründen auch immer Zeit verschwendet wurde. Johann merkt das Stirnrunzeln Karls und beruhigt diesen: »Ich habe dies erst in dem Augenblick, als wir den Lkw in die Schlucht stürzen ließen, schnell herausgezogen.«

»Wir freuen uns, dass ihr gekommen seid. Ihr werdet hier eine große Hilfe sein, wie jeder, der bereit ist zuzugreifen. Für uns ist es auch wichtig, dass eine Ärztin« - er blickt liebevoll auf seine Tochter Christina - »hier ist, obwohl ich sie nicht beneide. Ich fürchte, sie wird mit sehr einfachen Mitteln nicht immer einfache Probleme zu behandeln haben. Aber es war auch für euch die richtige Entscheidung. Es wird nach allem, was ich heute weiß, lange kein zusammenhängendes Computernetz oder eine durchgehende Stromversorgung geben und unglücklicherweise sind dadurch auch die Transportmöglichkeiten sehr eingeengt. Ihr wisst ja, dass ich durch den Mindcaller eine Unmenge von Informationen aus allen Teilen des Landes, ja der Welt telepathisch empfangen. Es sind jetzt seit dem Ausfall erst 2 1/2 Tage vergangen, aber zwei Dinge sind schon sicher: Erstens, der Ausfall umfasst alle Kontinente. Von

meinem Bruder Takis, der gerade Urlaub auf einer kleinen Insel im Südpazifik macht, weiß ich, dass es dort auch nicht besser ist und er einen sehr langen Urlaub verbringen wird. Zweitens, dort, wo nicht sofort jemand die Zügel straff in die Hand nimmt, wird es bald zu großen Unruhen kommen. Ich will euch jetzt nicht mit Details das Essen verderben, aber an einigen Orten kommt es bereits zu Plünderungen großen Stils. Lasst mich Positiveres berichten: Alex, der Bruder von Christina, ist in Alberta in Sicherheit. Die Familien der beiden Schwestern von Christina in Ostkanada versuchen gerade zusammenzukommen und werden sich dann wohl zu Alex durchschlagen müssen ... Mit Alex, der ja selbst einen Mindcaller hat, bin ich in laufendem Kontakt, die anderen schicken mir immer wieder telepathische Lageberichte. Damit ist unsere Familie und sind viele unserer Freunde« - er nickt Johann und seiner Frau zu - »einigermaßen sicher. In kleinen Teilen Griechenlands gibt es eine Art Notverwaltung ...«

Christina unterbricht: »Woher weißt du das alles, Vater, nur durch Telepathie oder hast du auch direkten Kontakt?«

»Zum Glück beides. Es ist wohl eine Ironie der Geschichte, dass wir jetzt, am Ende des 21. Jahrhunderts, froh sein müssen, dass wir noch Reste der Technologie des 20. Jahrhunderts zur Verfügung haben. Die besten Verkehrsmittel, die wir zur Verfügung haben, sind Pferde, Fahrräder und Traktoren. Traktoren gibt es in den meisten Ländern mit Ackerbau noch eine größere Anzahl, denn zum Pflügen, für Ernte- und Waldarbeiten sind sie auf kleineren Gütern noch immer im Einsatz. Dass ihr einen Lkw aufgetrieben habt, ist fast ein Wunder, obwohl ich beunruhigt war zu hören, dass ihr damit unterwegs seid. Erst als mir Christina mitteilte, dass ihr auch einen Traktor mithabt, war ich einigermaßen ruhig. Viele Straßen sind für Lkws einfach nicht mehr brauchbar. Aber ich komme vom Thema ab! Sobald mir am Sonntag klar wurde, dass es sich um mehr als eine Panne handelt, habe ich drei meiner Mitarbeiter mit einem Traktor zur zentralen Militärverwaltung nördlich von Athen geschickt. Sie brauchten sechs Stunden für die Hinfahrt, zwei Stunden für Verhandlungen auf der Basis dessen, was ich vorgeschlagen hatte, und waren nach insgesamt 15 Stunden wieder zurück. Sie haben ein Funkgerät mit handbetriebenem Generator mitgebracht«, der General unterbricht sich selbst und lacht. »Stellt euch vor, die haben

wirklich gedacht, ich wäre so dumm, hier ohne eigenen Generator zu sitzen! Jedenfalls wurden an mehrere verlässliche Personen Funkgeräte verteilt, Pensionisten wie ich wurden reaktiviert, weshalb ich und meine Leute Armeeuniformen tragen dürfen.«

»Alle diese Zentralstellen wurden mit den modernsten Armeefahrzeugen, das heißt mit Pferden, Fahrrädern und Traktoren, ausgerüstet«, der General schmunzelt dabei, »und haben den Auftrag für Ruhe und das Überleben der Menschen in einem bestimmten Umkreis zu sorgen. Meine Zentrale ist offiziell in Konitsa und reicht bis zur Ebene, die zu Ioannina führt. Ioannina und Igumenitsa, der Fährhafen für Korfu, unterstehen General Panpandraki. Erinnerst du dich vielleicht noch an ihn, Christina?«

Christina bewegt den Kopf unsicher. Der General fährt fort: »Gleichgültig, mich betrifft offiziell die Lage weder in Ioannina noch Igumenitsa, noch Trikala, noch Kosani, sondern nur die Lage in Konitsa und den umliegenden Dörfern. Das sind zusammen ‚nur‘ etwa 10.000 Personen, aber wir werden viel zu tun haben, um sie zu versorgen. Ich beneide meinen Freund in Ioannina nicht, der für mehr als das Zehnfache zuständig ist. Ich hoffe, er schafft es, sonst werden wir die Auswirkungen des Zusammenbruchs von Ioannina mit den 80.000 Einwohnern erleben, wenn diese in die Umgebung und Berge flüchten.«

»Bist du nicht zu pessimistisch, Vater?«, meint Christina: »Wenn alles andere zurückgestellt wird, dann müsste es doch möglich sein, alle zu ernähren und notfalls auch durch den Winter zu bringen.«

Der General seufzt: »Du hast schon das richtige Wort verwendet, nämlich ‚wenn‘. Leider denken zu viele nur an sich.«

Die Loukoumades als Nachspeise lenken die Aufmerksamkeit der Gruppe vorübergehend ab und niemand will das Katastrophenthema anschließend weiterverfolgen. Der Retsina zum ausgiebigen Essen hat alle müde gemacht, die steigende Juniwärme trägt auch das ihre bei. Niemand hat etwas gegen ein Mittagsschläfchen einzuwenden.

Erst Stunden später - die Anspannung und Aufregung macht sich jetzt bemerkbar - sitzt die Grazer Gruppe mit weiteren Neuankömmlingen bei frischen Kirschen und griechischem Kaffee. »Der General ist in Konitsa«, erklärt Popi, »er wird aber bald wieder kommen und möchte euch dann das Gut und die Umgebung zeigen.«

General Kalkias kommt erst gegen 17 Uhr. Er will nicht viel erzählen, aber er beruhigt alle: »Es ist so weit bei uns alles in Ordnung.« Dann zeigt er seine Burg, die Vorratslager, die Vorkehrungen, die man für eine etwaige Verteidigung der Burg getroffen hat, erklärt, wie man den Abstieg in die Vikos-Schlucht findet, stellt die Grazer und die »ganz Neuen« (Freunde aus Ioannina) einander und »seinen« Soldaten im Zeltlager vor. Es stellt sich heraus, dass dieses für 1.500 Personen ausgelegt ist, aber zurzeit nur etwa 50 Männer beherbergt: »Hier haben wir Reserven für Flüchtlinge. Leider war es unmöglich, ein Lager für noch mehr Personen mit der notwendigen Infrastruktur und Lebensmittelvorräten einzurichten.«

Karl und Johann schauen sich an: »Kann es wirklich so schlimm werden, dass selbst dies alles nicht ausreicht?«

12. Juni 2080

Am nächsten Vormittag besuchen Karl und der General zusammen Konitsa, um zu sehen, was man mit den hier vorhandenen Kleinbetrieben vielleicht auf die Beine stellen kann. Karl, der als Maschinenbauer nicht nur gute allgemeine Kenntnisse hat, ist auch ein Bastler. Es geht vor allem darum, die Transportmöglichkeiten und die Kommunikation zu verbessern. Karl glaubt, dass man mit den vorhandenen Materialien etwa 80 einfachste Empfangsgeräte für eine Radiostation basteln könnte - nur fehlt ihm vieles, was er für eine Radiostation brauchen würde. »Da gibt es vielleicht eine Lösung«, meint der General kryptisch, »und mit 80 Stationen könnten wir schon alle Tavernen ausrüsten, wo dann ein- oder zweimal täglich das Neueste gehört werden kann.«

Karl gibt die notwendigen Anleitungen zu ersten Arbeiten für den Bau von Radioempfängern. Er ist sicher, dass die Telematiker hier gut mithelfen können.

Bei der Inspektion entdeckt Karl auch einen Moller aus den fünfziger Jahren, der betriebsbereit sei, wie der Besitzer stolz versichert, wenn nicht auch bei ihm das ausgefallene Navigationssystem jeden Flug verhindern würde. Karls Augen leuchten auf: »Bei diesem Modell lässt sich das Navigationssystem noch so ausschalten, dass man den Moller dann manuell fliegen kann!« Der General kann es kaum glauben: »Schaffst du das, Karl? Damit hätten wir unglaublich viel gewonnen. Wir könnten zum Beispiel die Vorräte, die ihr in dem

verlassenen Haus zurückgelassen habt, ganz rasch und gefahrlos bergen. Wir könnten weitere Erkundungsflüge machen, Transportprobleme wären sehr erleichtert usw.«

Karl überlegt kurz: »Ich schreibe eine Liste der Dinge, die ich benötige, um das Ding flugtauglich zu machen. Dann schauen wir, ob wir sie irgendwie auftreiben können.«

Als der General diese Liste mit der des Inventars von Konitsa und Umgebung vergleicht, meint er schließlich: »Bis auf zwei exotische Teile haben wir alles und ich weiß, wo wir die bekommen können. Komm, es ist Zeit für das Mittagessen, wir fahren mit dem Traktor zurück und dabei erkläre ich dir einige Details.«

Karl kommt aus dem Staunen nicht heraus, als er dem General zuhört: »In den Bergen auf der anderen Seite der Vikos-Schlucht liegt in 2.200 Meter eine Höhle, die ich beim Wandern vor Jahren entdeckt habe. Sie ist ein ideales Versteck, denn der Eingang ist kaum zu finden, die Höhle selbst ist nicht nur geräumig, sondern hat in einem Teil oben mehrere armdicke Löcher nach außen, das heißt, sie ist nicht wirklich dunkel. Auch steht unter den Löchern das ganze Jahr ein Tümpel mit Regenwasser. Wenn man ein Feuer anzündet, so zieht der Rauch gut ab. Verwendet man trockenes Holz oder Spiritusbrenner, dann ist von außen das Feuer nicht zu merken. Ich habe diese Höhle, deren Eingang man notfalls durch eine Sprengladung, die ich dort angebracht habe, verschließen kann, immer als letzten Zufluchtsort betrachtet und ihn wirklich hervorragend mit allem ausgerüstet: mit Lebensmitteln, Waffen, Werkzeug, Geräten, Kleidung, Decken, einfachen Möbeln, Büchern zur Unterhaltung usw. Es können dort bis zu 10 Personen hundert Tage überleben. Bei den Geräten findest du alles, was auf deiner Liste steht. Ich möchte, dass du noch heute mit Christina dorthin aufbrichst. Es gibt ungefähr 400 Meter unterhalb eine Biwakschachtel, ganz nahe bei den Drakolimni, den »Drachenseen«. Bis dorthin könnt ihr heute noch kommen, wenn ihr bald nach dem Mittagessen aufbrecht. Ihr könntet morgen wieder zurück sein, nur hätte ich noch eine zweite Bitte: In einer Wand in der Vikos-Schlucht habe ich in einem kleinen Loch eine Tasche mit Goldmünzen versteckt. Ich glaube, dass die jetzt sehr nützlich sein werden. Leider wird euch das wohl eine weitere Nacht kosten.«

Karl überlegt nicht lange: »Wenn die Situation nicht so ernst wäre, wäre das Ganze ein echtes Vergnügen, Christina und ich gehen oft

bergwandern. Ich bin sicher, sie macht mit« - er zögert -, »aber so gerne ich mit Christina wandere, warum willst du unbedingt, dass wir beide gehen?«

Der General schaut ernst. »Ich möchte, dass ihr beide auch allein im Notfall die Höhle findet.«

Um 15:00 Uhr brechen Christina und Karl auf. Sie haben Essen für zwei Tage, einen Gaskocher, die notwendige warme und Reservekleidung, gute Schlafsäcke und eine Plane bei sich. Sie nehmen auch Kletterausrüstung mit, aber nur für das Erreichen des »Schatzloches«, wie es Christina nennt. Sie werden diese Ausrüstung in der Schlucht lassen. Mehr wollen sie nicht mitnehmen, da sie sonst beim Rückmarsch zu viel tragen müssen. Die Skizzen und Anweisungen, die sie vom General haben, sind so gründlich, dass sie nicht zweifeln, den Weg auf den Berg, die Höhle und auch das »Schatzloch« zu finden.

Zunächst geht es steil in die Vikos-Schlucht hinunter. Hier, im oberen Teil, ist das Bachbett schon trocken, es führt meist nur bis Ende Mai Schmelzwasser. Am Boden der Schlucht ist es sehr heiß. Auf einem gut ausgetretenen Weg (die Schlucht ist seit fast 90 Jahren Nationalpark) geht es abwärts, bis sie das erste »Voithomati«, das erste »Ochsenaugen«, erreichen, wo ein kalter Wasserstrom senkrecht aus dem Boden heraufsteigt und einen Tümpel bildet. Hier beginnt um diese Jahreszeit der Vikos-Bach. Später im Jahr wird auch diese Quelle vertrocknen und der Bach wird erst bei noch weiter unten gelegenen ähnlichen Quellen anfangen, ein ungewöhnliches Phänomen. Der Platz beim ersten Voithomati ist ein beliebter Rastplatz, wie man deutlich sieht. Das Wasser ist einladend und beide sind schon stark ins Schwitzen gekommen. Da weit und breit kein Mensch zu sehen ist, entkleiden sie sich und springen in das Wasser, das sie allerdings schnell wieder verlassen. »Ist das kalt!«, ruft Karl, der durch Bergseen in Österreich einiges gewöhnt ist. »Ja, man sagt, es hat konstant 7 Grad Celsius«, lacht Christina. Wie sie ihre Haare lachend schüttelt, die Nippel ihrer Brüste durch die Kälte hervorragen, da kann sich Karl nicht zurückhalten und schießt rasch ein paar Holobilder. Dass Christina das merkt und versucht, einige ihrer Blößen zu bedecken, macht die Holos noch interessanter.

Sie sitzen kurz nebeneinander, um sich wieder aufzuwärmen. Bevor es ihnen zu heiß wird, gehen sie nun auf der rechten Seite

des Baches abwärts, um die Abzweigung den Berg hinauf nicht zu übersehen. Sie ist aber sogar gut markiert. Hier verstecken sie ihre Kletterausrüstung bis zur Rückkehr. Steil und daher jetzt langsam steigen sie den Berghang aufwärts, zum Glück meist im Schatten von Bäumen. Als es ebener wird, sehen sie links etwas unter sich das Bergdorf, das ihnen der General als üblichen Ausgangspunkt für die Tour beschrieben hat. Bald stößt ihr Weg auf jenen, der von diesem Dorf zur Biwakschachtel und den Drakolimni führt.

Sie haben vom Boden der Schlucht nun schon 1.200 Höhenmeter gewonnen, es ist inzwischen knapp vor sieben Uhr. Noch haben sie nach der Beschreibung knappe zwei Stunden Aufstieg vor sich. Gegen 9 Uhr, die Sonne steht tief, erreichen sie die kleine Schutzhütte. Niemand ist hier, es wird ein geruhsamer Abend werden. Bevor sie zu Abend essen, stehen sie noch aneinander gelehnt lange vor der Hütte. Wenn sie zum Dorf hinunterblicken, dann sehen sie dort, wo sonst wohl schon die ersten Lichtpunkte von Glühlampen zu sehen wären, nur einige wenige flackernde Lichter und den Rauch von Feuern, die in und vor den Häusern wohl zum Kochen verwendet werden. Wenden sie den Kopf weiter nach links, dann sehen sie die beeindruckenden Felswände der Berggipfel der Gamila. Hier liegt an einigen Stellen noch Schnee, dessen Schmelzen wohl für das Voithomati verantwortlich ist. Sie werden morgen um den nördlichsten Ausläufer der Gamila herumgehen und von dort bis nahe an den Gipfel heransteigen. Wenn sie noch weiter nach Norden sehen, dann erkennen sie den Übergang ins Aaos-Tal mit seiner Schlucht, und wenn sie sich noch weiter drehen, dann erkennen sie den sanften Anstieg, der in knapp 15 Minuten zu den kleinen Drachenseen führt.

»Verwenden wir die Seen für unsere Morgenwaschung?«, schlägt Christina vor. Karl stimmt gerne zu. Sie sind jetzt sechs Stunden flott unterwegs gewesen, das genügt fürs Erste und es wird Zeit für ein Abendessen. Karl macht in wenigen Minuten eine Suppe, deren Wärme sie auf dieser Höhe jetzt, wo die Sonne allmählich untergeht, schon gut brauchen können. Die Oliven, der Schafkäse und das Weißbrot schmecken wunderbar. Wie gut, dass Popi in ihrem Holzofen selbst das Brot bäckt!

Mit dem Wasser in der vom letzten Frühlingsregen noch halb vollen Zisterne waschen sie sich gegenseitig liebevoll den Schweiß ab.

Dann schlüpfen sie in die Schlafsäcke. Aus dem Gute-Nacht-Kuss wird ein längeres Schmusen als eingeplant ...

13. Juni 2080

Noch vor dem Frühstück laufen sie zu den Drakolimni. Diese sind Überraschung und Enttäuschung gleichzeitig. Enttäuschung, weil so kleine flache Tümpel den Ausdruck »See« wohl kaum verdienen, Überraschung, weil sie unzählige »Drachen« sehen: eidechsenartige Reptilien und auch nicht viel größere als solche, aber mit einem hohen Kamm am Rücken. So schauen die Tiere wirklich aus wie hundertfach geschrumpfte gefährliche Drachen! Eine Überraschung ist auch der zwar aus Kalk bestehende, aber doch weiche Strand und Boden des Sees. Und wie warm das Wasser ist! Die Junisonne hat den flachen See schon gehörig aufgeheizt. Begeistert stürzen sich beide ins Wasser, tollern wie Kinder, berühren und küssen sich dabei immer wieder, bis Karl Christina aufhebt, zum Strand trägt und auf den Rücken legt. Sie lieben sich stürmisch, rollen nach allen Seiten und können sich am Ende vor Lachen kaum halten, weil sie aussehen, als hätten sie in weißem Puder gebadet! Also: Zurück in den See!

Nun wird es aber Zeit aufzubrechen. Sie halten das Frühstück kurz und beginnen den immer schwieriger werdenden und nun weglosen Aufstieg zur Scharte zwischen dem Hauptgipfel und dem nördlich davon gelegenen niedrigeren, aber längeren Gebirgskamm. Knapp vor der Scharte ist eine deutliche Markierung angebracht, die mit einem großen roten Pfeil zum »Gamila Gipfel« weist. Diese Markierung stammt vom General: Um zur Höhle zu gelangen, müssen sie hier genau 90 Grad nach rechts. Nach zirka 200 Meter schon anspruchsvollerer Kletterei erreichen sie wild abstürzende zerbrochene Felsplatten. Sie suchen eine, die genau wie ein gleichseitiges Dreieck mit etwa einem Meter Seitenlänge aussieht. Als sie genau wie beschrieben diese steil stehende Platte finden und vorsichtig senkrecht stellen, entsteht ein Schlitz, durch den ein Loch nach links zu sehen ist: der Eingang zur Höhle! Sie zwängen sich vorsichtig hinein, lassen die Felsplatte wieder in die ursprüngliche Position zurückklappen. Langsam kriechen sie in den Felsen hinein. Es wird nicht dunkler, sondern heller und sie können aufstehen. Sie befinden sich in einer großen Höhle, die

wie aus einem Märchen aussieht: Von oben strömt Licht herein, an einer Stelle ist eine Miniausgabe eines Drakolimni, dahinter stehen gemütliche Möbel, wie in einem verlassenen Haus mit Plastikplanen zugedeckt, und Kisten um Kisten, deren sorgfältige Beschriftung ihren Inhalt angibt.

Christina ist so sprachlos wie Karl: »Wie konnte mein Vater diese Höhle entdecken und wie konnte er diese Kisten und die zum Teil sperrigen Möbel hier hereinbringen und überhaupt herauf? Das geht doch selbst mit einem Lastmoller nicht, denn es ist ja nirgends vor der Höhle ein geeigneter Landeplatz!«

Christina berichtet ihrem Vater telepathisch, dass sie in der Höhle sind und dass sie gerne eine Erklärung hätten, wie er das hier alles her- und hereingebracht hat.

Als der General die Botschaft erhält, ist das die bisher beste Nachricht des Tages. Er kann sich ein Lächeln nicht verbeißen: Natürlich konnte der Moller nicht landen, er musste knapp über den abschüssigen Felsen schweben. Natürlich konnte er weder die Kisten noch Möbel als Ganzes in die Höhle bringen, sondern es musste alles zerlegt und in der Höhle zusammengesetzt werden. Mit einigen Helfern, die von weit genug weg waren (nämlich aus Finnland anlässlich einer militärischen Übung), war das alles kein Problem gewesen. Die einzigen Mitwisser hatten keine Ahnung, wo genau sie gewesen waren, und jetzt befanden sie sich schon seit mehr als acht Jahren wieder in der Heimat. Die Höhle war damit ein nur ihm und jetzt seiner Tochter und dem Schwiegersohn bekanntes Geheimnis!

Nachdem Christina und Karl die Höhle und die Einrichtung mit dem Lager bestaunt haben, beginnen sie zwei Kisten zu öffnen. Die eine mit Waffen, um diese zu kontrollieren und zu ölen, die zweite, um jene Teile herauszunehmen und in die Rucksäcke zu verpacken, die Karl für den Moller und die Radiostation braucht. Als sie fertig sind, beschließen sie die angenehme Temperatur und die Einrichtung für ein ausgiebiges Mittagessen zu verwenden: Sie decken einen Tisch und zwei Sessel ab und stellen das beste Essen zusammen, das das Mitgebrachte ermöglicht. Christina zaubert noch eine Flasche Xantali-Wein und Gläser hervor. Sie machen mit Fernauslösung einige Holobilder, wie sie gemütlich beim Essen in der Höhle sitzen, und freuen sich auf das staunende Gesicht des Vaters.

Nun geht es rasch zurück. Sie wollen, wenn es sich irgendwie ausgeht, noch heute zum Schatzloch und zurück zur Burg. Der Abstieg geht flott. Als sie den Vikos-Bach erreichen, nehmen sie die zurückgelassene Kletterausrüstung mit. Sie überqueren den Vikos. Dort, wo der Weg nach Monodendrion hinaufgeht, müssen sie weglassen am Bach entlang weiter abwärts gehen. Die Schlucht wird hier eng, sie müssen immer höher in die Felsen, denn unten ist nur Platz für das hier reißend schnelle Wasser. Es wird, wie ihnen der Vater erklärt hat, eine so schwierige Kletterei, dass sie ohne Seil und Haken Probleme hätten. Sie erreichen ein in der Skizze verzeichnetes Plateau, von dem es vielleicht hundert Meter hinunter zum Bach geht und dreihundert Meter eine senkrechte Wand hinauf. Dieses Plateau ist mit Felsbrocken übersät, bietet aber eine willkommene Erholung. Sie wissen: Jetzt nur noch 250 Meter nach dem Plateau in den Felsen hineinklettern, dann werden sie auf eine Gruppe von Zwergpinien stoßen, die direkt aus dem Felsen wachsen: Dort soll das Loch nicht mehr zu übersehen sein.

Es wird ein schwieriges Stück. Zum Teil liegt es daran, dass das Licht fahl geworden ist. Eigentümliche Wolken bilden sich zuerst um die Sonne, dann immer mehr talaufwärts und der Wind frischt auf. Erst als sie erfolgreich mit der Tasche voll Goldmünzen wieder das Plateau erreichen, fällt ihnen der Wetterumschwung auf. Bis dahin waren sie zu sehr mit der Kletterei beschäftigt. Nun wird es ihnen aber klar, dass ein massives Unwetter auf sie zukommt, die Vikos-Schlucht herunter. Schon sieht man in der Ferne dicke Regenschleier und der Wind wird laufend stärker. Im Schutz eines überhängenden Felsens spannt Karl rasch auf der windabgewandten Seite die Plane. Kaum kauern sie sich darunter, ist der Regensturm auch schon da. Mit beiden Händen halten beide die Plane, an der der Wind rüttelt. Es gießt in Strömen und nur mit Mühe schützen die beiden wenigstens die Rucksäcke vor dem totalen Nasswerden. Plötzlich ist der Zauber vorüber. Trotz Plane sind sie fast bis auf die Haut nass und der Regen hat stark abgekühlt. Sie sind glücklich, dass sie trockene Reservekleidung im Rucksack haben, und wechseln in diese. Noch ist es hell genug, dass sie das eine schwierige Stück vom Plateau weg schaffen und dann noch nach Monodendrion kommen können.

Da ruft auf einmal Christina entsetzt: »Das Unwetter kommt zurück!« Karl starrt ungläubig das Tal hinunter. Der Wind hat tatsäch-

lich um 180 Grad gedreht und die Regenfront kommt zurück. »So was habe ich noch nie erlebt!¹¹ Wir müssen unbedingt einen guten Schutz finden, jetzt auf der anderen Seite eines großen Felsens!«, ruft Karl und beginnt sofort mit seiner Suche. Diesmal scheinen sie großes Glück zu haben. Unter einem jetzt vom Wind abgekehrten Überhang findet Karl eine kleine Höhle, die zunächst etwas nach unten führt, dann aber mehrere Meter nach oben, wo der Boden staubtrocken ist. »Hier sind wir sicher, hier können wir auch noch bequem eine Nacht verbringen«, freut sich Karl. Christina schickt eine telepathische Meldung an ihren Vater: »Haben alles erfolgreich erledigt, aber sitzen nun in einer Höhle auf dem von dir beschriebenen Plateau und müssen hier wegen Regens übernachten. Wir kommen morgen Vormittag zurück.«

Dann ist die Regenfront zurück. Nicht so heftig wie vorher, aber diesmal lange andauernd. Es regnet und regnet, während es dunkler und dunkler wird. Die anfängliche Begeisterung für die Höhle nimmt ab: Die Decke ist porös, an immer mehr Stellen rinnt das Wasser von der Höhlendecke herunter, verwandelt den staubtrockenen Boden in eine rutschige Lehmmasse. Das Wasser sammelt sich an der tiefsten Stelle, zwischen ihrem höher gelegenen Teil der Höhle und dem gleichfalls höher gelegenen Teil des Ausgangs. Ihre Schlafsäcke sind inzwischen vollkommen verschmutzt und trotz darüber liegender Plane von unten durch und durch nass. Das immer mehr vor dem Ausgang steigende Wasser droht sie einzuschließen.

Karl zuckt die Schultern: »Tut mir Leid, Christina, wir müssen hinaus.« Christina nickt. Sie waten durch hüft Hohes Wasser. Es regnet noch immer. Zwar finden sie eine einigermaßen trocken gebliebene Stelle unter einem anderen Überhang und Karl macht heißen Tee. Aber trotz vieler Versuche gelingt es ihnen nicht, ein Feuer zum Wärmen anzuzünden. Müssen sie jetzt die ganze Nacht hier frierend sitzen, um das Tageslicht abzuwarten? Der XP von Christina meldet sich: »Ich bin sicher, dass wir mit unseren Infrarotlampen genug Licht geben können, dass ihr die kurze schwierige Passage wagen könnt.« Christina und Karl wundern sich, dass sie nicht selbst auf diese Idee gekommen sind. Tatsächlich erweist sich die nächtliche Kletterei mithilfe der XPs als nicht gefährlich. Bald errei-

¹¹ Tatsächlich ist diese Windumkehr ein Phänomen, dass man nur selten trifft; aber sowohl im Vikos- als auch im Aaos-Tal kommt es immer wieder vor.

chen sie den Aufstieg zu Monodendrion. Trotz später Stunde signalisiert Christina ihrem Vater: »Wir wurden durch und durch nass. Kann uns jemand mit dem Traktor beim Ausstieg aus der Schlucht bei Monodendrion um 0:30 Uhr abholen?«

Beide hoffen, dass eine solche telepathische Botschaft auch dann beim Vater ankommt, wenn dieser schon schläft.

Allerdings schläft er noch nicht. Er bekommt telepathische Botschaften, die schon fast Hilferufe sind, von Freunden aus den USA, vor allem aus Los Angeles. Die Plünderungen haben sich dort inzwischen zu einem wahren Bürgerkrieg entwickelt, der die Rassegegensätze als zusätzliche Fronten aufbaut. Es kommt ununterbrochen zu Kämpfen auch mit schweren Waffen: Niemand denkt mehr daran Nahrung zu beschaffen und zu verteilen, sondern nur noch an das Hamstern und das Verteidigen. Der General hofft gegen seine Überzeugung, dass dies nur auf die immer noch in den USA schwelenden Rassenkonflikte zurückzuführen ist.

Ihr Vater selbst erwartet sie in Monodendrion. »Ihr schaut furchtbar aus«, begrüßt er sie. Christina kann sich kaum zurückhalten zu sagen: »Du auch«, denn so erschöpft hat sie ihren Vater noch nie gesehen.

»Wie geht es der Welt?«, fragt Karl.

»Unterschiedlich. Bei uns in Griechenland ist bisher alles unter Kontrolle. In den ganz großen Städten der Welt, allen voran Los Angeles, aber inzwischen auch in Tokio und Hongkong, scheint bereits jeder gegen jeden zu kämpfen.«

Christina bricht mit optimistischer Stimme das Schweigen: »Wir haben alles mitgebracht.« Sie übergibt ihrem Vater die Tasche mit den Goldmünzen.

»Und ich habe alles für die Radiostation und den Moller«, fährt Karl fort. »Ich muss mich jetzt ausschlafen. Aber dann kannst du dir aussuchen, was du zuerst haben willst. Einen fliegenden Moller oder eine Radiostation.«

»Was geht schneller?«, erkundigt sich gespannt der General. »Der Moller«, antwortet Karl, »wenn ich ihn überhaupt hinkriege, brauche ich nur zehn Minuten.«

»Dann, bitte, nimm dir zuerst den Moller vor. Die Radios sind ohnehin noch nicht fertig. Übrigens, ohne deine Informatikfreunde

hätten wir sie überhaupt nicht herstellen können. Eure Telematiker sind Spitze, das muss wirklich ein gutes Studium an der Technischen Universität Graz sein!«

Alle sind zu müde, um noch mehr zu reden.

14. Juni 2080

Der General kann es gar nicht erwarten, dass Karl aufsteht und frühstückt. Popi muss ihn mehrmals zurückhalten, sonst würde ihr Mann Karl einfach aufwecken.

Schließlich fahren sie zu dritt, denn Christina will auch mit, nach Konitsa. Karl beginnt sofort mit dem Umbau des alten Mollers. Nach wenigen Minuten meint er: »Eigentlich sollte er jetzt gehen. Soll ich ihn fliegen oder bist du der bessere Pilot?«, fragt er den General.

Der General gibt keine Antwort, sondern schwingt sich aufgeregt auf den Pilotensitz. Karl und Christina wollen gerade einsteigen, da hören sie eine schreiende Frau, die näher kommt. Sie hält ein vielleicht 3-jähriges Mädchen in den Armen, dessen Gesicht furchtbar aussieht: »Das Kind hat sich mit einem Schlachtmesser ins Gesicht geschnitten und das Auge ausgestochen. Du bist Ärztin. Bitte hilf.«

Christina verflucht sich, dass sie nicht ihre Arzttasche mit dem Allernotwendigsten mithat. Sie darf nie mehr ohne diese unterwegs sein! Mit einem Stück Stoff, das sie einfach aus ihrer Bluse reißt, drückt sie vorsichtig das Auge des Kindes in die Höhlung zurück. Weder die Hauptblutversorgung noch der Sehnerv scheinen durchtrennt zu sein, es könnte alles gut ausgehen. Sie ruft der Frau zu: »Ich muss das Kind zu Hause versorgen. Wenn wir Glück haben, ist es weniger schlimm, als es aussieht. Wir bringen das Kind bzw. eine Nachricht möglichst schnell zu dir zurück.«

»Nein, kommt gar nicht in Frage«, donnert der General, »du als Mutter kommst mit, wir bringen dich dann zurück.« Dem Besitzer des Moller gibt er fünf Goldmünzen: »Das sind 200 Euro Miete für den Moller. Sag dem Vater des Mädchens, was los ist, er soll sich keine Sorgen machen, wir bringen Mutter und Kind möglichst bald zurück.«

Nun sitzen also vier Erwachsene und das Kind im Moller. Der Motor springt an. Zeit für einen Probeflug war keine. Aber leicht wie ein Schmetterling hebt der Moller vom Boden ab. Der General hat offensichtlich schon öfter einen Moller manuell gesteuert, denn

er fliegt die 25 Kilometer bis zur Burg in kaum mehr als fünf Minuten.

Während Christina mit dem Kind in das Haus läuft und die Kleine verarztet, kümmert sich Popi liebevoll um die Mutter, redet ihre eine doppelte Portion Ouzo ein und lässt sie durch einen Redeschwall gar nicht zum Nachdenken kommen. Da bringt Christina mit einem glücklichen Gesichtsausdruck das Kind zurück: »Es wird alles wieder in Ordnung kommen. Ich habe das Auge gut verbunden, das schaut jetzt schlimm aus. Aber es ist nichts Wichtiges beschädigt. Das Kind wird auf dem Auge wieder ganz normal sehen und es wird nur eine winzige Narbe bleiben. Ich habe dem Mädchen jetzt ein Schlafmittel gegeben, das bis heute spät Abend wirkt. Ich komme vorher noch bei dir vorbei und werde dann den Verband durch einen kleineren ersetzen. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen.« Die Frau weiß nicht, wie sie danken soll. Christina winkt ab: »Jeder hilft hier jedem und so soll und muss es bleiben. Vielleicht brauche ich bald etwas von dir.«

Der General lässt die Frau mit dem Kind von einem Mitarbeiter nach Hause bringen. Dann wendet er sich an Karl: »Karl, das mit dem Moller hast du einfach unbeschreiblich gut gemacht. Es hilft uns ein gutes Stück weiter.«

»Ja, Vater, denn wir brauchen dringend die Medikamente aus dem Lkw, erinnerst du dich?«

»Wir werden das heute oder morgen erledigen. Gerade erfahre ich, dass die ersten Radioempfänger heute Nachmittag fertig werden«, freut sich der General.

»Dann kannst du sie gleich verteilen lassen und einen Zettel draufkleben: Nachrichten täglich um 19:00 Uhr. Bis um diese Zeit heute Abend funktioniert der Sender für dich«, sagt Karl.

»Dieser Freitag der 14. ist der erste gute Tag seit dem Ausfall. Christina hat das Auge eines Kindes gerettet, wir haben Gold zum Zahlen, einen Moller, der fliegt, demnächst eine Radiostation und grade vorher habe ich von Alex erfahren, dass Felitsa und Melissa und ihre Familien in einem Flugzeug nach Alberta sitzen.« Seine Augen leuchten, die Müdigkeit von gestern Nacht ist wie weggewischt.

Da wird der Blick des Generals plötzlich abwesend ... Es ist offensichtlich, dass er eine telepathische Nachricht erhält.

Als er wieder spricht, ist die Leichtigkeit aus seinen Worten verschwunden: »Plünderungen in Athen haben gerade viele Todesopfer gefordert. Der Bezirk um den Flughafen wird offiziell aufgegeben. Durch den Absturz von 16 Flugzeugen herrscht seit Anfang der Katastrophe Ausnahmezustand in der Umgebung des Flughafens. Die wenigen offiziellen Helfer und Aufsichtsorgane haben sich nun zurückgezogen und überlassen die dort noch Lebenden ihrem Schicksal. Vielleicht wäre dieses Land zu retten gewesen, wenn alle sich gegenseitig geholfen hätten. Stattdessen kämpfen sie um die Krümel, die noch da sind. Und auch uns wird es wahrscheinlich nicht erspart bleiben. Sobald ein Flüchtlingsstrom zu uns kommt, den wir nicht mehr bewältigen können, werden wir einen Teil unserer Kräfte vergeuden müssen, um zu verhindern, dass wir überrannt und überfallen werden. Hofft bitte mit mir, dass sich die Situation in Ioannina nicht weiter verschlechtert. Die Stadt ist nur 60 Kilometer entfernt und mit ihren 80.000 Menschen eine echte Bedrohung, sobald es durchsickert, dass wir hier noch keine großen Probleme haben.«

Es ist das erste Mal, dass sich Popi zu solchen Angelegenheiten ernsthaft äußert: »Paul, lüg dir nicht in die Tasche. Es wird durchsickern, es gibt viel zu viele Verwandtschaften zwischen den Menschen in Konitsa und Ioannina. Du hast nur zwei Möglichkeiten: Du musst entweder dafür sorgen, dass Ioannina nicht außer Kontrolle gerät, oder du musst die Flucht von Leuten aus Ioannina zu uns unmöglich machen.«

Der General sagt leise: »Du hast Recht, wie immer.«

3. Ostkanada

Churchill Falls, Labrador

Samstag, 8. Juni 2080, 22:34 (Sonntag, 4:34 MEZ)

»Saturday Night Fever« in den beiden Bars in Churchill Falls. Churchill Falls liegt in der Wildnis Nordostkanadas, in Labrador, 300 Kilometer von Goose Bay entfernt, 200 Kilometer von Labrador City. Beide Orte waren in der Zeit von 1992 bis 2040 über eine Staubstraße, den Translabrador Highway, verbunden. Die Zeit der Moller hat das Ende dieser Straße bedeutet: Sie ist heute auch mit geländegängigen Fahrzeugen nicht mehr befahrbar.

Frank sitzt mit seiner Frau Melissa in ihrem Holoraum. Sie schauen sich eine Komödie an, die sie mit einigen anderen Holochips von der Bibliothek im Donald Gordon Center für das Wochenende ausgeliehen haben. Um 22:34 Uhr flackert das Licht einen Moment lang. »Macht es dir was aus, Liebling, wenn wir einen Moment Pause machen?« »Wieder zu viel Bier?«, lacht Melissa. »Na ja, das auch, aber ich möchte kurz nachsehen, was mein Computer macht. Es gab grade eine kurze, aber starke Stromschwankung und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht neu starten muss.«

Doch Franks Computer ist nicht nur abgestürzt, er lässt sich nicht mehr hochfahren. Er will seinen XP um Rat fragen, doch dieser funktioniert nicht.

Während Frank noch irritiert herumbastelt, kommt Melissa ungeduldig herein: »So komm doch, sehen wir uns den Holofilm fertig an, bevor die Kinder zurückkommen. Ich denke, nicht alle Szenen sind für junge Leute geeignet.« Frank nickt geistesabwesend: »Ja, aber kannst du schnell einmal deinen XP ausprobieren, meiner ist einfach tot. So was habe ich noch nie erlebt.«

Melissa ist eine halbe Minute später wieder da: »Komisch, mein XP ist auch stumm. Und das Reservegerät ebenfalls. Wir müssen uns gleich morgen in der Früh darum kümmern.« Sie gehen in den Holoraum zurück und schalten die Vorführung wieder ein.

Aber zumindest bei Frank ist die Konzentration weg. Er ist einer der Programmierer in der Churchill Falls Corporation (CFC), die das größte unterirdische Wasserkraftwerk der Welt betreibt. Darum sind sie hier in dieser gottverlassenen Gegend, weil das Wasser des Churchill Falls zur Stromerzeugung genutzt wird. Die ursprüngliche Wassermenge wurde durch Dämme bei Flüssen, die sich nun auch

in den über 6.500 Quadratkilometer großen See zurückstauen, so vermehrt, dass damit eines der größten Wasserkraftwerke der Welt entstand. Es wurde schon vor mehr als 100 Jahren gebaut, versorgt aber noch immer weite Teile Nordostamerikas mit einer Gesamtleistung (nach dem letzten Ausbau) von 8 Gigawatt¹² Strom. Franks Frau Melissa ist die älteste Tochter des griechischen Generals Paul Kalkias. Frank bewundert seinen Schwiegervater sehr, auch beeindruckt ihn, wie freundlich er sofort in die Familie aufgenommen wurde.

Melissa kann offenbar über ein eigentümliches Artefakt, das sich der General besorgt hat, telepathische Nachrichten an ihren Vater schicken, allerdings funktioniert das nur in die Richtung von ihr zum Vater. Ihre Bemerkung über die für die »Kinder« ungeeigneten Szenen ist typisch für eine griechische Mutter: Melissa will noch immer nicht zur Kenntnis nehmen, dass ihr 17-jähriger Sohn und die 16-jährige Tochter demnächst die (in Churchill Falls sehr gute) Highschool abschließen und bald Universitäten besuchen werden. Ihr Sohn ist für den Herbst bereits an der medizinischen Fakultät der Universität Calgary angemeldet. Die Tatsache, dass sein Lieblingsonkel Alex, Melissas Bruder, in der Nähe eine große Ranch betreibt, hat die Entscheidung sicher mitbestimmt.

Dann kehren die Gedanken Franks zurück zu dem eigentümlichen Ausfall der XPs und seines Computers. Die Großcomputer im Kraftwerk funktionieren aber offenbar problemlos, sonst würden sie schon lange im Dunkeln sitzen. Dies beruhigt ihn etwas. Unerwartet früh stürmen die Kinder bei der Tür ihres Hauses in der Cantle Ave herein. Sie kommen aus dem nur Schritte entfernten Donald Gordon Center, wo im einzigen Restaurant des Ortes eine der zwei Bars mit einer winzigen Tanzfläche untergebracht ist. Dort sind auch Jugendliche willkommen, die sich nach einem Holo im Theatersaal des Centers noch einen alkoholfreien Drink gönnen und vielleicht einen Tanz wagen wollen. Die Kinder erzählen ganz aufgeregt, dass alle XPs gleichzeitig ausgefallen sind und dass nach einem Gerücht die Verbindung zur Außenwelt vollkommen abgeschnitten sei.

Als Frank dies hört, sagt er zu Melissa: »Ich glaube, ich sollte doch noch kurz im Werk vorbeisehen.« In der Garage geht er zu

¹² Das entspricht etwa der Leistung von 20 großen Flusskraftwerken. Die ursprüngliche Leistung des Kraftwerkes, als es 1971 ans Netz ging, war nur etwa 10 Prozent der erwähnten Kapazität, wurde dann aber schon 1990 auf 5,4 Gigawatt aufgestockt.

einem ihrer ATRVs¹³, die sich hier in Churchill Falls gut bewähren. So kompakt die Siedlung ist, Fahrzeuge sind bei schlechtem Wetter (etwa bei minus 40 Grad im Winter) eine Notwendigkeit. Die nur 40 km/h fahrenden, koppelbaren Kleinfahrzeuge¹⁴ sind führerscheinfrei und reichen für das sehr beschränkte Straßennetz von Churchill Falls. Da man sie in den größeren Mollermodellen mitnehmen kann, eignen sie sich auch in anderen Gegenden, die nicht ganz auf Moller, Mollerbusse und Fahrräder gesetzt haben. Bevor Frank einsteigt, kontrolliert er aus Neugier den großen Familienmoller. Seine Befürchtungen bestätigen sich: Das gesamte Navigationssystem ist ausgefallen, das Sicherheitssystem des Fahrzeugs wird daher nicht einmal einen Start zulassen!

Wenig später erfährt er im Werk, dass auch alle speziell gesicherten Datenleitungen nach außen stillliegen. Der Werksleiter und der Chef der Sicherheit beraten seit kurzem die Lage. Man ist jedenfalls physisch wie auch kommunikativ von der Umwelt isoliert. Der Ausfall scheint der ernsteste zu sein, den es je gegeben hat. Doch eine unmittelbare Gefahr besteht für den Ort nicht, Strom- und Wasserversorgung sind gesichert und die Kühlhäuser und Warenhäuser sind bis oben voll mit Vorräten. In dieser Hinsicht ist man in so entlegenen Gebieten doch vorsichtiger als anderswo! Durch mündliche Botschaften soll zu einer Versammlung im Theatersaal am Vormittag eingeladen werden, wo alle Informationen, die es gibt, ausgetauscht werden können.

Frank sieht, dass das Werk ihn nicht benötigt. Er hat das Gefühl, dass er von zu Hause aus mit seiner Amateurfunkanlage mehr erreichen kann als hier. Sein Bruder Greg, Marineoffizier in der kanadischen Marine, ist wie er ein Hobbyfunker. Zugegeben, es ist eine archaische Spielerei, die von vielen belächelt wird, weshalb die beiden es anderen Personen gegenüber kaum erwähnen. Eine Spielerei, die sich jetzt als nützlich erweisen könnte.

Zu Hause sind die Kinder schon in ihren Schlafzimmern verschwunden. Aber Melissa wartet noch mit Spannung auf ihren Mann: »Weiß man, was los ist?«

»Nein, ich versuche jetzt meinen Bruder per Funk zu erreichen. Er liegt mit seiner Fregatte im Hafen von St. John's¹⁵.« Gedankenver-

¹³ All Terrain Recreational Vehicle

¹⁴ Siehe »Das Mauto« in »Xperten: Der Anfang«.

loren setzt er seinen XP auf und registriert, dass dieser zwar lokal wieder in Betrieb ist, aber zur Analyse der Situation nicht beitragen kann. »Wirst du Greg noch erreichen? Es ist bei uns jetzt schon nach Mitternacht, bei Greg ist es noch eine halbe Stunde später«, kommentiert Melissa.

»Ich bin sicher, dass der Ausfall, wenn es den auch dort gibt, entdeckt wurde und dass man Greg dann geweckt hat. Wenn ich ihn nicht erreiche, dann ist das eher ein gutes Zeichen. Nämlich dass die Hauptstadt nicht betroffen ist«, antwortet Frank.

Was Melissa sonst selten tut, sie geht heute mit Frank zur Funkstation ins Arbeitszimmer. Frank erreicht Greg sofort. »Bei euch also auch«, ist die ungewöhnliche Begrüßung Gregs.

»Ja, alle XPs und die gesamte Kommunikation sind bei uns tot, das heißt, es stimmt nicht ganz, die XPs arbeiten lokal wieder«, erklärt Frank. »Wie schaut es bei euch aus?«

»In der Stadt katastrophal, weil da auch der Strom ausgefallen ist. Teile der Stadt sind offenbar ganz ohne Wasser, nämlich überall dort, wo das Wasser hinaufgepumpt wird. Bei uns an Bord sind die Navigationsinstrumente und diverse Sensoren ausgefallen, die Computer spielen verrückt. Aber eines kommt uns zugute: Kanada hat militärische Ausgaben nie für wichtig gehalten, so ist unsere Ausrüstung hoffnungslos veraltet und vieles funktioniert daher. Wir haben Strom, die Tiefenanzeige und das Radar sind okay, wir haben genaue Seekarten und auch noch die guten alten nautischen Instrumente. Wir sind also nur halb verkrüppelt. Da wir keine Verbindung zur Admiralität haben, bin ich hier jetzt oberster Chef. Meine Spezialisten schätzen die Lage als sehr ernst ein. Sie sind sicher, dass es viele Tage, wenn nicht viele Wochen dauern wird, bis sich alles wieder normalisiert, wenn ...«

»Was wolltest du sagen, Greg? Du hast mitten im Satz aufgehört!«
»Ja, es wurde mir bewusst, dass ich nicht zu einer Panikstimmung beitragen sollte. Aber - nur unter uns - wenn die Lage auch nur drei Wochen so bleibt, wie sie jetzt ist, wird es zumindest in den Ballungszentren zu kriegsähnlichen Zuständen kommen. Und ob man danach überhaupt noch von einer Normalisierung reden wird können, ist

¹⁵ St. John's ist die Hauptstadt von Neufundland. Die Provinz Neufundland besteht aus der Insel Neufundland (108.860 km²) und aus dem östlichen Teil der Halbinsel Labrador und ist von Labrador durch den St. Lawrence Golf getrennt. St. John's liegt ca. 1.100 km südöstlich von Churchill Falls. (Seite 60)

fraglich. Im schlimmsten Fall wird dieser Ausfall, wenn er weltweit ist, was wir befürchten, die Menschheit für immer verändern.«

Frank und Melissa schauen sich verstört an, denn so schlimm hatten sie die Situation nicht eingeschätzt. Frank möchte wissen, was Greg vorhat.

»Es ist ein glücklicher Zufall, dass mich Felitsa gerade jetzt besucht. Wir beide haben vor, uns zu ihrem Bruder nach Alberta durchzuschlagen. Auf seiner Ranch sind wir ziemlich autark und sicher. Ich weiß auch einen Weg, wie wir dort hinkommen können. Aber wir möchten vorher dich und deine Familie abholen. Ihr gehört dort auch hin. Wir werden dann wieder zu viert zusammen sein, wie wir es am Anfang waren, als wir zwei Brüder die beiden hübschen griechischen Schwestern kennen lernten«, sagt Greg und es scheint ein Schmunzeln durchzukommen. »Aber egal, ob du nun ja oder nein sagst, ich breche bei Tagesanbruch nach Goose Bay auf, genauer zum Dockbereich des Terrington Basin. Ich glaube, du weißt, wo das ist. Ich werde versuchen, alle, die sich kurzfristig entschließen von Labrador zu fliehen, auf meiner Fregatte zur Hauptinsel zu bringen. Ich hoffe, ihr seid dabei. Ich brauche zwei Tage, bis ich in Goose Bay bin. Wenn ihr morgen mit eurem Motorboot aufbrecht und den Churchill-Fluss hinunterfährt, könnt ihr ungefähr gleichzeitig dort sein. Untertags werde ich im Dockbereich liegen, dann geht es zurück nach Süden. Ich muss innerhalb von fünf Tagen ab jetzt hier zurück sein, danach fürchte ich beginnendes Chaos. Wir bleiben über Funk in Kontakt. Bitte funke mich morgen zwischen 9 und 10 Uhr deiner Zeit an, ob ihr kommt oder nicht. Ich kann jetzt nicht länger auf dich einreden, es gibt hier viel vorzubereiten. Aber bedenkt: Das Leben wird in nächster Zeit nirgends einfach sein, aber auf der Ranch in Alberta noch vergleichsweise gut und sicher. Grüße auch an Melissa. Over and out.«

Frank und Melissa schauen sich an. »Es ist zwar keine Zeit für Spielchen«, sagt Melissa, »aber wir sollten unsere Entscheidung nicht gegenseitig beeinflussen. Wir machen eine geheime Abstimmung. Du schreibst auf diesen Zettel ‚Alberta‘ oder ‚hier bleiben‘, ich schreibe meine Meinung auf den anderen Zettel. Dann werden wir sehen, ob wir übereinstimmen oder eine lange Diskussion führen müssen.«

Als sie sich die Zettel zeigen, steht auf beiden »Alberta«. Sie umarmen sich: Ihre Abstimmungsmethode hat wieder einmal gut funktioniert.

niert. Was immer in Zukunft passiert, nie kann der eine dem anderen im Stillen oder offen vorhalten: »Du hast mich da hineingejagt.«

Melissa ist sehr nachdenklich: »Kann Greg als leitender Offizier denn so frei handeln, wie er dies tut? Ist sein Plan nicht Fahnenflucht, also ein durchaus nicht kleines Verbrechen?« Frank schüttelt den Kopf: »Die kanadischen Streitkräfte sind so organisiert, dass jeder Offizier in Abwesenheit höherrangiger das machen kann, was er für das Beste hält. Dass er also in Goose Bay Personen retten will, das ist sicher in Ordnung. Dass der dann die Streitkräfte verlässt, ist vermutlich möglich, weil kein Kriegsfall vorliegt. Er wird wohl ein Urlaubsansuchen deponieren und kann während seines Urlaubs eine Kündigung einreichen, sofern dies nicht als Kriegsfall gewertet oder der Notstand ausgerufen wird. Dass er sich so verhält, zeigt aber, wie wenig er an eine Normalisierung glaubt, ja nicht einmal an das Funktionieren der Regierung!«

Sie beginnen mit den notwendigen Vorbereitungen. Morgen werden sie in der sicher stattfindenden Versammlung ihren Entschluss mitteilen und fragen, ob noch jemand mitkommen will. Nun gilt es aber einmal zu schlafen, denn sie müssen morgen frisch sein.

Gegen seinen Willen liegt Frank noch lange wach. Der Entschluss vor einem Jahr, einen Drei-Jahres-Kontrakt hierher anzunehmen, war stark beeinflusst gewesen von Problemen mit ihrem Sohn, der in Montreal immer mehr auf die schiefe Bahn zu geraten schien. Frank weiß, dass er daran wohl nicht ganz unschuldig gewesen ist. Er hatte jahrelang eine intensive Affäre mit der bildhübschen jungen Greta aus Alberta. Sie hatten - er zum Teil mit schlechtem Gewissen - herrliche Jahre miteinander verlebt, Jahre, in denen er die Familie vernachlässigte. Frank hatte Greta sehr geliebt (liebte er sie noch immer?), aber hatte sich nicht zu einer Scheidung und für ein weiteres Baby entscheiden können. Vielleicht war das feige gewesen, vielleicht nur zynisch, im Sinne von: »Die Ehe ist das Ende der Liebe.« Jedenfalls hatte sich Greta nach mehreren Warnungen immer mehr zurückgezogen und eines Tages einen Freund in ihrem Alter gefunden. Nach einem Baby hatten sie geheiratet und schon vorher hatte sich Greta geweigert, den geringsten Kontakt mit Frank aufrechtzuerhalten. »Du gehörst nicht mehr in mein Leben«, hatte sie gesagt und sich sogar E-Mails von ihm verboten. Wie konnte Greta so schöne Jahre einfach aus ihrem Leben streichen, hatte sich

Frank oft gefragt. Er konnte es nicht: Ab und zu überfluteten ihn liebevolle Erinnerungen oder er träumte von Greta, obwohl sie nun schon über drei Jahre nicht den geringsten Kontakt hatten. In dieser Situation war damals das Angebot in jeder Weise verlockend gewesen: ein neues Leben für ihn und seine Familie, ein schönes Häuschen ohne Miete mit beliebig viel Strom, eine zwar abgeschiedene, aber doch - wie es bei einem Besuch schien - nette Gruppe von zirka 600 Personen, darunter fast die Hälfte Kinder, und eine ungewöhnlich gute Infrastruktur. Es gab eine Schule bis zur Universitätsreife mit sehr guten Lehrern, Holokino und Theater, Swimmingpool und Indoor-Skating-Rink, eine große Bibliothek mit einer unglaublichen Auswahl von Holochips, einen Schilift, fünfzig Clubs, all das gratis, ein kleines subventioniertes Restaurant mit vielen Spezialitätentagen, einen gleichfalls subventionierten Supermarkt, ein Minihotel für Freunde oder Verwandte, die man nicht mehr im eigenen Haus unterbringen konnte, Wildnis pur für Wanderungen, zum Fischen, zum Jagen oder Motorschlittenfahren im Winter, Seen, die im Sommer warm genug zum Baden wurden, und vieles mehr. Mit dem Moller konnte man problemlos über das Wochenende der Wildnis entkommen oder man machte einen Ausflug mit Kanu oder Motorboot. Aber es gab lokal so viele Aktivitäten, dass der Drang auszubrechen überraschend gering war. Es gab auch unerwartete Komplikationen: Man musste vermeiden, überschnell Freundschaften zu schließen, weil später vor solchen Freunden kein Entkommen mehr war, man traf sich zwangsweise immer wieder. Das heißt, man suchte sich Freunde fast so sorgfältig aus wie Ehepartner!

Es gab viele Menschen, die hier ihr ganzes Leben verbrachten. Dies war am Anfang eine unmögliche Vorstellung für Frank und Melissa, aber schon nach einem Jahr und trotz des langen und strengen Winters war die Vorstellung auf einmal nicht mehr so absurd, denn das Leben wie in einer Großfamilie hatte seinen Reiz. Allerdings war es unmöglich, hier einen Flecken Land oder ein Häuschen zu besitzen: Alles gehörte dem Werk. Dass man bei der Pensionierung alle seine Freunde zurücklassen und sich irgendwo neu eingewöhnen würde müssen, schien ihnen zunächst sehr unfair. Aber als sie dann erlebten, dass befreundete Pensionisten sich etwas weiter südlich wieder in unmittelbarer Nachbarschaft ein Haus kauften, änderten sie ihre Meinung. Natürlich gab es auch Probleme: Der Winter war

zu lang und kaum war es warm, waren die riesigen Schwärme von Stechmücken und lästigen Schwarzwiegen gewöhnungsbedürftig. Erst nach dem ersten Frost gab es eine kurze Zeit mit noch milden Tagen und ohne lästige Insekten. Die Kinder (und nicht nur ihre eigenen) fanden das Leben hier sehr schön, mit einer Ausnahme: Das Sich-ein-bisschen-Verlieben wurde recht kompliziert. Wo sollte man zusammen hingehen? Überall war man bekannt. Und vielleicht noch schlimmer: Die Auswahl von möglichen Partnern und Partnerinnen war klein und man kannte sich meistens schon viele Jahre. »It is like dating your sister«, war einmal der Stoßseufzer seines Sohnes gewesen, erinnert sich Frank lächelnd und gleitet allmählich doch in einen unruhigen Schlaf hinüber.

Sonntag, 9. Juni 2080

Um 9 Uhr heult in Churchill Falls die Sirene drei Mal kurz auf. Es findet also in einer Stunde eine Versammlung im Theaterraum statt, wo wichtige Informationen bekannt gegeben werden. Schon vorher haben Melissa und Frank die Kinder informiert, dass sie mit dem kleinen Motorboot nach Goose Bay fahren werden, um dort Onkel Greg und Tante Felitsa zu treffen, und vorhaben, sich mit ihnen gemeinsam zu Onkel Alex nach Alberta durchzuschlagen. »Es wird abenteuerlich werden und es ist unsicher, ob wir je hierher zurückkehren werden. Trotzdem könnt ihr zusätzlich zu den Dingen auf dieser Liste nur insgesamt einen vollen Rucksack mitnehmen, sonst geht unser kleines Boot unter. Außerdem vergesst nicht, es gibt zwischen hier und Goose Bay einen großen Wasserfall, um den wir das Boot, den Außenbordmotor und alle unsere Habseligkeiten herum schleppen müssen. Das wird kein Vergnügen!« Es gibt keine Proteste von den Kindern, der Ernst der Lage kommt durch. Die Ranch in Alberta ist zudem ein großer Ansporn. So packen die beiden ein, während Frank noch seinen Bruder per Funk verständigt, dass sie kommen. Dann eilt er mit Melissa zur Versammlung.

Im Theaterraum des Donald Gordon Centers sitzen der Werkschef, Gustav Newmoser, und der Leiter der Werkspolizei, Fred Filler, am Podium. Der Zuschauerraum ist gepackt voll, alle Familien sind durch mindestens einen Erwachsenen vertreten.

Gustav Newmoser schildert zunächst kurz die Situation, wie sie sich ohnehin schon herumgesprochen hat. Er erklärt dann, wie

viel sie an Vorräten haben und dass neben der Strom-, Wasser- und Abwasserversorgung für beliebig lange Zeit auch die Nahrungsmittelversorgung für über 20 Tage voll gesichert ist, dann würde es da und dort zu Engpässen kommen. Ob es dazu Fragen gäbe?

Frank steht auf: »Einige von euch wissen, dass ich Hobbyfunker bin. Nun ist es das erste Mal, dass dieses Hobby vielleicht eine praktische Bedeutung hat. Ich habe nach Mitternacht Kontakt mit dem kommandierenden Offizier einer Marine-Fregatte gehabt, die zurzeit in St. John's liegt. Demnach betrifft der Ausfall nicht nur Labrador, sondern auch St. John's - dort gibt es seither auch keinen Strom. Vermutlich gilt das für große Teile Kanadas, wenn nicht sogar für die ganze Welt. Besonders verdächtig ist, dass kein Kontakt mehr mit Satelliten besteht. Es gibt keine Verbindung des Marinehauptquartiers oder der Regierung zu der Fregatte oder zur Regierung von Neufundland, die zurzeit in St. John's eine Krisensitzung abhält, wie ich vor wenigen Minuten per Funk erfahren habe. Der Offizier der Fregatte schätzt die Situation als sehr kritisch ein. Seine Spezialisten rechnen damit, dass es Wochen oder länger dauern könnte, bis sich alles wieder normalisiert. Er ist mit seiner Fregatte nach Goose Bay unterwegs mit dem Auftrag, Personen die Labrador verlassen wollen, mit seiner Fregatte zur Hauptinsel zu bringen. Meine Familie wird in Kürze per Motorboot nach Goose Bay fahren, weil wir uns nördlich von St. John's auf einem großen Gut von Verwandten sicherer fühlen als hier. Ich muss aber betonen, dass Churchill Falls durch die Strom- und Wasserversorgung und den Fisch- und Wildreichtum der Umgebung vielleicht einer der sichersten Plätze überhaupt ist, doch würde ich bei heiklen Gütern wie Medikamenten eine sehr sparsame Bewirtschaftung empfehlen. Melissa und ich werden euch jetzt verlassen. Wir wünschen euch alles Gute, aber wenn jemand mit der Fregatte evakuiert werden will, sollte er sich rasch entscheiden und sich uns anschließen. Wir legen um 11:30 Uhr beim Abfluss des Kraftwerkes ab. Auf Wiedersehen und alles Gute!«

Einige der Anwesenden winken, klatschen, rufen »Gute Reise«, aber niemand scheint ernsthaft ein Verlassen von Churchill Falls in Erwägung zu ziehen. Hier fühlen sie sich gemeinsam stark, die Werksführung hat immer gut für sie gesorgt, also kann man sich auch jetzt auf sie verlassen. So wenden alle ihre Aufmerksamkeit wieder dem Podium zu. Der Werksleiter Gustav Newmoser ergreift

wieder das Wort: »Gibt es sonst noch Wortmeldungen, bevor ich über unsere weiteren Überlegungen berichte?«

Niemand meldet sich. Gustav erteilt Fred das Wort. Dieser erläutert: »Wie ihr gerade von Frank gehört habt, gibt es Spezialisten, die fürchten, dass der Ausfall vieler elektronischer Anlagen unter Umständen sehr lange dauern kann, ja vielleicht sogar über den Winter.« Ein unruhiges Raunen geht durch den Saal. »Ja, es hat keinen Sinn, wenn wir uns nicht auf die schlimmste Eventualität vorbereiten. Wir haben daher die vorhandenen Vorräte nach der Größe der Familien auf zehn Wochen aufgeteilt und das, was jeder Familie zusteht, kann jeweils am Montag abgeholt werden. Es gibt Dinge, die uns, wenn wir wirklich länger von der Umwelt abgeschnitten sind, früher ausgehen werden als andere, zum Beispiel sind unsere Vorräte an Zucker und Alkoholika relativ gering.« Es ertönen einige Pfffe aus dem Zuschauerraum. Fred lässt sich nicht stören und spricht weiter: »Wir werden einen Teil der Arbeitskräfte und auch der größeren Kinder, deren Ferien ja ohnehin gerade beginnen, dafür einsetzen, uns von der Natur das Notwendige zu beschaffen: Ahornsirup anstelle von Zucker, Gin aus Wacholderbeeren gebrannt anstelle von Brandy usw. Die Werksleitung ist im Begriff, ein vollständiges Programm zu erarbeiten, das morgen, Montag, 10. Juni, um die gleiche Zeit hier erläutert wird. Danke fürs Zuhören und bitte um weitere Kooperation: Wenn wir zusammenstehen, wird niemandem etwas ernstlich fehlen. Nun will der Werksleiter zum Abschluss noch ein paar Worte an euch richten.«

Gustav: »Solange unser Strom nur von uns gebraucht wird, können wir alle Turbinen bis auf eine herunterfahren. Dadurch ersparen wir uns viel Arbeit und wir können diese anderweitig einsetzen. Ich bitte aber schon jetzt um Verständnis für die weiteren Maßnahmen. Wir haben zum Beispiel fast ein Dutzend Programmierer hier, die die geplante Umstellung auf neue Software im Werk natürlich jetzt nicht durchführen werden. Sie werden weiter bezahlt wie bisher, aber ich bitte jeden, dort Hand anzulegen, wo er in Zukunft am meisten gebraucht wird. Natürlich werden wir auf spezielle Wünsche so weit Rücksicht nehmen, wie es geht. Aber eines sollte klar sein: Wir sind stark genug, um hier zu überleben, aber für Schmarotzer ist kein Platz. ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‘, steht schon in der Bibel.

Es gibt noch ein heikles Thema, das ich gleich heute ansprechen und darüber abstimmen lassen will. Der nächste große Ort ist Goose Bay. Es wäre wichtig zu wissen, wie es dort aussieht. Wenn nämlich in Goose Bay normale Verhältnisse herrschen, dann sind alle unsere Maßnahmen überflüssig, dann müssen wir nur einen Transportweg finden, schlimmstenfalls die Straße wiederherstellen. Wenn aber auch in Goose Bay alles ausgefallen ist, inklusive Elektrizität, dann haben die dort - spätestens, wenn es kälter wird - ein großes Problem und werden mit Motorschlitten zu uns fliehen wollen, wo es Strom und Wärme gibt. Unser 600-Personen-Ort kann aber sicher nicht den Zustrom von 2.000 Menschen verkraften. Meine Spezialisten sagen mir, dass es zurzeit nur einen Weg gibt, Goose Bay zu erreichen und zurückzukehren: mit den Schneeräumfahrzeugen. Mit Motorbooten kommt man in dieser Jahreszeit wegen der Schneeschmelze nicht hinreichend gegen die Strömung an. Das heißt, man kann nach Goose Bay mit einem Motorboot hinunterfahren, aber zurück erst in vier bis sechs Wochen, wenn das Wasser niedriger ist. Unsere AT-RVs sind für 600 Kilometer unwegsame Straße hin und zurück zu gebrechlich. Ich schlage daher vor, dass sich vier Personen von der Schneeräumgruppe bis in die Nähe von Goose Bay durchschlagen, dort vorsichtig Erkundigungen einholen und notfalls am Rückweg alle Brücken und Wege für Fahrzeuge und Motorschlitten zerstören. Wer gegen dieses Vorgehen ist, möge jetzt die Hand heben.«

Die versammelten Menschen sind durch den Vorschlag überrumpelt. So kommt es zu keiner Gegenstimme, obwohl mehrere Anwesende nahe Verwandte in Goose Bay haben, die sie damit - ohne das noch erkennen zu können - vielleicht zum Tode verurteilen.

Gustav Newmoser ist auf seinen Überrumpelungserfolg stolz. Er redet noch längere Zeit von Dankbarkeit, Zusammenstehen, Freundschaft usw. Er genießt es, plötzlich nicht mehr Werksleiter zu sein, sondern der absolut Erste in diesem Ort, diesem Zwergstaat. Wird man nicht, wenn die XPs nicht mehr zum Zahlen tauglich sind, bald Geld drucken müssen? Und doch dann wohl mit seinem Bild auf der einen Seite und Aufnahmen aus dem Werk auf der anderen!

Die schon recht bombastische Rede Gustavs schließt mit: »Und nun genießen wir den schönen Sonntag, als wäre nichts gewesen. Morgen packen wir dann das neue Leben gemeinsam an.« Die Zuhörer klatschen, sie fühlen sich gut aufgehoben bei Gustav Ne-

wmoser. Nur Fred Filler ist immer unruhiger geworden. Jeder in Churchill Falls hat wohl das Recht den Ort zu verlassen, wann er will, auch die Familie von Frank und Melissa. Aber erstens muss kontrolliert werden, ob das Haus in einwandfreiem Zustand ist, wie es übernommen wurde, und zweitens: Egal ob das Funkgerät Frank privat gehört oder nicht, es muss im Ort bleiben. Man kann es ja als Kaution verlangen, bis das Haus fertig gereinigt ist und alle Kleinschäden behoben sind. Er wird daher Frank vor 11:30 Uhr abfangen müssen. Da es inzwischen schon 11:10 ist, wird die Zeit knapp ...

Während Fred zu seinem ATRV stürzt, um zum Kraftwerksausfluss hinunterzufahren, hat Gustav Newmoser mit seiner Rede das eingeleitet, was sich wie ein Muster weltweit abzuzeichnen beginnt: Man kämpft um seinen Bestand. Selbst dort, wo eine Gruppe einigermaßen erfolgreich ist, wird ein Teil der Energie sofort auf Abgrenzung verschwendet, wodurch man andere und letztendlich wohl auch sich selbst schadet. Die Welt befindet sich mit Volldampf auf dem Weg zu Kleinfürstentümern des Mittelalters ...

Nachdem Frank und Melissa die Besprechung verlassen haben, beeilen sie sich mit den Kindern fertig zu packen und in mehreren Fahrten mit den ATRVs das Boot zu beladen. Selbst Melissa versteht die große Eile nicht: »Du hast doch öffentlich gesagt, dass du beim Abfluss des Kraftwerkes bis 11:30 Uhr wartest, ob noch jemand mitkommt. Bis dahin schaffen wir es aber leicht.«

»Du hast Recht, Melissa. Aber ich traue Fred nicht über den Weg. Vielleicht hätten wir ohne meine Rede einfach verschwinden sollen. Ich wollte aber doch, dass alle wissen, wie bedrohlich die Situation ist. Dazu musste ich aber von dem Funkgerät erzählen. Ich würde mich nicht wundern, wenn Fred dieses nun haben will.«

»Du meinst, er will dir das Gerät mit Gewalt wegnehmen?«, fragt Melissa ungläubig. »Er wird schon einen Vorwand erfinden«, meint Frank.

So legen die vier also nicht um 11:30 Uhr, sondern schon etwas früher ab. Auf ein großes Stück Karton hat Melissa geschrieben: »Wir sind schon weg, warten aber in der Moosbucht bis 12 Uhr, wenn noch jemand mitkommen will. Frank, Melissa und Kinder.«

Nur Minuten, nachdem sie ablegen, springt Fred aus seinem ATRV, sieht die Familie 100 Meter stromabwärts und liest die Tafel. Er flucht fürchterlich, weil er den Trick durchschaut. Die Moosbucht liegt unterhalb der ersten Stromschnellen, über die man bei diesem

hohen Wasserstand nicht zurückkommt! Damit hat Frank sein Wort nicht gebrochen, kann jedoch jetzt nicht gestellt werden. Aber Frank darf nicht entkommen!

Plötzlich geht es Fred nicht mehr um das Funkgerät, sondern um die Bestrafung Franks, weil dieser ihn durchschaut hat. Er nimmt sein großkalibriges Jagdgewehr, eine Repetierbüchse, aus dem ATRV und schießt gezielt auf das Boot. Die Entfernung ist groß und das Boot schaukelt. Er trifft nicht. Melissa schluchzt auf: »Wie ist das möglich, dass die normalen Regeln so schnell zusammenbrechen?«

Frank versucht sie und die verstörten Kinder zu trösten: »Die Werkpolizei war mir immer verdächtig. Irgendwie steht sie außerhalb des Gesetzes, oft werden auch Expolizisten rekrutiert, die sich etwas zuschulden haben kommen lassen. So interessant es in Churchill Falls war, vielleicht ist es gar nicht so schlecht, dass wir übersiedeln.«

Sie warten trotz allem in der Moosbucht bis 12 Uhr. Allerdings traut Frank Fred Filler sogar zu, sie mit einem Motorboot zu verfolgen, und er hat seinerseits eine Büchse bereitgelegt. Doch diesmal ist sein Misstrauen zu groß - nichts geschieht.

Sie versuchen an diesem Tag möglichst weit zu kommen. Um die ganze Strecke mit Motorkraft zu fahren, reicht der Treibstoff nicht, sodass sich bald ein automatischer Wechsel ergibt: Wo das Wasser schnell fließt, ohne Motor, wo es langsam fließt, mit Motor. Wären die Umstände anders, wäre dies eine Traumfahrt: Die Stauden an den Ufern haben gerade ausgetrieben; dort, wo ein wenig Platz für Gras ist, drängen sich die Blumen. Sie sehen mehrere noch ganz junge Elche und haben vor deren streitbaren Müttern großen Respekt. Zu ihrer Überraschung fangen sie während der Fahrt eine schöne Bachforelle. Der Himmel bleibt wolkenlos und blau, die Vögel fliegen hoch: Schönwetterboten! Eine rasche, manchmal aufregende Fahrt, bei der einige Male nur das Geschick Franks und die Hilfe des Motors ein Kentern verhindern.

Am späten Abend erreichen sie den kritischen Punkt ihrer Flussreise, den einzigen Wasserfall des Churchills auf dem Weg zur Goose Bay, Muskrat Falls. Aus Vorsicht müssen sie ein gutes Stück oberhalb des Falles landen. Frank wählt bewusst die rechte Flussseite. Er weiß, dass man über einen schlechten Weg von Goose Bay aus zur anderen Seite des Wasserfalls kommen kann und dass sie nur mehr ungefähr 30 Kilometer von diesem Ort entfernt sind. Er möch-

te jeden Kontakt mit Menschen vermeiden. Um zum unteren Ende des Falls zu gelangen, müssen sie zunächst durch unwegsamen sumpfigen Wald, dann über einen steilen steinigen Hang hinunter, bei dem nicht klar ist, ob die Büsche mehr helfen oder behindern, dann nochmals ein Stück durch Niedrigwald und schließlich über eine steile Uferböschung auf eine Schotterbank, auf der einige große Felsen liegen. Beim ersten Mal geht jeder mit einem Rucksack mit dem Allerwichtigsten für eine Nacht: »Wir richten uns hier zunächst für die Übernachtung ein. Wenn dann noch Zeit ist und wir es schaffen, holen wir auch noch das Boot, den Motor, das Funkgerät und den Reservetreibstoff«, entscheidet Frank. Mehrmals gehen sie nun den mühsamen Weg - zum Glück ohne Last hinauf, mit umso mehr Gewicht dann hinunter. Nach dem dritten Mal sind Melissa und ihr Sohn so erschöpft, dass Frank ihnen aufträgt, die Zelte aufzustellen und mit dem Kochen des Essens zu beginnen.

»Können wir ein Feuer machen und kann ich dort die gefangene Forelle in Folie braten?«, fragt bittend der Sohn. Frank zögert: Er will kein Aufsehen erregen und das Feuer wird man weithin sehen; der Geruch der garenden Forelle ist außerdem der beste Köder für Bären. Er sieht aber, wie viel seinem Sohn daran liegt. So definiert Frank einen Felsen als »Feuer- und Kochstelle«. »Du musst das Feuer so hinter dem Felsen anlegen, dass man es vom anderen Ufer nicht oder nicht gut sieht. Hier deponierst du vorläufig auch unser ganzes anderes Essen, das ich dann später vor Bären sicher auf einen Baum hängen werde.« Hinter einem anderen Felsen sollen die Zelte aufgestellt werden. Schließlich bestimmt Frank noch eine Stelle als Latrine. »Während du die Forelle und den Rest des Essens zubereitest, halte die Büchse griffbereit. Die Bären sind um diese Jahreszeit besonders hungrig. Ich habe diese Schrotflinte mit Weichbleistücken geladen. Für den Notfall hast du sechs Schüsse und jeder einzelne wirft einen Bären um.«

Alle sind etwas nervös. Zwar sind sie an die Wildnis gewöhnt, aber selten hat Vater so eindringlich vor Bären gewarnt. Die Kombination »hungrig nach dem Ende des Winterschlafs, guter Geruch und Flussnähe mit schönen Forellen« lässt jedoch bei Frank alle Alarmglocken klingeln.

Mit seiner noch immer erstaunlich fitten Tochter gelingt es ihm in zwei weiteren Märschen alles - inklusive Motor und Funkgerät - aus dem Boot zu ihrem Lager auf der Schotterbank zu bringen. Das Boot

bleibt für den nächsten Tag übrig, weil da alle vier mithelfen müssen.

Nach dem Essen - die Forelle ist durchaus ein Höhepunkt und der Sohn strahlt - hat Frank noch einmal kurz Verbindung mit Greg: Dieser wird gegen 14 Uhr am nächsten Tag eintreffen. Er ist froh zu hören, dass Frank sicher ist, bis zum Abend die Fregatte zu erreichen.

Pfannen und Geschirr werden gründlich gewaschen, um den Geruch von Fett, Fleisch und Fisch möglichst zu entfernen, dann hängt Frank das Essen und die Utensilien auf einem Ast hoch über dem Boden mit dem üblichen Trick auf: Er schnürt alles in ein Bündel und hängt dieses an eine Schnur. An das andere Ende der Schnur bindet er einen Stein und wirft so das beschwerte Ende der Schnur über einen sonst unerreichbar hohen Ast. Nun kann man das Bündel in die Höhe ziehen und das andere Schnurende an einem tieferen Ast fixieren.

Bald verschwinden die Eltern in dem einen, die Kinder im daneben stehenden Biwakzelt.

Es ist noch nicht hell, als Frank durch Geschrei aus dem Nebenzelt erwacht. Er schlüpft aus dem Schlafsack, nimmt seine Büchse und kriecht aus dem Zelt: Nur einen Meter neben ihm steht eine Bärin, die mit ihren Tatzen das Zelt der Kinder zerfetzt! Nicht weit von der Bärin tummeln sich zwei kleine Wollknäuel, ihr Nachwuchs. Frank hat kaum Zeit zum Überlegen: Er muss die Bärin verjagen, aber er will ihre Jungen nicht zu Waisen machen. Also feuert er einen Schuss über den Kopf des Tieres, nur um es zu loszuwerden. Die Bärin hält inne, sieht ihren neuen Gegner und wendet sich Frank zu. Dieser hat eher damit gerechnet, dass das Tier weglaufen würde. Nun ist er doch gezwungen gezielt abzdücken. Er trifft dabei einen Vorderlauf. Als die Bärin mit der anderen Tatze versucht auf Frank einzuschlagen, rollt sich dieser auf die Seite. Die Bärin muss sich bei dem Schlag mit dem verletzten Vorderlauf abstützen und dieser knickt ein. Mit einem bösen Fauchen zieht sie sich nun doch zurück und verschwindet humpelnd mit den Jungen im Wald.

»Ist einer von euch verletzt?«, ruft Melissa, die inzwischen mit einer Taschenlampe das eingestürzte Zelt der Kinder ansieht. »Nur ein bisschen«, hört sie ihren Sohn. Das »bisschen« ist eine ordentliche Fleischwunde am Oberarm. Als Frank die Wunde verarztet, merkt er plötzlich starken Fischgeruch: »Jemand hat sich da am Abend nicht gründlich gewaschen und durch den Geruch die Bärin angelockt!«, stellt Frank fest und sein Sohn weiß genau, was er meint.

Die Kinder dürfen für den Rest der Nacht ins Zelt der Mutter. Frank sitzt stolz wie ein alter Pfadfinder mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, die Büchse über den Knien, und döst, bis es hell wird. Dann macht er Feuer und weckt die anderen, als das Frühstück fertig ist.

Montag, 10. Juni 2080

Der Bärenzwischenfall wäre nicht weiter tragisch, aber sie müssen nun das Boot nur zu dritt heruntertragen. Das wird ein schwieriges Unternehmen. Im Steilstück rutscht Frank aus, die anderen können das Boot nicht halten und so kullert es den Hang hinunter. Frank erschrickt: Wenn das Boot nun stark beschädigt ist, dann weiß er nicht, wie es weitergehen soll. Doch sie haben Glück im Unglück, der Schaden scheint nur geringfügig.

Nachdem sie das Boot beladen haben und wieder unterwegs sind, leckt es aber deutlich. Frank fährt jetzt so schnell er kann mit Motorkraft, die anderen schöpfen Wasser und alle hoffen, dass der Treibstoff reicht. Bald ist klar, dass weder der Treibstoff reichen wird, noch sie in der Lage sind, genügend rasch Wasser zu schöpfen. Sie müssen mehrmals anlegen, das Boot leeren, dann zu viert schöpfend den Fluss weiter hinuntertreiben. Als sie den Westzipfel des Hamilton Inlets erreichen, hört die Strömung naturgemäß ganz auf. Mit dem letzten Rest von Treibstoff schaffen sie es noch an der kleinen Siedlung Mud Lake vorbei, dann kann Frank das Boot nur noch am nordseitigen Ufer der Bucht an den Strand fahren. Von hier sind es zum Dock zu Fuß zirka 20 Kilometer. Der Weg ist an sich unproblematisch, weil der weitgehend durch die Ortschaft Goose Bay führt. Aber dann müssten sie einige wertvolle Gegenstände zurücklassen, darunter das Funkgerät.

Frank baut das Funkgerät auf, erreicht Greg und schildert ihm die Lage: »Wir können dich zu Fuß problemlos erreichen, es sind zirka vier bis fünf Stunden auf gutem Gelände. Du sollst daher nicht wegen uns entscheiden, ob du uns abholst oder nicht, sondern wegen des Gerätes.«

Greg muss nicht lange überlegen: »Ganz unabhängig von euch: Das Funkgerät ist in diesen Zeiten, wo es sonst keine Kommunikationsmöglichkeit gibt, Gold wert. Wir können es sogar hier gut brauchen. Ich schicke sofort ein rasches Boot zu euch, es sollte nicht länger als 30 Minuten dauern.«

Bereits wenig später können sich die Familienmitglieder umarmen. Melissa ist glücklich, ihre Schwester Felitsa wiederzusehen. »Es ist wirklich super, dass wir jetzt zusammen sind«, meint Greg, »und du, Frank, kannst uns jetzt gleich bei der Aktion helfen. Soweit wir bisher feststellen konnten, geht es hier schon nach nur zwei Tagen Ausfall ziemlich drunter und drüber. Ich werde mit einem ATRV und Lautsprecher durch die Straßen fahren und die Situation ganz objektiv erklären: Die Regierung hat zwischen Lewisport und Gander auf einem ehemaligen Luftwaffenstützpunkt ein Zeltlager für 5.000 Personen errichtet. Es gibt Strom, kaltes und warmes Wasser und garantiertes Essen für drei Wochen. Wie es dann weitergeht, weiß niemand. Auf der Fregatte können wir maximal 400 Personen mitnehmen und das nur, weil wir wegen des sommerlichen Wetters das Deck mitbenutzen können. Wir beide bleiben in Funkverbindung und du berichtest mir ständig, wie viele Menschen schon an Bord sind bzw. wie viele noch in einer etwaigen Warteschlange am Ufer stehen: Sobald wir 300 erreichen, verständigst du mich, dann fahre ich zur Fregatte zurück. Es kommen dann sicher noch Nachzügler, aber meine Leute werden dafür sorgen, dass nicht mehr als 400 an Bord kommen. Ich komme etwa in drei Stunden zurück, dann werden wir sehen, was sich ergeben hat.«

»Wie viel Zeit gibst du den Menschen? Wie viel dürfen sie mitnehmen? Wie kommen sie zum Dock?«, ist Frank neugierig. »Zum Dock werden sie wohl mit einem ATRV kommen ... Irgendwer ist sogar schon auf die Idee gekommen, ein ATRV-Taxiservice einzurichten.« »Und wie bezahlt man dafür?« »Soweit ich gehört habe, mit Ware: Gold, Nahrungsmitteln, einer Kiste Bier, Trinkwasser, ... Der Taxiunternehmer baut für sich ein Warenlager auf! Aber du hast gefragt, wie viel sie mitnehmen dürfen: einen Koffer und ein Handgepäck. Sollten es weniger als 400 Personen werden, dann können sie auch mehr mitnehmen. Abfahrt vom Dock ist Punkt 19 Uhr, denn ich muss noch bei Tageslicht auf offener See sein. Die Verbindung vom Hamilton Inlet zum Meer ist sehr trickreich und wir können nur nach Sicht fahren. Sind wir auf offener See, dann kann ich es wagen, die Nacht durchzufahren, wenn es etwas Mondlicht gibt. Sonst ist auch das zu gefährlich. In dieser Gegend gibt es im Frühsommer zu viele Eisberge. Wir besprechen dann später alle Details, fangen wir jetzt an.«

Greg fährt mit seinem ATRV und Lautsprecher die Straßen von Happy Valley und Goose Bay ab und wiederholt immer wieder eine

Beschreibung der Situation. Er fügt stets hinzu: »Jede Familie muss für sich entscheiden, ob es günstiger ist, hier zu bleiben oder das Angebot des Auffanglagers auf der Hauptinsel anzunehmen. Ich glaube, dass das Angebot vor allem für die in Frage kommt, die auf der Hauptinsel Freunde oder Verwandte haben, bei denen sie vielleicht für einige Zeit sicheren Unterschlupf finden können. Bedenken Sie auch, dass es unklar ist, wann es wieder einen geregelten Fährbetrieb geben wird.«

Es ist klar, dass seine Botschaft gehört wird, aber Reaktionen scheint es keine zu geben. Daraufhin beschließt er, auch in die einzige größere Nachbarortschaft North West River zu fahren, um dort für die Evakuierung mit der Fregatte Werbung zu machen. Mit vollem Herzen ist er nicht dabei. Er weiß ja, wo er letztlich hinwill, zu seinem Schwager nach Alberta. Aber würde er sein Haus, seine Freunde, seine Nachbarschaft gegen ein dreiwöchiges Auffanglager tauschen? Andererseits, wie kann man hier in Goose Bay einen Winter ohne Nahrungsmittelnachschub und Elektrizität überleben, wenn es wirklich dazu kommt?

Greg kehrt nach etwas über drei Stunden zum Schiff zurück. Bisher sind erst 30 Personen an Bord gegangen, ausnahmslos Touristen und gestrandete Geschäftsleute. Und dieses Muster ändert sich bis 19 Uhr nicht. Nur zwei Familien mit Wohnsitz Goose Bay sind gekommen, die anderen insgesamt knapp 100 Menschen waren hier auch vor dem Zusammenbruch nicht zu Hause.

»Woran liegt es, glaubt ihr, dass Einheimische unser Angebot nicht angenommen haben, obwohl es in Goose Bay offenbar zunehmend unsicherer wird und die Geschäfte gar nicht mehr aufsperrten? Es wird auch nichts mehr verkauft, sondern nur mehr getauscht! Wie soll das in einer Woche aussehen?«

Felitsa, Gregs Frau und die Schwester von Melissa, versucht eine Antwort: »Noch hungert oder friert hier niemand und das Wetter war einfach zu schön. Außerdem wissen alle, dass die Hauptinsel im Winter auch nicht sehr freundlich ist ... Hättest du Florida angeboten, wären vielleicht mehr gekommen. Und schließlich hoffen noch viele, dass in einigen Wochen wieder alles beim Alten ist. Wir alle wissen, dass dies wahrscheinlich nicht so sein wird. Hoffen wir für die Menschen in Goose Bay und anderswo, dass wir uns irren.«

4. Die Kolonie am Churchill Fall

Churchill Fall

Sonntag, 9. Juni 2080, Nachmittag

Nach der Ansprache von Gustav Newmoser befolgen die meisten Bewohner seinen Rat und verbringen einen mehr oder minder normalen Sonntag. Nur geht man mit manchen Dingen plötzlich vorsichtiger um. Keine Flasche Wein wird an diesem Tag geöffnet. Was man hat, spart man sich für besondere Gelegenheiten auf. Reißt beim Angeln ein Haken, weil er sich in einem Ast verhängt hat, so schneidet man nicht die Schnur ab und gibt den Haken auf, sondern bemüht sich bis zum Letzten, den Haken herauszubekommen. Wer weiß, wann man wieder Haken kaufen kann. Kinder, die sich heute leicht verletzen, bekommen keinen Verband, den muss man sich für schwere Fälle aufheben. Kurzum, alle sparen mit allen Vorräten, die nachschubabhängig sind.

Viele glauben zwar nicht daran, dass die Situation wirklich kritisch ist. Aber einige inspizieren ihre Vorräte, die im Vergleich zu dem, was ein durchschnittlicher europäischer Haushalt vorrätig hält, gewaltig sind. Fast jedes Haus hat mindestens zwei, manche sogar bis zu fünf Kühltruhen. Strom kostet ja nichts und so hat sich bei vielen eingebürgert, sehr große Mengen von Fleisch, Gemüse oder Fertiggerichten einzufrieren. Einige der nicht vollen Gefriertruhen werden schon an diesem ersten Tag mit großen frisch gefangenen Seeforellen - gleich filetiert, um Platz zu sparen - aufgefüllt.

Gustav Newmoser sitzt mit Fred Filler, dem Chef der Werksicherheit, dessen unmittelbaren Helfern Jim und Richard, der Leiterin des Supermarktes mit ihrem Mann, dem Betreiber des Liquorstores, dem Tankstellenpächter und dem Betriebsarzt zusammen.

Newmoser beginnt: »Die Computerspezialisten und Techniker sind der Meinung, dass wir möglicherweise tatsächlich auf lange Zeit weder per Kommunikation noch physisch Verbindung mit der Außenwelt haben werden, außer in unangenehmer Form, durch Flüchtlinge aus dem Gebiet Goose Bay oder von der anderen Seite, Labrador City. Dabei betrachten wir Labrador City insofern als weniger kritisch, als bei einer Flucht wohl die meisten die Straße nach Süden nehmen werden, um die Siedlungen am Meer, am St. Lawrence Strom zu erreichen, die klimatisch doch sehr viel güns-

tiger liegen. Wir müssen uns also innerlich darauf einstellen, dass wir hier lang, vielleicht sogar länger als einen Winter überleben müssen. Ich betrachte die hier Sitzenden als das Notstandskomitee. Doch möchte ich es, weil es positiver klingt, lieber Führungskomitee nennen. Ich sehe mich als Vorsitzenden, Fred und unseren Doktor als die Stellvertreter und euch andere alle als gleichwertige Vorstandsmitglieder. Wir acht hier und unsere Angehörigen sind ein ‚innerer Kreis‘, der eisern zusammenhalten muss und der sich verpflichtet, Mehrheitsentscheidungen zu akzeptieren, wobei bei Stimmengleichstand der Vorsitzende die entscheidende Stimme hat. Sind alle damit einverstanden?»

Der Vorschlag wird akzeptiert, wie Newmoser gehofft hat. Er glaubt zu wissen, dass Fred wegen der Überlebenskammer auf seiner Seite ist. Jim wieder ist wegen seiner Rauschgiftprobleme von Fred vollständig abhängig (nur der Sicherheitschef hat Zugang zu den eingezogenen verbotenen »Hightech«-Mitteln) und Richards Stimme hat er wegen der Pläne für die Werkskantine, die Richards Frau leitet. Damit hat Newmoser immer mindestens vier Stimmen und somit stets die Mehrheit.

Es klingt zuversichtlich, als er fortfährt: »Dieses Führungskomitee hat die Aufgabe mit den Vorräten, die wir haben, gerecht umzugehen. Wir müssen uns Maßnahmen überlegen, wie wir sie bewirtschaften und wie wir sie ausnutzen und vergrößern können. Gleichzeitig glaube ich, dass uns und unseren Angehörigen die eine oder andere Vergünstigung zusteht, vor allem, um zu verhindern, dass wir untereinander das tun, was - wie ich erwarte - in vielen Fällen um sich greifen wird: eine Tendenz nur für sich zu denken und zu hamstern, wo es geht. Aus diesem Grund schreibt unser Doktor zwar genaue Protokolle unserer Sitzung, aber sie und alles, was hier besprochen wird, sind streng vertraulich. Dies alles schlage ich vor und bitte darüber abzustimmen. Wer dafür ist, soll ein Handzeichen geben.« Acht Hände werden erhoben.

Obwohl Gustav Newmoser es ernst meint mit der fairen Verteilung von Ressourcen und Arbeit, schließt er nicht nur die Führungsgruppe, sondern auch sich selbst aus. So hat er noch in der Nacht mit der notwendigen Hilfe von Fred alle Schlüssel für die Überlebenskammer des Werkes an sich genommen. Diese Kammer liegt 200 Meter unter der Oberfläche im Granit und enthält alles, was

notwendig ist, um 1.000 Personentage zu überleben. »Hier können wir beide notfalls 500 Tage überleben und sind auch völlig unangreifbar«, hat er Fred gesagt, »aber das bleibt unter uns.« Da Fred allein lebt und Gustavs Frau gerade ihre Tochter in Tucson, Arizona, besucht, haben sie keinen Anhang, um den sie sich kümmern müssen. Mit der Überlebenskammer steht den zwei Personen tatsächlich eine beachtliche Reserve zur Verfügung. Andererseits, umgelegt auf die 600 Personen des Ortes, würden die Vorräte nur für weniger als zwei Tage reichen: »Das macht also sowieso keinen wirklichen Unterschied, darum ist das vertretbar.« Gustav musste Fred nicht lange überzeugen.

Die Hamstermentalität, die Gustav Newmoser richtigerweise vorhersah, hat aber bei Newmoser nicht Halt gemacht: Fred hat sich einen Schlüssel für die Überlebenskammer behalten, von dem Gustav nichts weiß.

Der Arzt, dessen Frau als seine Gehilfin und Krankenschwester mit ihm arbeitet, ist sich seiner Macht als einziger Mediziner bewusst. Trotzdem hat er schon vorsorglich eine große Schachtel Medikamente in aller Früh aus der Ordination (gleichzeitig Apotheke) in seine Wohnung geschafft.

Auch die anderen vom Führungskomitee haben sofort versucht, einiges auf die Seite zu schaffen. Längstens nach der Ansprache Gustavs im Theatersaal, wo allen klar wurde, dass die Situation tatsächlich potenziell kritisch ist, haben alle, die es können, einiges aus ihrer Berufsumgebung in den privaten Bereich übernommen: die Pächterin des Restaurants einige Lebensmittel, die Lehrer Papier und Schreibmaterial ...

Nach weiteren allgemeinen Diskussionen studiert das Führungskomitee die inventarisierten Vorräte sorgfältig. Bald wird klar, dass die Aussage Gustavs in der Versammlung, dass man alle Vorräte zu gleichen Teilen auf die Personen aufteilen wird und jeweils am Montag eine 10-Prozent-Rate abgeholt werden kann, nicht realistisch ist. Das fängt damit an, dass sich vieles nicht durch 600, die Einwohnerzahl, dividieren lässt. Wie soll man 800 Stück verschiedenste Arten von Glühbirnen aufteilen? Wie drei Kühltruhen? Es hat keinen Sinn, Familien Dieseltreibstoff zu geben, wenn dieser nur für die Schneeräumfahrzeuge und einen Traktor verwendbar ist. Auch scheint es wenig sinnvoll, die gerade eingegangene Lieferung

von 500 Säcken Reis, die jetzt sicher und trocken gelagert ist, rasch aufzuteilen. Die Familien werden dafür oft nicht genügend guten Lagerplatz haben und die Gefahr, dass dieses kostbare Lebensmittel dann verschimmelt, ist groß. Umgekehrt sind alle bestürzt, wie gering die Vorräte zum Beispiel an Mehl und an frischen Eiern sind: Mehl hätte in zwei Tagen kommen sollen, Eier werden immer nur in kleiner Zahl angeliefert.

»Bist du jetzt nicht froh, dass du der Familie Voller erlaubt hast, Hühner zu halten?¹⁶ So werden wir jetzt wenigstens ab und zu ein paar frische Eier haben«, meint Fred zu Gustav gewandt. »Wir?«, grummelt Jim, »wieso gehst du davon aus, dass die Vollers davon etwas abgeben werden?«

Daraus entsteht nun endgültig die große Debatte, ob man nicht die privaten Vorräte auch in das Inventar einbeziehen muss, ob man nicht wirklich »jeder für jeden« vorgehen sollte.

»Ich glaube nicht, dass wir auf einmal alle Kommunisten werden wollen«, argumentiert Gustav. Seine Meinung setzt sich durch, nicht, weil sie vernünftig ist, sondern weil die Versammelten wissen, dass sie und ihre Angehörigen mehr Vorräte als der Durchschnitt besitzen. Newmoser hat zum Beispiel schon vorher klar gemacht, dass die reguläre Arbeit im Werk weitgehend aufhört und daher die Werkskantine geschlossen werden kann. Die Vorräte dort werden nur dem hier sitzenden »inneren Kreis« zur Verfügung stehen. Dass die Chefin der Werksküche, und nur sie kennt den Umfang der Vorräte, mit Richard verheiratet ist, kommt dabei sehr gelegen.

Bald stellt sich heraus, dass die vermutlich noch immer beste Art der Verteilung der Mittel auf der Basis von Geld erfolgen sollte, aber nicht abhängig davon, wie viel Geld jemand besitzt, sondern wie viel Wert die vorhandenen Vorräte haben. Die Dieselvorräte und ein kleines Waffen- und Munitionsdepot werden ausgenommen. Diese Vorräte dienen der Allgemeinheit: der Dieseltreibstoff für die Schneeräumfahrzeuge, die Waffen für eine etwaige notwendige Verteidigung des Ortes, wenn Flüchtlinge kommen. Man beschließt einstimmig, solche im Sommer gar nicht und im Winter nur zum

¹⁶ Alles Land ist Werkgelände. Das Halten von Tieren mit Ausnahme der üblichen Haustiere war ursprünglich nicht vorgesehen. Nach langem Kampf setzten sich die Vollers aber durch. Das war darum so schwierig, da für die Hühnerhaltung ein geheizter Zubau notwendig wurde, ein Präzedenzfall, den Newmoser anfangs absolut nicht durchgehen lassen wollte.

Übernachten aufzunehmen. Der noch vor Tagen gültige Verkaufswert aller anderen Vorräte wird summiert und diese Summe durch 589 (die genaue Einwohneranzahl) dividiert, was die »Verfügungssumme pro Person« ergibt. Um diesen Betrag kann nun jede Familie kaufen, was sie will, bis die Vorräte (eine tägliche Inventarliste wird erstellt) erschöpft sind. Neue Vorräte, die man sich kommunal erwirtschaftet, erhöhen anteilmäßig die Verfügungssumme. Eine Verrechnung über die XPs ist unmöglich, aber die Verwaltung der Summe über ein kleines lokales Netz von Computern wird innerhalb weniger Tage von den Programmierern erstellt werden können, ist Newmoser zuversichtlich. Bis dahin werden keine Vorräte ausgegeben.

Das Führungskomitee ist mit dieser gegen 16 Uhr am 9. Juni festgelegten Lösung recht zufrieden, auch wenn Gustav einen Augenblick bedauert, dass es nun doch kein spezielles gedrucktes Geld geben wird. Nun liegt aber die größere Arbeit noch vor ihnen: Wie kann man absehbare Engpässe vermeiden? Wie kann man Ersatz für Salz, Zucker, Eier, Milch, Mehl, Gewürze, Gemüse usw. erhalten? Es ist typisch, dass zu diesem Zeitpunkt fast nur an Lebensmittel gedacht wird.

Viele unausgereifte Gedanken schwirren durch den Raum. Am Ende beschließt das Führungskomitee, Arbeitsgruppen für die verschiedenen Bereiche einzusetzen und die Zusammensetzung dieser AGs bei der morgigen Besprechung im Theatersaal zu fixieren.

»Wir müssen unbedingt noch klären, wie viel jeder für die Allgemeinheit arbeiten muss und wie viel Freizeit er hat. Wobei Arbeit im Werk, in einer AG oder wo auch immer, wenn sie der Allgemeinheit dient, gleich zählen muss.«

Man einigt sich überraschend schnell auf eine Formel, die vernünftig klingt, nicht zuletzt, weil alle schon recht hungrig geworden sind und Richards Frau Hilde (die Chefin der Werkskantine) ein reichliches Abendessen für die acht und die erwachsenen Angehörigen gekocht hat. Neben dem Führungskomitee und Hilde gehört daher auch die Frau des Tankstellenpächters dazu, das heißt, dieser Kreis besteht aus zehn Personen. Die zwei Kinder des Tankstellenehepaars sowie die beiden Kinder aus der Familie der Supermarktleiterin werden nach lebhafter Diskussion ausgeschlossen, da man nicht riskieren will, dass sie etwas ausplaudern, aber die Eltern dürfen für diese Kinder Essen mit nach Hause nehmen.

Hilde hat gut, aber vernünftig gekocht: Fleisch (davon, glaubt man, wird man immer genug haben) mit Reis und Salat aus frischen Blättern von der Wiese (hauptsächlich Löwenzahnblätter). Das Führungskomitee öffnet auch einige Flaschen Bier und Wein aus der Werkskantine, trinkt aber nachdenklich. Die Vorräte in der Kantine sind gering und auch was im Liquorstore vorhanden ist (und viel Geld kostet), wird wohl bald zu Ende sein. Ob man für die auch 2080 noch immer beliebten alkoholischen Getränke einen Ersatz finden wird?

10.-14. Juni 2080

Die Versammlung am nächsten Morgen, bei der sich das Führungskomitee vorstellt und erklärt, wie man die vorhandenen Vorräte bewirtschaften will, verläuft zur Genugtuung von Newmoser ruhig. Mehrmals wird applaudiert, etwa als Gustav sagt: »Damit werden bei der Bewirtschaftung der Vorräte alle gleich behandelt, unabhängig davon, über wie viel Geld sie verfügen. Aber selbstverständlich steht es allen frei, sich gegen IOUs Vorräte von anderen zu kaufen oder das eine gegen etwas anderes zu tauschen.«

Bevor es zu der Besetzung der Arbeitsgruppen kommt, erklärt Gustav das Übereinkommen, was die Arbeitszeit anbelangt: »Der Zugriff auf die Vorräte gilt für alle, die für die Allgemeinheit tätig sind, und natürlich für deren Angehörige. Für die Allgemeinheit tätig sein heißt 35 Stunden pro Woche im Auftrag der Werksleitung bzw. des Führungskomitees Aufgaben zu erfüllen, sei es für das Werk, eine der Arbeitsgruppen, die wir jetzt anschließend einsetzen müssen, oder andere Tätigkeiten, die angeordnet wurden. Auch Vorschläge für Tätigkeiten werden gerne entgegengenommen, doch gelten sie nur dann als Arbeit für die Allgemeinheit, wenn das Führungskomitee das so einstuft. Die 35 Stunden gelten für alle Personen, die 18 Jahre oder älter sind; Kinder unter 10 Jahren haben keine Arbeitsverpflichtung (doch können sie natürlich von den Eltern zu einer Arbeit eingeteilt werden), Kinder zwischen 11 und 18 Jahren dürfen prinzipiell, wo sie hilfreich sein können, zur Arbeit verpflichtet werden, im Sommer im Maximalausmaß von 25 Stunden pro Woche. Ab Herbst, wenn die Schule wieder anfängt, wird diese Stundenzahl reduziert. Nun zu den Arbeitsgruppen ...«

Gustav lässt den Teilnehmern keine Zeit für eine Unterbrechung oder eine Diskussion, eine Taktik, mit der er noch einige Male durch-

kommen wird. Nachdem alle Arbeitsgruppen voll besetzt sind, wird der Nachmittag des 13. Juni, also nach drei Arbeitstagen, als Termin für die Berichterstattung der AGs im Theatersaal vorgesehen.

Das gute Juniwetter hält, was sich sicher positiv auf die Stimmung auswirkt. Aber genauso wichtig ist es, dass das Programm für die vier mit Kabeln verbundenen Computer (im Supermarkt, bei der Tankstelle, im Restaurant und im Liquorstore) schon am Montagabend in Betrieb geht. Damit kann jeder am Dienstag wieder einkaufen, ja sogar auswärts essen gehen! Irgendwie macht es Spaß, ohne eigenes Geld auszugeben einkaufen zu können, obwohl sich dadurch die Verfügungssumme - VS, wie sie bald von allen genannt und als Gesprächsthema ein Dauerbrenner wird - verringert. Insgesamt haben die Einwohner von Churchill Falls das Gefühl, dass sie gut geführt werden. Newmoser spürt dies und die neue Achtung vor ihm und er sonnt sich in seiner Beliebtheit. Alle machen sich an die Arbeit.

Einige Einwohner, denen bisher keine Arbeit zugeteilt wurde, werden in eine »Essensbeschaffungsgruppe aus der Natur« (Fische, Wild, essbare Wiesenblätter ...) zusammengefasst. Diese Gruppe ist so erfolgreich, dass trotz des Verbrauchs von Gütern die VS nicht schrumpft, sondern sogar steigt. Alle spüren ein Hochgefühl, nur einige etwas Weiterdenkende sehen, dass die Höhe der VS nicht alles ist. Was hilft es, wenn man immer größere Mengen von Fleisch, Fisch und frischem Wildgemüse einfriert - wobei sich zeigt, dass auch die drei neuen Kühltruhen bald nicht mehr ausreichen werden -, wenn dafür die Vorräte anderer Grundnahrungsmittel, etwa Milch und Mehl, immer kleiner werden?

Der Bericht der AGs am Mittwoch ist ein Triumph des Erfindungsreichtums der Bewohner von Churchill Falls.

Die Eier AG berichtet, wie man die Hühnerhaltung der Familie Voller an einer zusätzlichen Stelle sehr viel größer aufbauen kann, wobei allerdings zwei Probleme auftauchen: Eine Zeit lang stehen besonders wenige Eier zur Verfügung, weil diese für die Aufzucht neuer Hühner notwendig sind. Auch ist die Versorgung der Hühner mit Futter sehr aufwändig. Man ist auf das Sammeln von Käfern, Würmern und Samen tragenden Pflanzen wie Langwegerich angewiesen und braucht eine gewaltige Bevorratung für den Winter. Dafür kann man mit einer beachtlichen Eierproduktion und mit Grillhähnchen im nächsten Jahr rechnen.

Die Milch AG hat herausgefunden (die Archive der XPs waren auch da von unersetzlichem Wert), wie man Karibus züchten und anstatt Kühen als Milchtiere einsetzen kann. Auch hier entsteht aber großer Arbeitsaufwand durch die notwendigen weitläufigen Zäune. Der Vorrat an Stacheldraht reicht bei weitem nicht, sodass die Umzäunung wohl aus Holz gebaut werden muss, ein sehr großes Unterfangen, da ja kein Sägewerk, sondern nur benzinbetriebene Motorsägen zur Verfügung stehen.

Die Salz AG hat einen besonders großen Erfolg zu berichten. Man kann mit einfachen Methoden durch Erhitzen (dafür steht genug Strom zur Verfügung!) das für den Winter gedachte Streusalz in verwendbares Tafelsalz umwandeln. Damit hat man fast unbeschränkte Salzvorräte.

Die Gemüse AG hat nicht nur unzählige essbare Pflanzen von Bärlauch über Brennesseln bis zu den Blättern des Löwenzahns oder den Wurzeln der Wildrübe identifiziert und vorgeschlagen, wann welche Art zu ernten ist. Sie wartet auch mit einem Konservierungsvorschlag für Fleisch und Gemüse auf: Eine künstliche Eishöhle soll angelegt werden, in der man im Winter so viel Eis erzeugt, dass sie den ganzen Sommer über benutzbar bleibt. Die AG unterbreitet eine noch originellere Idee: Der Zufahrtsstollen zu den unterirdischen Transformatorenbanken des Werkes ist 2,5 Kilometer lang und 20 Meter breit und mit Leuchtröhren, die ein tageslichtähnliches Spektrum haben, ausgestattet. Er ist durch die Abwärme der Generatoren immer gut temperiert und kann weiter aufgeheizt werden, indem man - allerdings gewaltige - Strommengen durch die metallenen Wasserleitungen schickt, die entlang der Stollenwand liegen. Man erhält dadurch auch gut temperiertes Wasser. Indem man von den 20 Metern etwa 18 Meter mit 30 Zentimeter Erde beschüttet, kann man jedem Einwohner eine Parzelle von 18 mal 40 Meter als Gemüsebeet geben. Und Saatgut für einige Gemüsearten ist vorhanden, bei den Kartoffeln geht es freilich wie bei den Eiern zwischendurch darum, auf die wenigen vorhandenen Kartoffeln ganz zu verzichten: »Die Entscheidung, die für jeden verfügbaren 4 kg Kartoffel zu essen oder daraus das nächste Jahr ca. 400 kg zu ziehen, liegt bei jedem Einzelnen«, resümiert die AG. Das Aufschütten der Erde wird eine mühsame Arbeit, aber durch die 8 Prozent Gefälle im Stollen erleichtert.

Die Zucker AG hat weniger Erfreuliches zu berichten: Wildbienen gibt es nur in kleinem Umfang. Vor allem, wenn man die Stämme nicht im ersten Winter aushungern will, kann mit keiner wirklich nennenswerten Honigproduktion gerechnet werden. Die Labradorbene ist durch die kurze Vegetations- und Blütezeit kaum in der Lage, mehr Honig zu erwirtschaften, als sie für sich selbst benötigt. Ahornsirup und der gekochte, eingedickte Saft anderer Bäume ist die einzige echte Alternative zum Zucker. Die Herstellung ist insofern aufwändig, als die umgebenden Wälder hauptsächlich aus Nadelholz bestehen.

Noch unangenehmer sieht es bei der Mehl AG aus: Man hat aus einer Mischung gemahlener Haselnüsse (noch aus dem Vorjahr) und Labradorzwergeicheln etwas hergestellt, das man zur Not für das Backen von Kuchen und Keksen verwenden kann. Ein vollwertiger Ersatz ist aber weder für Reis noch Mehl in Sicht und auch für kartoffelähnliche Knollen gibt es keinen wirklichen Ersatz. Der vorgeschlagene Anbau von Kartoffeln in unterirdischen Gemüsebeeten mag ein bisschen Abwechslung in der Diät verschaffen, mehr wohl nicht. Als in kleinen Mengen verfügbarer Ersatz bieten sich nur die Fruchtböden von Wilddisteln an: »Diese sind roh und gebraten sehr gut, nur ist das Sammeln aufwändig. Wir konnten an einer Stelle, wo sie sehr dicht wachsen - und solche gibt es auch nicht beliebig viele -, nach einiger Übung nur 100 Gramm pro Kopf und Stunde sammeln. Wir vermuten, dass dies als Freizeitbeschäftigung sinnvoll sein mag, als echte Nahrungsmittelproduktion aber nicht.«

Die Beeren und Früchte AG kann Positiveres berichten. Es gibt eine Unmenge von essbaren Beeren, die freilich erst im Herbst reifen, wo dann eine gewaltige Erntearbeit anfällt. Diese könnten sehr wohl auch Kinder durchführen: »Wenn wir überhaupt wieder eine Schule haben sollten, müsste man die Ferien verschieben, um die Erntezeit für Wildbeeren ausnützen zu können.« Nur eine Reihe von Speisepilzen, die sich auch gut trocknen lassen, kann man früher sammeln. Eine Frohbotschaft für einige ist die Tatsache, dass sich manche Beeren, auch solche, die sich nur als Gewürz eignen wie etwa Wacholder, gut zu Most bzw. Fruchtw Wein vergären lassen und man durch Destillation auch Schnäpse herstellen kann.

So geht der Bericht der AGs weiter. Alle haben, vom Wissen auf den XPs unterstützt, interessante Arbeit geleistet. Es wird beschlos-

sen, am nächsten Tag durchzurechnen, welche Projekte in welchem Umfang mit den vorhandenen Menschen durchführbar sind und welche nicht.

Die Ernüchterung am darauf folgenden Tag ist groß. Geht man von einer 35-Stunden-Woche aus und von Essgewohnheiten, die annähernd den gegenwärtigen entsprechen, wären etwa 1.300 erwachsene Arbeitskräfte notwendig, um die verschiedenen Projekte voll zu starten, aber auch nach dem Anlaufen wären noch 700 notwendig (mehr als doppelt so viel wie vorhanden), um die 600 Personen versorgen zu können.

»Leider ergibt sich eben doch, dass wir in einer Klimazone sind, in der wir, um so wie bisher leben zu können, ohne Hilfe von außen nicht durchkommen. Wir müssen akzeptieren, dass wir unsere Diät weitgehend auf Fleisch, Fisch und Wildgemüse, gewürzt mit Salz, ergänzt durch Beeren, Pilze und Haselnüsse, umstellen müssen«, erklärt Newmoser am Nachmittag. »Als Getränk werden die verschiedensten Teesorten in Zukunft herhalten müssen, das Süßen wird schon ein echter Luxus sein. Nur damit wir eine minimale Versorgung auch mit diesem Wildgemüse und Beeren haben und uns zu großen Festen ein Ei oder einen Schluck Beerenwein leisten können, müssen wir die Arbeitszeit auf 40 Stunden pro Woche anheben. Viele andere Projekte, von der Karibuzucht bis zum Gemüsebeet im Stollen, kann jeder in seiner Freizeit für sich verfolgen, als Aufgabe für die Allgemeinheit steht das Ergebnis in keinem vernünftigen Verhältnis zum Aufwand. Es tut mir Leid, dass ich keine bessere Nachricht habe. Ich bitte jetzt darüber abzustimmen, ob ihr mit einem solchen Vorgehen einverstanden seid. Wenn nicht ..., ich habe mein Bestes gegeben und müsste dann zurücktreten.«

Es gibt Murren und unzufriedene Gesichter, aber allmählich heben sich doch immer mehr Hände, bis sie deutlich in der Überzahl sind. Auch die Rücktrittsdrohung hilft. Newmoser hat aber nicht übersehen, dass alle Lehrer die Hände nicht gehoben haben.

»Ich danke für das Vertrauen. Wir werden es schon schaffen. Und bei allen Überlegungen haben wir als Führungsteam Ressourcen eingepplant, um Versuche, Kontakt mit der Außenwelt herzustellen, nicht aufgeben zu müssen. Ich bin nach bestem Wissen und Gewissen überzeugt, dass die gegenwärtigen Maßnahmen nicht länger als ein Jahr in Kraft bleiben werden.«

Gerade als sich die Versammlung aufzulösen beginnt, kommen zwei Männer in den Versammlungssaal gelaufen. Es sind die beiden, die mit dem Schneeräumfahrzeug Goose Bay ausgekundschaftet haben! Alle kehren an ihre Plätze zurück und warten gespannt auf den Bericht:

»Wir brauchten geschlagene zwei Tage, dabei fuhren bzw. arbeiteten wir ohne Unterbrechung, um in die Nähe von Goose Bay zu kommen. Die Flüsse haben an einigen Stellen so viel von der Straße weggeschwemmt, dass wir fallweise erst nach Aufschüttungen durchkamen. 20 Kilometer vor Goose Bay versteckten wir unsere Planierraupe und fuhren mit dem ATRV, das wir aufgeladen hatten, weiter. Wir fuhren mit großer Vorsicht nach Goose Bay hinein, ließen auch das ATRV vor den ersten Häusern stehen, um Erkundigungen einzuziehen. Zusammenfassend: Die Situation in Goose Bay war schon bei unserer Ankunft am Dienstag, also am 11. Juni, chaotisch. Offenbar war Goose Bay seit fast drei Tagen ohne Strom und wie wir von der Umwelt abgeschnitten. Nur am Montag ist eine Fregatte gekommen, wie uns Frank richtig erzählte, und nahm ungefähr 100 Personen mit. Die meisten aber wollten in Goose Bay bleiben und hoffen auf eine rasche Normalisierung. Wir blieben, weil wir todmüde waren, eine Nacht in einem leer stehenden Haus, schauten uns am nächsten Tag noch verstohlen um und wir können nur sagen: Uns hier geht es viel besser! In Goose Bay scheint niemand die Kontrolle übernommen zu haben. Wir haben erlebt, wie der große Supermarkt beim Labrador Inn geplündert wurde. Die Stimmung ist furchtbar. Also sind wir dann direkt zurück, haben aber auf dem Rückweg die Straße für Fahrzeuge unpassierbar gemacht. Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen, dass uns von Goose Bay aus jemand belästigt.«

Ein Lehrer hebt seine Hand, Gustav erteilt ihm das Wort: »Die in Goose Bay haben doch Schneeräumgeräte wie wir, sogar mehr, die können doch alles, was ihr zugeschüttet habt, wieder freikriegen. Ich denke auch, dass wir uns nicht ganz abschotten sollten. Und wenn die wirklich wollen, kommen sie doch trotzdem zu uns, oder?«

Die beiden Männer von den Schneeräumfahrzeugen schauen Gustav fragend an, der sie gebeten hatte, über gewisse Details nichts zu sagen. Jetzt zuckt er aber die Schultern und fordert sie mit einer Geste auf zu reden. Der Jüngere der beiden antwortet:

»Nein, man wird weder mit Schneeräumgeräten noch ATRVs noch Motorschlitten im Winter zu uns kommen können, höchstens mit Motorbooten den Fluss herauf ... Und dazu braucht man Unmengen von Treibstoff. Der Grund ist ganz einfach: Ihr kennt alle die größte Brücke zwischen uns und Goose Bay, etwa bei Kilometer 120? Sie führt über diese tiefe Schlucht, die man nicht umfahren kann, weil sie bis zum Churchill-Fluss geht. Diese Brücke haben wir auf Vorschlag von Gustav gesprengt. Damit ist der Landweg für alle Arten von Fahrzeugen gesperrt.«

Ein Raunen geht durch den Saal, einige bewundern Gustav Newmoser für seine Weitsicht, andere bestaunen seine Kaltblütigkeit, wieder andere sind entsetzt, dass sie nun in die eine von zwei möglichen Richtungen völlig isoliert sind. Sie ahnen nicht, dass Newmoser auch in der anderen Richtung, also nach Labrador City, mehrere Brücken sprengen ließ, nur sind diese Brücken zur Not zu umgehen ...

Gustav reagiert instinktiv richtig. Er versucht weder zu erklären noch seine Entscheidung zu verteidigen. Vielmehr ruft er: »Wir danken euch für euren tollen Einsatz, für die wichtige Information. Wir wissen nun, dass unsere Vorkehrungen hier richtig und notwendig waren. Ihr habt euch einen tüchtigen Applaus verdient.« Gustav beginnt zu klatschen und immer mehr folgen seinem Beispiel. Gleichgültig, was sie von Gustav denken, die beiden Männer haben sich sehr bemüht, kein Zweifel!

In der anschließenden Besprechung mit dem Führungsteam äußert Fred irritiert: »Das mit dem Sprengen der Brücke hättest du uns schon sagen können ...« Gustav fällt ihm ins Wort und schaut Fred scharf an: »Du weißt genau, ich habe die beiden vor unserem ersten Treffen weggeschickt, also konnte ich euch gar nicht fragen. Sonst hätte ich es natürlich getan. Aber ich habe dich unterbrochen. Was wolltest du noch sagen?« Zögernd redet Fred weiter: »Na ja, ich wollte nur wissen, ob du noch weitere Informationen hast ... Wie kannst du so sicher sagen, dass es uns in einem Jahr besser gehen wird?« »Das habe ich mit keinem Wort gesagt«, antwortet Gustav, »ich habe gesagt, dass die Maßnahmen höchstens ein Jahr so bestehen werden. Dann werden sie, wenn wir keine Unterstützung von außen bekommen, sehr viel unangenehmer werden. Ihr dürft nicht vergessen, noch haben wir Vorräte, die wir mit großer Sparsamkeit lange strecken können. Aber irgendwann geht uns die

Munition aus, das Benzin für die ATRVs, Motorboote und Motorsägen, Diesel für Räumfahrzeuge usw. Obwohl wir zurzeit kein Problem mit Fleisch und Fisch haben, werden die nahe liegenden Seen und Flüsse durch das intensive Fischen auch für nur 600 Personen weniger ertragreich. Und Wild in großer Menge ohne Gewehre zu erlegen wird eine Herausforderung werden. Nicht umsonst sind die Eskimos nicht sesshaft gewesen, sondern haben ihre Stützpunkte regelmäßig verlagert. Wir werden bei den nächsten Versammlungen zu größter Sparsamkeit aufrufen. Ich glaube, wir haben mit der Verfügungssumme und dass wir die Preise für seltene Güter nicht stark genug angehoben haben, einen Fehler gemacht. Habt ihr bemerkt, wie viele heute mit ihren ATRVs bei der Versammlung waren? Bei prächtigem Wetter, keiner hat weiter als 15 Minuten zu gehen. Wie viel wertvolles, unersetzliches Benzin uns das gekostet hat! Aber ihr habt das Murren gehört ... Wir können den Riemen nicht noch enger schnallen, solange kein echter Engpass spürbar ist.«

Churchill Falls, zwei Monate nach dem Netzzusammenbruch, 8. August 2080

Fast zwei Monate sind seit der zuletzt beschriebenen Ansprache Newmosers vergangen. Noch immer ist der Ort von der Umwelt abgeschnitten, die Lage hat sich langsam, aber stetig verschlechtert.

Mehl ist absolute Mangelware geworden. Nur wenn die 17-jährige Julia zu Jim, der anscheinend irgendwann Mehl gehortet hat, in sein Haus kommt und ihm dort zur Verfügung steht, wie er das nennt, bekommt sie nachher einen kleinen Beutel mit dem kostbaren weißen Staub. Und als sie einmal nicht mitmachen will, geht sie ohne Beutel weg und Jim verzichtet ganz auf sie. Dafür ist Roberta jetzt regelmäßig bei ihm. Erst als Julia Jim um Verzeihung bittet und ihm verspricht, ganz brav zu sein, lädt er sie wieder ein. Jim ist an diesem Abend recht streng zu ihr. Am nächsten Tag lädt er Julia und Roberta zu einem netten Abend ein. Aber Julia hat das Gefühl, dass auch Roberta den Abend nicht als nett empfindet, obwohl sie es immer wieder beteuert und Jim ermuntert weiterzumachen.

Fred und Newmoser nützen ihre schwindenden Vorräte in der Kantine aus, um sich ebenfalls die eine oder andere Vergünstigung zu verschaffen. So hofiert und verwöhnt wurde ich von meiner Frau nie, denkt Newmoser, vielleicht ist es gut, dass sie nicht hier ist.

Er ahnt nicht, dass der Sommer in der Wüste Arizonas ohne Klimaanlage und fast ohne Wasser und Lebensmittel zu einem Überlebenskampf geführt hat, den nur einige überstanden haben. Nämlich jene wenigen, die sich bei einem Wasserreservoir mit gehamsterten Vorräten mühsam bis zum Herbst gegen »Eindringlinge« mit Gewalt gewehrt haben. Doch dann starben viele der »Verteidiger« an einer Seuche, die durch die Nichtbeerdigung von Toten ausbrach. Newmoser weiß nicht, dass er seit einem Monat Witwer ist und dass es seine einzige Tochter als Erlösung empfand, als sie von einem Schuss tödlich getroffen wurde.

So ungewöhnlich dies klingt: Der erste große Aufstand gegen das Führungskomitee in Churchill Falls erfolgt am 8. August, weil zwei Wochen vorher die letzte Rolle Klopapier im Supermarkt verkauft worden ist. Papier in jeder Form ist inzwischen Mangelware geworden. In der allwöchentlichen Versammlung auf eine Lösung angesprochen, gibt Newmoser die schnippische Antwort, dass es wohl wichtigere Sachen zu besprechen gäbe.

Da steht einer der Lehrer erzürnt auf: »Ja, für euch in der Führungsgruppe gibt es wichtigere Dinge, wie zum Beispiel unsere Töchter und Frauen zu verführen. Ihr habt ja noch alles in der Werkskantine, die nie in das Inventar einbezogen wurde. Und wie ist das mit der Überlebenskammer, die ihr uns zu guten Zeiten so stolz gezeigt habt? Für 1.000 Tage Vorräte habt ihr gehortet und lasst es euch gut gehen, während die meisten von uns schon vergessen haben, wie Kaffee mit einem Butterbrot schmeckt. Ihr habt euch selbst als Führungskomitee ohne Abstimmung aufgestellt, jetzt ist das vorbei. Ich nominiere hiermit als neues Führungskomitee ...«

Der Lehrer hält plötzlich ein Megafon in der Hand und verliest acht Namen von recht populären Personen, darunter die Pächterin des Restaurants, der Besitzer des Schilifits, der im Sommer das Freibad betreibt, die Leiterin der Bibliothek und der Leiter des Postamtes, der seit dem Zusammenbruch seine einst wichtige Stellung verloren hat, aber wegen seiner Geschicklichkeit immer für Reparaturarbeiten eingesetzt wird.

»Wer für dieses neue Führungskomitee stimmt, der möge die Hand heben«, ruft der Lehrer. Ein Wald von Händen geht in die Höhe. Newmoser beugt sich zu Fred: »Los, stell sicher, dass der Supermarkt, der Liquorstore, das Werk mit der Kantine, die Tank-

stelle, das Gefrierfleischlager und unsere Häuser von verlässlichen Leuten bewacht werden. Niemand außer uns wird Zugang zu diesen Gebäuden und Vorräten haben, bis wir wieder eingesetzt sind. Notfalls könnt ihr nach Werksordnung, die jeder hier unterschrieben hat, auf Angreifer und Einbrecher schießen. Ich Sorge hier für eine Verzögerung.«

»Damit ist das alte Führungskomitee abgelöst«, triumphiert der Lehrer. »Wir bitten das neue Führungskomitee festzustellen, was an Gütern vorhanden ist, und vor allem drei Punkte zu klären: Was kann als Ersatz für Klopapier benutzt werden? Wie können wir mit defekten Haushaltgeräten umgehen? Wie schaut der Seifenvorrat aus bzw. was verwenden wir anstelle von Seife?«

Newmoser dreht sein Mikrofon auf volle Lautstärke. »Irgendwer scheint vergessen zu haben, dass dieser ganze Ort mit allen Einrichtungen dem Werk gehört. Irgendjemand scheint vergessen zu haben, dass ich der Leiter des Werkes bin und daher hier im Ort Befehlsgewalt habe, die ich versuche, nicht diktatorisch, sondern mit möglichst viel Konsens auszuüben. Ihr könnt gerne ein eigenes Führungskomitee einsetzen. Die Kontrolle über das Werk und alle Einrichtungen bleibt aber in meiner Hand. Bis verlässliche Vertreter mich und das Führungskomitee bitten, werden wir den Zugang zu allen dem Werk gehörenden Vorräten sperren. Ich weise auf die Werksordnung hin, die jeder von euch unterschrieben hat.« Newmoser zieht ein Exemplar davon aus seiner Tasche und zitiert Paragraph 18: »Jeder, der Unruhe stiftet oder die Autorität der Werksleitung nicht anerkennt, kann sofort gekündigt werden und muss dann innerhalb von zwei Stunden die Siedlung verlassen, wobei ihm die dafür notwendige Ausrüstung zur Verfügung zu stellen ist. - Lieber Herr Lehrer, lieber Walter«, wendet er sich direkt an den Lehrer, der die Abstimmung in die Wege geleitet hat, »darf ich dich daher in aller Öffentlichkeit fragen, ob du meine Autorität als Werksleiter anerkannt?«

»Die Werksordnung ist aus der Vergangenheit und hat keine Gültigkeit mehr. Wir sind hier eine Gruppe von Menschen, die zusammen um das Überleben kämpfen und keine Anführer brauchen, die es sich besser einrichten.«

»Ich frage dich ein letztes Mal, Walter. Und jede andere Antwort als Ja - also auch keine Antwort - werde ich der Werksordnung entsprechend als Nein interpretieren.«

»Du bist abgesetzt, Gustav Newmoser. Kommt, Leute, übernehmen wir hier die Kontrolle«, erwidert der Lehrer trotzig.

Newmoser nickt Richard zu, Freds Mitarbeiter, der sich beim Lichthauptschalter positioniert hat. Richard kippt den Schalter und es wird stockdunkel. In der plötzlichen Stille hört man die verstärkte Stimme Newmosers noch lauter: »Walter, du bist hiermit gekündigt. Wenn du in zwei Stunden noch in der Stadt bist, kannst du mit Gewalt entfernt werden. Ich werde mich erst wieder um die Versorgung des Ortes kümmern, wenn eine Delegation ohne Walter zu mir kommt und sich bei mir für alle entschuldigt.«

Nun bewähren sich für Newmoser die Maßnahmen, die er für den Notfall besprochen hat: Das Führungskomitee und seine Angehörigen versammeln sich und bleiben im Werk. Die Häuser bleiben unter Bewachung von Sicherheitskräften - wie gut, dass Fred sie in den letzten Wochen mit dem Hinweis auf potenzielle Räuber von außen verstärkt hat! Newmoser verschwindet durch einen Hinterausgang aus dem Theatersaal und ist schon lange außer Reichweite, als das Licht im Saal wieder angeht.

Walter, der nichts zu verlieren hat, übernimmt jetzt die Führungsrolle. »Als Erstes übernehmen wir das Warenhaus. Wer kommt mit?« Die Begeisterung für den Vorschlag hält sich in Grenzen. Die meisten Bewohner verlassen betreten den Theatersaal. Viele können auf dem Heimweg nicht umhin zu bemerken, dass die Rollbalken beim Supermarkt, bei der Tankstelle und beim Liquorstore heruntergelassen sind und bewaffnete Posten davor stehen.

Einige der Lehrerkollegen und Freunde folgen Walters Aufruf. Sie holen sich ihre Gewehre, die sie sonst zum Jagen verwenden, und treffen sich dann bei der kleinen Kirche, die allen Religionsgemeinschaften dient. Von dort begeben sich die immerhin zwanzig wild entschlossenen Männer, darunter alle Lehrer, auf verschiedenen Wegen und von verschiedenen Seiten zum Supermarkt. Durch seine unregelmäßige Bauweise finden sie eine Stelle, die nicht bewacht ist. Dort zerschlagen sie ein Fenster und steigen durch die Lücke ein. Das Geklirre macht einen Posten aufmerksam, der herbeiläuft und ruft: »Ohne Waffen mit erhobenen Händen sofort herauskommen, sonst wird jeder mit seinen Angehörigen aus Churchill Falls nach Paragraf 18 ausgewiesen!« Das zu sagen hat Newmoser angeordnet. Als Antwort trifft den Posten ein tödlicher Schuss in die Brust.

Die Gruppe im Supermarkt ist entsetzt. Wer hat den Posten erschossen? Damit wollen sie nichts zu tun haben. Mit einer Hand ergreifen sie das eine oder andere aus den Regalen, dann laufen sie zum zerbrochenen Fenster, um zu entkommen. Als auf sie geschossen wird, schießen sie zurück. Elf der Eingeschlossenen, darunter Walter, entkommen, zum Teil verletzt, aber neun von ihnen und zwei Posten sind tot.

Als Walter zu seinem Haus eilt, kommt ihm seine Frau weinend entgegen: »Wir haben keinen Strom mehr! Was hast du getan?« Walter seufzt: »Ich wollte den Ortstyranen stürzen, alle waren dafür, aber er ist stärker. Wir müssen hier weg. Wir haben ja das Notwendigste gepackt.«

Mit dem ATRV fahren sie zum Ausfluss des Kraftwerks. Sie werden nicht behindert. Dort treffen sie acht andere, die mit ihnen im Supermarkt waren, darunter alle des »neuen Führungskomitees«. Sechs weitere Familien haben sich angeschlossen. 22 Erwachsene und 24 Kinder steigen in die bereitliegenden Motorboote zur Fahrt flussabwärts Richtung Goose Bay.

Niemand von den 46 Menschen kommt lebend in Goose Bay an. Die Boote werden mit einem Seil über den Fluss noch 10 Kilometer vor Goose Bay angehalten, ausgeraubt und die Menschen ohne Federlesen erschossen. Selbst zu Raubritterzeiten in Europa ging man mit Menschen auf gekaperten Booten besser um.

Die Werkspolizei berichtet Newmoser und seinen Freunden von den Vorfällen, insbesondere auch vom Tod zweier aus ihrer Mannschaft. Einer war ein Single, der andere kinderlos verheiratet. Newmoser lässt dessen Frau in die Sicherheit des Werks bringen und berichtet ihr erst nach zwei Gläsern Wein und einem guten Essen vom »Heldentod« ihres Mannes. »Du gehörst jetzt zu uns«, sagt er, »es tut mir furchtbar Leid, was passiert ist«, und schenkt ihr noch mehr Wein ein. Die junge Frau ist so viel Alkohol nicht oder nicht mehr gewöhnt, schluchzend stellt sie immer wieder fest, wie schlecht die Welt ist und dass sie ihre große Liebe verloren hat. Dann schläft sie übergangslos ein.

In der folgenden Nacht lässt Newmoser die Häuser der 14 abgefahrenen Familien und das Haus des toten Sicherheitsmannes räumen. Bis auf die letzte Glühbirne wird alles abmontiert und bei den vorhandenen Vorräten inventarisiert.

Am nächsten Morgen kommt eine Delegation der Bewohner, distanziert sich von den »Meuterern« und bittet das alte Führungskomitee, die »gute Arbeit« wieder aufzunehmen. Durch die Geräte und Lebensmittel aus den verlassenen 15 Häusern und die Verringerung der Bevölkerung von Churchill Falls von 589 auf 532 ist die Verfügungssumme pro Kopf, die schon recht niedrig war, plötzlich wieder auf das Dreifache gestiegen. In der nächsten Versammlung im Theatersaal teilt Newmoser dies kaltschnäuzig als Erfolg mit und ergänzt, dass nun unbrauchbar gewordene Haushaltsgeräte durch funktionierende ersetzt werden können. Er erntet stürmischen Applaus.

Churchill Falls, Winter 2080/2081

Der Winter in Churchill Falls ist mit wochenlangen 40 Grad unter Null hart wie immer. Aber trotz eintöniger Diät ist niemand je wirklich hungrig und die Weihnachtsbäume mit elektrischen Lichtern funkeln wie eh und je. Die Geschenke sind einfacher als sonst ausgefallen, aber eine Idee des Führungskomitees hat doch für viele Überraschungen gesorgt. Weil fast nichts mehr zu kaufen ist, wurde vor Weihnachten eine Tauschaktion gestartet, und zwar vor allem zwischen Familien, die wenig Kontakt miteinander haben. Dadurch erhalten viele für sie neue Bücher, Spiele u. v. m.

Im Werk gibt es ein Festessen, bei dem die ersten im Stollen gezogenen Kartoffeln serviert werden (die so viel besser schmecken als das ewige Karibu-Steak oder Karibu-Stew). Auch 80 von den 200 erzeugten Liter Beerenwein werden das erste Mal verkostet und als herrlich empfunden. Die Engpässe sind inzwischen gravierend. In keinem Haus brennen mehr alle Glühbirnen, Benzin ist so rationiert, dass man die ATRVs nur mehr für Notfälle benutzen kann, das Mehl ist endgültig zu Ende und der Reis wird bereits knapp. Trotzdem kommt zu Weihnachten eine gewisse Feststimmung auf.

Der lange Rest des Winters drückt dann jedoch sehr auf die Stimmung: Kaum liegt genug Schnee, gibt es immer wieder Versuche (offensichtlich von verzweifelten Menschen aus Labrador City), mit Langlaufskiern oder Motorschlitten in die Ortschaft einzubrechen. Zweimal kommt es zu einem richtigen Feuergefecht. Daraus resultiert ein Schwerverletzter, den der Arzt retten könnte, wären nicht die Antibiotika ausgegangen. Die Überfälle, die immer wieder stattfinden, machen die Einwohner nervös. Alle Versuche, die Zugangswege

mithilfe der Räumfahrzeuge ganz zu verbarrikadieren, schlagen fehl, doch lassen die Überfälle im Laufe des Winters nach. Newmoser diskutiert im inneren Kreis die Möglichkeit, dass die Anzahl der überlebenden Menschen in Labrador immer mehr zurückgeht.

Churchill Falls,

August 2081, zirka 14 Monate nach dem Netzzusammenbruch

Der harte Winter hat allen zugesetzt und nun sind es Schwärme von Stechmücken und beißenden Schwarzwiegen, gegen die man keinen Spray mehr hat. Die zunehmend löchrigen Stechmückennetze helfen auch wenig. Dann kommt der große Tag.

Er, der 10. August 2081, bleibt allen in Churchill Falls lange in Erinnerung. In der Abenddämmerung fliegt plötzlich über ihnen ein Moller, zieht einige Schleifen und scheint die Siedlung zu bemerken. Wie verrückt winken die Bewohner und zünden ein Feuer an, wie Schiffbrüchige auf einer Insel, wenn ein Schiff vorbeifährt. Vergebens. Der Moller fliegt weiter. Zwei Tage später kommt ein anderer, noch größerer, aber wieder gelingt keine Kontaktaufnahme.

Wie sollen die Menschen in Churchill Falls auch wissen, dass es Erkundungsflüge für das langsam entstehende Reich des Meisters der Meister sind? Diese Flüge wurden angeordnet, weil die Relaisstationen für die Drohnen in Goose Bay und Labrador City ausgefallen sind.

Bei der nächsten Versammlung macht Newmoser, ohne es zu ahnen, verhängnisvolle Bemerkungen: »Ihr alle habt die Moller gesehen: Die Zivilisation in gemäßigten Klimazonen beginnt sich also zu stabilisieren, wir werden vielleicht noch ein bisschen zuwarten müssen, aber bald wird unsere Isolation vorbei sein und wir werden wieder wie früher leben können! Kopf hoch!«

Newmoser hatte es als »Kopf hoch«-Rede gesehen, doch die Auswirkungen sind furchtbar: Viele Bewohner wollen von der anstrengenden Bevorratung für den nächsten Winter nichts mehr wissen, weil sie ohnehin bald gerettet werden. Andere verschwinden in der Nacht still und leise oder auch ganz öffentlich, alle in Richtung Labrador City mit der Absicht, von dort über die Straße oder die noch weiter westlich gelegene Eisenbahn besiedelte Gebiete in Quebec oder freundlichere Gebiete wie Nova Scotia zu erreichen. Dort hinzukommen und wieder einmal einen Apfel, Kirschen oder eine Pizza zu essen scheint wie ein Traum!

Als der Winter mit aller Macht früher als sonst Ende September über Churchill Falls hereinbricht, sind nur mehr 54 Häuser mit 124 Menschen bewohnt. Viele der leer stehenden Häuser sind oder werden zerstört, um wichtige Ersatzteile zu erhalten. Strom gibt es noch immer - genau wie Wärme und Licht - und sogar noch funktionierende Luxusgeräte wie Holospieler, elektrische Rasierapparate oder einen Föhn, selbst der Swimmingpool im Donald Gordon Center ist theoretisch in Betrieb. Weil aber Anti-Algenmittel und Chor fehlen, kann er immer nur ein paar Tage nach einer Neufüllung benutzt werden und bald macht sich niemand mehr die Mühe des Entleerens und Wiederfüllens. Immer mehr macht das Auseinanderfallen der Schuhe und der Kleidung Probleme. Die Menschen beginnen sich allmählich mit Fellen zu bekleiden.

Als das heiß ersehnte Frühjahr 2082 kommt, machen sich wieder viele auf den Weg nach Süden, wo sie die Zivilisation finden wollen, die nur auf sie vergessen hat. Im Sommer treffen zwei Schicksalsschläge die auf unter 70 Personen geschrumpfte Restgruppe: Der Arzt ist eines Morgens verschwunden, wie viele Menschen vor ihm, und nur zwei Wochen später fallen die letzten XPs aus, weil die Brennstoffzellen leer sind und kein Ersatz vorhanden ist. Damit fehlen auf einmal die Helferlein, die vor nahen Bären warnen, essbare von giftigen Pilzen unterscheiden können, bei Reparaturen wichtige Hinweise geben usw. In diesem Sommer werden auch die letzten Schüsse abgefeuert. Die Munition ist zu Ende und keine XPs sind mehr einsetzbar, die beim Bau von Pfeil und Bogen helfen könnten.

Freilich, der Gemüseanbau im Stollen auf 18 mal 2.500 Meter floriert und es ist doch gelungen, ein kleines Gehege für Karibus anzulegen. Nach zwei Jahren gibt es sogar wieder Kostproben von Milch und Butter und es scheint, als könnte man statt Karibus zu jagen diese domestizieren. Es gibt auch inzwischen mehr Hühner als Menschen. Den Swimmingpool haben Fred, Jim und Richard, die alle noch hier sind, in einen warmen Wasserfall umgebaut, eine herrliche Erfrischung. Trotz des hereinbrechenden Winters und obwohl inzwischen die Bewohner von Pelztieren kaum mehr zu unterscheiden sind, hat Newmoser das erste Mal das Gefühl, dass sich die verbleibende Gruppe stabilisiert hat.

Allerdings weiß er: Wenn die Turbinen oder Transformatoren je ausfallen sollten, dann Gnade ihnen Gott!

5. Flucht nach Alberta

Neufundland, Hauptinsel

Kurz nach dem Netzzusammenbruch, 11.-12. Juni 2080

Greg verlässt mit seiner Fregatte am Abend des 10. Juni Goose Bay. An Bord sind seine Frau Felitsa, sein Bruder Frank mit Melissa und den beiden Kindern, 102 Flüchtlinge und die 42-köpfige Mannschaft. In der Abenddämmerung gleiten sie durch die lange Bucht bis zur Meerenge zwischen der winzigen Siedlung Rigolet und der Henrietta-Insel, wo sich die steilen Felsen ans Wasser drängen und auch heute, bei ruhigem und klarem Wetter, starker Wellengang herrscht, fast so wie bei der Einfahrt von St. John's, den Narrows, die alle so gut kennen. Alle atmen erleichtert durch, als das freie Meer erreicht ist. Der Mond steht inzwischen am sternenhellen Himmel und erlaubt gute Sicht auf das schwarze Meer, von dem sich die großen Eisberge wie bläuliche Fantasiegebilde abheben. Dazwischen steigt die eine oder andere Atemfontäne eines Wals empor oder man sieht den Rücken eines dieser Großsäugetiere auftauchen.

Der Kurs ist fast genau südlich, Land und Klippen liegen sichtbar, aber in sicherer Entfernung westlich von ihnen. Dort, wo sie sonst Lichttupfer von kleinen Fischersiedlungen sehen würden, ist es fast dunkel, nur ein unruhiges Flackern von Feuern ist manchmal schwach wahrnehmbar. Aber auf vielen Leuchttürmen drehen die Lichtbalken ihre Runde, die Batterien sind offenbar noch nicht erschöpft.

Das späte Abendessen ist reichlich und Greg sieht keinen Grund, nicht auch ein bisschen zu feiern. Die meisten von ihnen werden bald das Schiff verlassen und keine Vorräte mitnehmen können.

Am frühen Nachmittag des 11. Juni erreichen sie den Hafen von Lewisporte im nördlichen Teil der Hauptinsel, zirka 80 Kilometer von Gander entfernt. Er ist zu seicht, als dass die Fregatte direkt anlegen könnte, und sie muss weiter außerhalb ankern. Greg sieht mit seinem Feldstecher, fast zu seiner Überraschung, dass sein Vorschlag zur Betreuung der Flüchtlinge offenbar voll umgesetzt worden ist. Er hatte dies mit den Kapitänen (Marineoffiziere wie er selbst) der anderen beiden Fregatten, die mit seiner im Hafen von St. John's gelegen sind, vereinbart. Er wollte versuchen, Menschen aus Labrador abzuholen, die beiden anderen würden sich um ein Auffanglager für diese und andere Flüchtlinge kümmern. Für Greg ist es eine gute

Begründung gewesen, seinen Bruder und dessen Familie abzuholen. Er hat gehofft, dass seine Offiziersfreunde in der Lage und bereit sein würden, so ein Lager aufzubauen, aber insgeheim hat er an der Entschlossenheit der Offiziere und auch an der Möglichkeit der Realisierung gezweifelt. Nun sieht er, dass sie Wort gehalten haben und auf irgendeine Weise trotz fehlender normaler Kommunikationswege alles für die Ankunft von Flüchtlingen vorbereitet haben.¹⁷ Eine Mischung von Transportfahrzeugen (ohne Moller, die ja alle ausgefallen sind) und eine große Zahl von ATRVs stehen bereit, um offenbar sogar weit mehr Personen, als sie hierher bringen, ins Auffanglager transportieren zu können. Rasch nähert sich ein großes Boot der Küstenwache, offenbar um die Flüchtlinge aufzunehmen. Greg ist angenehm überrascht (er hat eigentlich damit gerechnet, sein Versprechen eines Auffanglagers und von Verpflegung für drei Wochen durch Verwendung der Schiffsvorräte erfüllen zu müssen), aber auch irgendwie beunruhigt: Wie ist es möglich, dass man dieser Angelegenheit solche Priorität eingeräumt hat?

Das Schiff der Küstenwache ankert neben der Fregatte. Die Umschiffung der Menschen aus Labrador beginnt, um sie an Land zu bringen. Der Kapitän des Küstenwachtschiffs lässt sich zur Fregatte übersetzen und begrüßt Greg mit Freude, einer für Greg verblüffenden Unterwürfigkeit und überreicht ihm ein großes Kuvert. Als Greg die darin befindlichen Dokumente überfliegt, beginnt er zu verstehen - und seine Unruhe wird dadurch nicht kleiner. Seine Offizierskollegen, Anthony von Lüderitz und Eduard Solving, haben noch in der Nacht auf den 8. Juni nach dem Auslaufen von Gregs Fregatte in einem Handstreich das Gebäude der lokalen Regierung besetzen lassen, den Notstand ausgerufen (wobei die an Bord befindlichen Kopiermaschinen eine entscheidende Rolle spielten, um am nächsten Morgen die Bevölkerung informieren zu können), haben die Regierung abgesetzt und das Triumvirat der drei Offiziere Anthony, Eduard und Greg als Notstandsregierung ausgerufen, mit uneingeschränkten Befugnissen. In den Unterlagen findet sich die Ernennung Gregs zu einem der drei Führer der Notstandsregierung

¹⁷ Die Tradition, dass man kleinere Boote auch ohne Computernavigation steuern kann, hat sich in den »Maritimes«, besonders in Neufundland, bei den Fischern hartnäckig erhalten. Deshalb ist es der Regierung der Provinz gelungen, zwischen den küstennahen Orten der Hauptinsel ein Minimum an Kommunikation aufrechtzuerhalten.

und die Bitte, möglichst rasch nach St. John's zurückzukommen. Er erhält auch eine beeindruckend aussehende Urkunde, auf der festgehalten ist, dass Greg als einer der drei Statthalter über alle anderen Menschen in Neufundland bis zur Aufhebung des Notstandes absolute Befehlsgewalt hat. Greg darf notfalls beliebige Gewalt zur Durchsetzung seiner Befehle verwenden! Ferner findet Greg einen Stoß von Flugzetteln mit Anordnungen und Verordnungen, wie sie an die Bevölkerung verteilt wurden.

Nach außen hin gibt er sich wenig überrascht. Er erfährt, dass die Kommunikation innerhalb Neufundlands einerseits durch die acht Schiffe der Küstenwache erfolgt, die entsprechende Flugzettel und Plakate mit Verordnungen verteilen, andererseits durch den systematischen Einsatz von »Staffeln«, von Personen, die mit irgendeinem noch funktionierenden Verkehrsmittel (sei es Fahrrad, ATRV, Traktor, Fischerboot oder dgl.) eine offizielle Ankündigung ein Stück weit transportieren. Dort wird die Botschaft von einem der noch immer existierenden Menschen, die des Lesens mächtig sind¹⁸, verbreitet, gleichzeitig aber schon durch das nächste Glied in der Staffelnkette weitergetragen. Auf diese Weise ist es der Notstandsregierung gelungen, ein Minimum an Informationen und Anordnungen über die ganze Hauptinsel Neufundlands zu verteilen. Dass die Notstandsregierung auch schon mit Gewalt vorgegangen ist, Verhaftungen, ja sogar Erschießungen vorgenommen hat, wird gerüchteweise verbreitet, sicher ist es nicht.

Greg wird zunehmend unruhig. Er überzeugt sich, dass für die Flüchtlinge gut gesorgt wird. Dann bedankt er sich bei der Küstenwache für die gute Arbeit und erklärt, dass er nun auf raschestem Weg nach St. John's zurückkehren muss.

Auf der folgenden Fahrt vermeidet Greg jeden Kontakt mit anderen Booten. In Küstennähe gibt es einige kleine Motorboote, die noch so wenig von Elektronik und Navigationssystemen abhängig sind, dass sie von Ortskundigen benutzt werden können. Greg will jetzt jede weitere Diskussion oder am Ende andere Anordnungen vermeiden, um die geplante Flucht nach Alberta nicht zu gefährden. Er diskutiert mit seinem Bruder Frank die neu entstandene Situa-

¹⁸ Lesen und Schreiben von Buchstaben ist in den meisten Ländern seit vielen Jahren nur mehr Freifach. Es wird hingegen großer Wert auf multimediale Kommunikation gelegt, siehe »Xperten: Der Anfang«.

on: »Ich traue vor allem Anthony nicht. Er ist mir immer egozentrisch und machtsüchtig vorgekommen. Es mag schon sein, dass die militärische Ordnung, die von ihm und Eduard aufrechtgehalten wird, ein sonst entstehendes Chaos verhindert. Trotzdem wäre es für mich logischer und vernünftiger gewesen, die demokratisch gewählte Regierung zu unterstützen, statt sie zu stürzen und nun mehr oder minder diktatorisch vorzugehen. Sie haben mich sicher nicht aus Zuneigung einbezogen, sondern weil wir zusammen als die drei ranghöchsten Militärs, die sich zurzeit auf der Insel befinden, wohl irgendwie behaupten können, Autorität zu besitzen. Ich muss jetzt wohl oder übel nach St. John's. Ihr aber geht ohne mich so vor wie besprochen. Wie vereinbart trefft ihr euch mit dem alten Georg und bereitet alles für den Abflug um genau 23:30 Uhr am 13. Juni vor. Ich werde alles tun, um zu euch zu stoßen. Wenn ich es aber nicht rechtzeitig schaffe, dann ist das ein ganz schlechtes Zeichen. Dann fliegt ihr ohne mich ab und bringt euch in Sicherheit. Ich werde auf anderen Wegen nachkommen.«

Greg lässt keinen Widerspruch zu, auch nicht von seiner Frau Felitsa, die sich unter keinen Umständen von ihm trennen will. Greg zieht schließlich das Dokument hervor, das ihn zu jeder Maßnahme ermächtigt, und zeigt es ernst, aber mit dem Anflug eines Lächelns: »Wir haben genug diskutiert. Ich muss sehen, ob ich in St. John's gebraucht werde bzw. ob ich dort irgendwie positiv eingreifen kann. Ich schlage mich als Marineoffizier schon irgendwie durch, keine Angst. Aber du und unser zukünftiges Baby und auch die Familie deiner Schwester, ihr seid hier wirklich in Gefahr. Wir dürfen euer Leben nicht aufs Spiel setzen.« So erfahren Frank und Melissa zugleich, dass Felitsa schwanger ist.

Die Fregatte fährt die ganze Nacht mit stark gedrosselter Geschwindigkeit, weil die Sicht schlecht ist. Am Nachmittag des 12. Juni erreichen sie Harbour Grace, jenen Punkt etwa 50 Kilometer nordwestlich von St. John's, wo Greg sie trotz aller Proteste mit einem Beiboot an Land schickt: »Frank, du weißt, wohin du steuern musst und wie ihr von dort zu Georg kommt. Hier ist ein Brief für ihn, der alles genau erklärt. Georg ist 95 Jahre alt, aber er ist agil wie ein Junger. Vertraut ihm und verlasst euch auf ihn: Er wird euch nach Alberta bringen. Und ich werde, so es das Schicksal will, bei euch sein. Nun aber los.«

Greg lässt keine Sentimentalität aufkommen. Er umarmt alle kurz, wartet nur, bis sich das Beiboot etwas entfernt hat, und fährt dann mit »voller Kraft voraus« weiter Richtung St. John's. Lange verfolgt er das Boot mit dem Feldstecher. Obwohl er es nicht zeigen wollte, macht er sich große Sorgen, ob Georg die Probleme meistern können wird. Und er erwartet das Treffen mit seinen Offizierskollegen mit Unruhe.

Um 17 Uhr erreicht Greg mit seiner Fregatte die Einfahrt zum Hafen von St. John's. Es ist Flut und ein starker Wind ist aufgekommen. So wird die Navigation durch die enge Durchfahrt, die »Narrows«, mit den beschränkten Navigationsgeräten eine Herausforderung. Wie durch ein Wunder gibt es keine Zwischenfälle. Kaum sind sie durch die Zufahrt hindurch, ist das Wasser ruhig: Zu ihrer Rechten liegt »Signal Hill«, der große Felsen, auf dem 1901 das erste Mal eine Radiobotschaft aus Europa empfangen wurde¹⁹, und an einer etwas tieferen Stelle des Felsens das große alte Gasthaus-Hotel »The Battery«, das im aufziehenden Gewitter auf Greg einen unangenehm düsteren Eindruck macht. Da ertönen die Signalhörner der anderen beiden im Hafen liegenden Fregatten: Sein Schiff wurde gesehen und das ist das Willkommenszeichen.

Kaum ankert die Fregatte am Kai und der Steg wird hinabgesenkt, stürmt ein junger Mann, Keith, auf die Fregatte und auf Greg zu. In einem fast unangenehm devoten Ton teilt er Greg mit, dass seine Offizierskameraden (er sagt »unsere Befehlshaber« und spricht auch Greg so an) auf ihn im Battery warten und er ihn hinaufführen darf. In einem Lastwagen, der erstaunlich bequem hergerichtet ist, fährt Greg das kurze Stück vom Hafen hinauf zum Battery. Menschen auf der Straße verschwinden blitzartig, sobald sie den Lkw sehen.

»Warum laufen alle davon, wenn sie unser Fahrzeug sehen?«, erkundigt sich Greg. »Alle bewundern unsere neue Regierung sehr und wollen dies zeigen, indem sie sofort für dieses Regierungsfahrzeug

¹⁹ Von Marconis Versuchsstation in Cornwall, Großbritannien. Dass eine transatlantische Radio- bzw. Funkübertragung möglich sein könnte, wurde vorher wegen der Erdkrümmung als »unmöglich« abgetan. Freilich glaubte der Physiker Heaviside an eine ionisierende reflektierende Schicht der Atmosphäre, die dies möglich machen könnte. Der Nachweis dieser Schicht gelang erst später. Die Schicht wird zu Ehren Heavisides die Heaviside-Schicht genannt. Siehe »Sechzig Prognosen und Thesen« in »Xperten: Der Anfang«.

Platz machen.« »Das verstehe ich nur teilweise«, meint Greg, »es sieht ja fast so aus, als hätten die Leute Angst.« Der Fahrer antwortet nicht. Greg will mehr erfahren, doch Keith versucht nicht zu antworten. Er schaut Greg nur mehrmals mit einem eigentümlichen Blick an.

Im Hotel Battery herrscht eine eigentümliche Stimmung. Die junge Frau beim Empfang springt auf, als sie Greg sieht, und führt ihn zur Bar. Sie zieht sich sofort zurück, während Anthony und Eduard ihn freudig begrüßen. Außer den beiden ist die Bar leer. Im Kamin knistert ein Feuer, selbst im Juni in Neufundland nicht unangenehm. Anthony und Eduard schütteln Greg die Hand und lassen sich mit ihm in einer Nische nieder, von der aus man einen Überblick über die ganze Bucht und St. John's hat.

Nach einigen Floskeln beginnt Greg ernsthaft nachzufragen: »Ich habe gehört, wir sind jetzt die Regierung?« »Ja«, lachen die beiden, während ihnen eine Serviererin Champagner einschenkt, »wir sind jetzt die Regierung, kümmern uns um das Wohl unserer Untertanen, aber auch wir wollen nicht zu kurz kommen.« Beide haben offenbar schon viel getrunken und so dauert es eine Weile, bis sich Greg ein Bild von der Situation machen kann. Die legale Regierung sitzt im Gefängnis; das Hotel Battery wurde von der neuen Regierung »konfisziert« und steht nur dieser und Freunden (»oder Freundinnen«, röhrt Anthony) zur Verfügung. »Wir haben die Grundversorgung aller Bewohner Neufundlands sichergestellt, aber es war viel Arbeit und wir mussten einige Male hart durchgreifen. Auch haben wir zur Belohnung neue Auszeichnungen eingeführt. Jeder, der dieses Abzeichen trägt«, Anthony kramt ein Exemplar aus seiner Tasche, »ist ein Klasse-I-Bürger und hat umfangreiche Vorrechte, aber auch Menschen der Klasse II sind sehr viel besser gestellt als die meisten, die noch keine dieser Auszeichnungen erhalten haben.«

Die beiden bestellen mehr vom besten Champagner, dazu Kaviar mit »allem, was dazugehört«, und mehrere Flaschen Wodka. Sie reißen derbe Witze mit den Serviererinnen, die sich immer möglichst rasch wieder entfernen.

»Hier sitzen zwei besoffene, egomanische Tyrannen«, wird es Greg immer klarer. Er muss sich selbst ein genaueres Bild machen. Wie kann er hier ohne aufzufallen weg? Er beginnt zu verstehen, warum in der Empfangshalle bewaffnete Marinesoldaten stehen und warum viele Menschen verängstigt und unterwürfig wirken.

Greg besorgt sich unauffällig zwei kleine Flaschen Wasser. Dann prostet er mit dem Wort »Ex« Anthony und Eduard immer wieder zu, wobei er ihnen Wodka einschenkt, sich selbst aber Wasser. Nach einer Ewigkeit, wie es Greg scheint, zeigt seine Methode Erfolg. Die beiden »Freunde« werden allmählich unansprechbar. Sie erheben keinen Einwand, als sich Greg zurückzieht.

Greg fragt bei der Rezeption nach dem »Regierungsauto«. Nur wenige Minuten später steht es vor der Hoteltür. Noch immer hat Keith Dienst, obwohl er recht müde aussieht: »Was ist Ihr Befehl, Sir?« Greg ist die Unterwürfigkeit und die Wortwahl »Befehl« unangenehm, doch erklärt er dem Fahrer, wohin er will. Da sich dieser in St. John's nicht gut auskennt, muss Greg immer wieder erklären, wie es weitergeht. Er konzentriert sich daher stark auf die Route. So merkt er nicht, dass das Auto die ganze Zeit von einem Mann auf einem Motorrad verfolgt wird.

Schließlich erreicht er das Ziel: ein kleines Haus, schon am Stadtrand, in dem Kapitän Samuel Reed wohnt, ein ehemaliger Vorgesetzter, der seit wenigen Jahren in Pension ist. Greg ist überzeugt, dass dieser wissen wird, was sich inzwischen abgespielt hat. Auf das Läuten der Türglocke folgt lange Stille, bevor Samuel die Tür öffnet: »Schön, dich zu sehen, Greg! Ich musste nur zuerst überprüfen, wer kommt ... Die Zeiten sind nicht gut. Komm herein.«

»Was ist los, Sam? Du schaust besorgt aus, so kenne ich dich gar nicht!«

Sam schaut Greg lange an, erkundigt sich dann, wieso er als einer der drei Befehlshaber die letzten Tage nie sichtbar war. Als er erfährt, dass Greg erst vor kurzem in St. John's angekommen ist und sich über die Stimmung in der Stadt und das Benehmen seiner Kollegen wundert, beginnt Sam freundlicher zu werden und meint schließlich: »Ich glaube, ich kann dir doch trauen. Ich habe immer an dich geglaubt, aber als du zu einem der drei Befehlshaber ernannt wurdest und dann nicht gegen die Maßnahmen der beiden anderen Fregattenkapitäne vorgegangen bist, da wusste ich nicht mehr, was ich von dem Ganzen und auch von dir halten soll.«

»Was meinst du mit ‚Maßnahmen‘, Sam, die ich hätte unterbinden sollen?«, wundert sich Greg.

»Na, zuerst nicht nur die Absetzung, sondern auch die Festnahme der Regierung. Sie sitzen ja alle im Gefängnis. Als dann einige Mit-

glieder der Polizei nicht mitmachen wollten, wurden sie kurzerhand in einem Schnellverfahren als Verräter verurteilt und standrechtlich erschossen. Und sie waren nicht die Einzigen, denen es so ging. Die beiden Kollegen von dir, besonders Anthony, benehmen sich wie Despoten im Mittelalter. Sie erlauben sich alles, gleichgültig, ob es gegen Menschenrechte verstößt. Und sie vergeben Auszeichnungen an ihre Helfer, die dadurch zu Klasse-I- oder Klasse-II-Bürgern werden, die viele Privilegien genießen. Das ist aus der Sicht der Befehlshaber ein guter Trick, denn damit haben sie getreue Gefolgsleute, die ihren Sonderstatus nicht verlieren wollen.«

Greg ist entsetzt. Die Situation ist noch schlimmer, als er befürchtet hat! Er redet lange mit Sam. Als Ergebnis gehen sie zunächst zusammen in den Keller und packen in einen Rucksack mehrere Objekte, die Sam aus einem gut getarnten, versteckten Schrank herausnimmt. Anschließend besprechen sie den Plan für diesen Abend und den nächsten Tag bis ins letzte Detail. Mit einer uralten Computerausrüstung, die Sam noch aus seiner Jugendzeit aufgehoben hat und deren Brennstoffzellen unabhängig von der Stromversorgung arbeiten, halten sie die Maßnahmen auf Papier fest.

»Sam, wenn etwas daneben geht, dann wird man dich auch erschießen lassen, du solltest mit uns nach Alberta fliehen!«, argumentiert Greg. Doch Sam lehnt ab: »Ich bin ein alter Mann. Ich bin froh, mit deiner Hilfe eine Chance zu haben, hier zumindest für den Moment alles ins Lot zu bringen. Wegen des Tricks mit Klasse I und Klasse II wird das nicht einfach werden. Falls die Wiedereinsetzung der Regierung gelingt, wird es noch schwierig genug sein, den Rettungsplan durchzuziehen, wenn wir nicht von außen Hilfe bekommen.«

Sie wünschen sich gegenseitig alles Gute, als Greg mit dem Rucksack das Haus verlässt. Das Regierungsauto bringt ihn zum Gefängnis. Ein Motorradfahrer folgt unauffällig.

Greg, als einer der drei gegenwärtigen Befehlshaber, wird sofort zum Anstaltsleiter vorgelassen und von diesem begrüßt, obwohl es schon später Abend ist und der Leiter aus dem Bett geholt werden muss. »Ich möchte mit der Ex-Regierung sprechen und hole im Auftrag der Befehlshaber einen Generalschlüssel für das Gefängnis«, erklärt Greg. Dieser Stab, der alle Türen öffnet, wird ihm anstandslos ausgehändigt. Der Gefängnisdirektor begleitet ihn zusammen mit

mehreren Wächtern zu den Gefangenen. Diese sind einigermaßen gut untergebracht, aber stürzen sich empört mit einem Wortschwall auf Greg, der auf der anderen Seite des Gitters vor direkten körperlichen Angriffen sicher ist: »Was hier mit uns geschieht, ist vollkommen gesetzwidrig und unerhört! Je länger Sie uns hier einsperren und Sie Ihr Unwesen treiben, umso strenger werden Sie bestraft werden«, droht der Ex-Premierminister.

Der Gefängnisdirektor fühlt sich sichtlich unwohl. Offenbar ist er der Meinung des Ex-Premierministers, wie Greg mit Freude merkt. »Kann ich ihn einweihen? Nein, das wäre zu riskant«, überlegt Greg, als er bemerkt, dass er Klasse-II-Bürger ist. Greg schickt ihn daher mit allen anderen Wächtern weg: »Ich möchte allein mit der Ex-Regierung sprechen. Lassen Sie aber die Türen alle offen, ich verperrere sie dann beim Hinausgehen.«

Zögernd zieht sich der Leiter der Anstalt mit seinen Mitarbeitern zurück. Greg wartet geduldig, bis sie mit Sicherheit außer Reichweite sind. Dann beginnt er zu erklären, welchen Plan er und Samuel ausgeheckt haben, damit die Ex-Regierung wieder die Führung übernehmen kann. Es dauert einige Zeit, bis Greg alle überzeugt hat, dass er tatsächlich auf ihrer Seite steht und der Plan durchführbar ist. Da die Zellen der Gefangenen nicht durchsucht werden, kann er ihnen die Waffen im Rucksack und den Stab, mit dem sie die Türen öffnen können, geben. Er schärft ihnen mehrmals ein, nichts vor dem letzten Schichtwechsel am morgigen Abend, das ist gegen 21:30 Uhr, zu unternehmen. Dann sei so weit alles vorbereitet, dass ihre Flucht glatt gehen sollte, Samuel wird wichtige Polizei-offiziere überzeugt haben usw. Nachdem sie noch einmal alle Pläne genau durchgegangen sind, verlässt Greg das Gefängnis. Er bittet die Wache die Türen zu schließen, weil er dies vergessen habe.

Das Dienstauto bringt ihn zurück ins Hotel. Er muss nun einige Stunden schlafen, der morgige Tag wird anstrengend.

Während Greg bereits drei Stunden in tiefem Schlaf liegt, bereitet sich seine Familie mit seinem Bruder und dessen Frau auf ein nächtliches Abenteuer vor. Sie haben sich mit Georg getroffen, der ihnen den nicht gefahrlosen Plan erläutert hat, wie sie nach Alberta kommen können. Er arbeitet seit Tagen an einem alten Frachtflugzeug aus den dreißiger Jahren, als man noch nicht vollständig von Navi-

gationssystemen abhängig war und zur Not auch manuell fliegen konnte. Das Flugzeug steht in einem Hangar am nahen Militärstützpunkt. Die Instandsetzung erfolgt mit Zustimmung der »Befehlshaber«. Sie sehen in Georg, der dieses Flugzeug, wie er behauptet, reparieren und noch fliegen kann, die einzige Chance, eine Klärung der Situation zu erreichen. Als Alternative für meernahe und nicht zu weit entfernte Ziele gibt es zwar die Fregatten, aber diese sind natürlich langsamer und zudem sind die Marinesoldaten zurzeit zur »Stabilisierung der Lage« in Neufundland notwendig. Georg hat angegeben, dass mit maximalem Arbeitseinsatz und bestmöglicher Unterstützung das Flugzeug bis 15. Juni einsatzbereit sein wird.

Tatsächlich ist das Flugzeug aber bereits flugfähig. Georg ist schon den ganzen letzten Tag damit beschäftigt, den Laderaum mit allen zum Überleben notwendigen Gütern zu füllen. Er verwendet zum Transport einen Schneeräumtraktor des Stützpunkts und erledigt vieles in der Nacht, damit seine Fahrten nicht zu sehr auffallen. Gleichzeitig richtet er den Laderaum so her, dass dieser eine kleine Gruppe von bis zu sechs Menschen verbergen kann, die dort notdürftig leben werden.

Jetzt, es ist 3 Uhr früh am 13. Juni, wird es Zeit die Flüchtlinge an Bord zu bringen. Unter einer Plane auf einem Anhänger des Traktors liegend, erreichen sie mit einigen ihrer Habseligkeiten (darunter Franks Funkgerät) den Eingang des Stützpunktes. Sie hören, wie Georg mit dem Wächter einige Worte wechselt. Der Posten ist zu müde, um Traktor und Anhänger zu kontrollieren. Die erste Hürde ist bewältigt! Georg fährt in den Hangar und rasch übersiedeln alle von dem unangenehmen Versteck unter der Plane in den etwas freundlicheren Laderaum. Nun wird gemeinsam Ladegut so umgestellt, dass sie bei einer etwaigen flüchtigen Inspektion nicht entdeckt werden können. »Ihr solltet jetzt alle versuchen möglichst lange und gründlich zu schlafen«, er deutet auf die Feldbetten. »Wie ihr wisst, müsst ihr den ganzen Tag, bis Greg kommt, ohne irgendwelche Geräusche zu machen hier versteckt bleiben. Ich fahre jetzt nach Hause, sperre das Flugzeug von außen zu, sodass niemand hereinkann. Ich rechne, dass am Vormittag einige Leute in den Hangar kommen werden. Ihr müsst so still sein, dass niemand Verdacht schöpft. Ich selbst komme am Vormittag mit einigen Werkzeugen, Lebensmitteln und Reparaturgerät zur Tarnung. Dann bleibe ich bei euch, bis Greg kommt.«

Frank nickt für alle. Sie sind müde genug, dass sie trotz der unbequemen Betten und der unsicheren Zukunft bald einschlafen. Gegen 7 Uhr rüttelt Melissa Frank wach. Dieser fährt entsetzt hoch. »Was ist los?«, flüstert er. »Du brauchst dich nicht aufzuregen«, kann Melissa ein Lachen kaum zurückhalten, »aber du hast so geschnarcht, dass man dich sicher draußen gehört hätte!«

Am Morgen des 13. Juni steht Greg sehr früh auf. Es gibt viel zu tun und er will die beiden anderen Fregattenkapitäne nicht beim Frühstück treffen.

Der Fahrer bringt ihn das kurze Stück zum Hafen. Greg schickt den Chauffeur gleich weiter zum Militärstützpunkt.: »Keith, frag dort bitte nach einem gewissen Georg. Alle kennen den alten Mann. Richte ihm herzliche Grüße von mir aus und frage ihn, ob die Reparatur des Flugzeugs nach Plan verläuft. Dann schau im Battery vorbei, ob du dort von den anderen benötigt wirst. Richte aus, dass ich heute unterwegs bin, um mir ein Bild von der Situation zu machen. Sag ihnen außerdem, dass wir uns um 19:00 Uhr im Battery zu einem Abendessen und einer Besprechung treffen sollten ... und dass ich noch einen ganz speziellen Champagner aufgetrieben habe, mit dem wir auf unser Triumvirat anstoßen werden. Wenn du frei hast, dann komm nachher wieder zum Hafen. Ich bin entweder noch auf meinem Schiff oder mein Zweiter Offizier weiß, wo ich sein werde.«

Keith blickt Greg eigentümlich an: »Ich werde versuchen, möglichst rasch zurück zu sein.« Als er losfährt, merkt auch er nicht, dass ihm ein Motorradfahrer folgt, obwohl das bei dem fast nicht existierenden Verkehr auffallen sollte.

An Bord zieht Greg seinen Zweiten Offizier ins Vertrauen. Er weiß, dass er sich auf ihn verlassen kann. Er berichtet über die Situation und erntet zuerst Unglauben, dann Entsetzen. Dann erklärt er die Pläne zur Wiedereinsetzung der gesetzmäßigen Regierung ohne Blutvergießen und stellt die Frage, von der so viel abhängt: »Bist du bereit, die Rolle zu spielen, die ich dir zugeordnet habe? Beim Wiedereinsetzen der rechtmäßigen Regierung und bei der Durchführung des Rettungsplanes? Du riskierst viel, aber ich glaube, jeder riskiert zurzeit viel, auch wenn er nichts macht.«

»Selbstverständlich bin ich dabei und ich werde, wie du vorschlägst, auch der Regierung anschließend mit Rat und Tat zur

Verfügung stehen. Aber was ist deine Rolle bei dem Ganzen, Greg?« Die Frage ist nicht unerwartet und doch fällt Greg die Antwort schwer: »Ich werde dafür sorgen, dass heute Abend alles glatt läuft. Jetzt übergebe ich dir das Kommando über das Schiff, hier sind die Dokumente. Denn ich werde nicht auf das Schiff zurückkehren, sondern mit meiner Familie und der meines Bruders heute Nacht nach Alberta aufbrechen, wo wir Verwandte haben, die auf einer großen Farm recht autark leben, und wo wir besser aufgehoben sind als hier.«

»Du verlässt also als Erster das sinkende Schiff Neufundland?«, ist die Reaktion, in der mehr als nur ein Hauch Vorwurf steckt.

Greg nickt langsam und schaut seinem Freund direkt ins Gesicht: »Ich habe mit dem Entschluss sehr gekämpft, glaube mir. Meine Frau ist schwanger, mein Bruder hat zwei Kinder. Das hat zuletzt den Ausschlag gegeben. Du bist jung und ungebunden, du kannst hier versuchen zu helfen, so lange es geht. Und doch: Mein XP, den ich beauftragt habe eine möglichst genaue Simulation durchzuspielen, bestätigt meine Befürchtung. Wenn Strom, Erdgas, Transportmöglichkeiten und Kommunikation nicht bald wieder einigermaßen verfügbar sein werden - und dies ist mehr als unsicher -, dann schaut es nicht gut aus, vor allem, weil es zu Unruhen und Aufständen kommen wird, die jede Rettung erschweren. Allein durch die gegenwärtige Situation werden wertvolle Tage vertan, die für den Wiederaufbau von Infrastruktur so wichtig wären. Du hast ja in unserem Rettungsplan gesehen, wie hoch die Priorität ist, eine gewisse gesetzliche Ordnung aufrechtzuerhalten, um dann vor allem die Stromversorgung auf der Insel wiederherzustellen. Ich hoffe, es gelingt vor dem Winter, sonst kämpfen die Menschen auf dieser schönen Insel nicht nur gegen Hunger, sondern auch gegen Kälte und Wassermangel. Hilf, so viel du kannst. Aber stell sicher, dass du notfalls mit den Menschen, die dir besonders am Herzen liegen, überleben kannst. Mit dieser Fregatte, ihren Vorräten, dem Generator und all den Werkzeugen hast du bessere Überlebenschancen als alle landgebundenen Menschen. Vielleicht ist eine Evakuierung von Teilen der Bevölkerung in bessere Klimazonen möglich. Aber du kennst diesen Kontinent so gut wie ich. Wenn man nicht bis Florida geht, kann der Winter überall hart werden. Und mein XP sagt mir, dass eine Völkerwanderung von Menschen nach Süden zu erwarten

ist und die Südstaaten sich dagegen wehren werden. Ich selbst, ich gehöre nicht mehr zur alten Garde, wo der Kapitän mit dem Schiff untergeht, selbst wenn er sich retten könnte. Ich glaube, ich kann hier nicht ausschlaggebend helfen, aber ich kann meine Familie und engste Angehörige retten, also muss ich das tun.«

»Aber wie willst du den ganzen Kontinent überqueren, bis Alberta?«

»Ein Freund von mir hat ein altes Flugzeug so weit repariert, dass es verwendbar ist. Und er kann es ohne Navigationssysteme fliegen«, antwortet Greg.

Da rötet sich das Gesicht seines zweiten Offiziers im Zorn und er schleudert Greg entrüstet entgegen: »Und dieses so überaus wertvolle Werkzeug, das wir zur Aufklärung benutzen könnten, nimmst du einfach den Menschen hier weg?«

Greg seufzt: »Das Flugzeug hat eine Lebensdauer von höchstens 10.000 Kilometer und maximal drei Starts. Es ist also nur beschränkt einsatzfähig. Ich lasse dir dafür meine private Funkausrüstung. Damit können wir nicht nur in Verbindung bleiben, sondern ich kann genau das tun, was du willst. Ich kann dich informieren, wie es vom Osten nach Westen in Kanada aussieht, denn mein Bruder hat auch eine solche Anlage. Vielleicht können wir uns gegenseitig mit Informationen helfen.«

Sein Freund entschuldigt sich für seine heftigen Worte. Er hätte wissen sollen, dass sich Greg nicht so verantwortungslos verhalten würde, wie er einen Augenblick lang vermutet hat. Greg winkt ab.

Die beiden besprechen noch viele Details. Dann verabschieden sie sich, nicht bevor Greg seinem Freund den Schlüssel für das Funkgerät übergeben hat.

Am Kai wartet der Fahrer auf Greg: »Georg sagt, es sei alles unter Kontrolle und schöne Grüße von allen soll ich ausrichten.« Greg atmet erleichtert auf. Sein XP erinnert ihn, wie viel er laut Plan noch zu erledigen hat, daher fährt er zu den verschiedensten Personen in St. John's: Alle, die auf seiner Liste stehen, sind bereit, bei der Wiedereinsetzung der Regierung zu helfen, und geben dem Rettungsplan realistische Chancen. Aus den Gesprächen mit Keith wird Greg klar, dass Keith nichts mehr will als die Befehlshaber Anthony und Eduard zu entmachten. Da die Zeit knapp wird, bleibt schließlich Greg nichts anderes übrig, als den Fahrer oberflächlich einzuwei-

hen, dass für heute Abend der Sturz der Befehlshaber geplant ist. Keith ist begeistert.

Greg dämpft diese Begeisterung: »Ich fürchte, ich brauche deine Hilfe zweifach - und es kann gefährlich werden. Erstens kannst du eine der Kellnerinnen überzeugen, dass sie dieses starke Schlafpulver hier gegen 21:30 Uhr in das Getränk von Anthony und Eduard schüttet ... Es ist garantiert geschmacklos.« - Keith nickt. - »Zweitens, ich brauche dich, egal was geschieht, mit dem Auto beim unteren Ausgang des Hotels um 22:30 Uhr. Schaffst du das?«

»Ich werde beides erledigen. Ich bin stolz, bei der Befreiungsaktion Neufundlands dabei sein zu dürfen.« Greg kann ein Schmunzeln über diese großen Worte kaum zurückhalten.

Im Battery eilt Greg mit seiner teuren Flasche Champagner zu seinen Kapitänskollegen. Diese sitzen wie gestern in einer Fensterische der Bar und haben schon ohne Greg zu trinken angefangen.

Greg erzählt ihnen von dem Rettungsplan, den er ausgearbeitet hat, ohne zu erwähnen, dass für die Anwesenden darin keine Aufgabe vorgesehen ist: dem beabsichtigten Versuch mit Schiffsgeneratoren Computer hochzufahren, um einige Kraftwerke und Verteilerknoten wieder in Betrieb nehmen zu können, Maßnahmen zur Rationierung von Waren, aber auch zur Erzeugung von Ersatzprodukten und Methoden zur Beschaffung von Lebensmitteln. Seine Kollegen winken nur ab: »Sieh an, da haben wir ja wirklich einen Idealisten und Träumer unter uns«, lachen die beiden herzlich.

»Ich weiß, dass vielleicht nicht alles klappen wird. Aber müssen wir es nicht versuchen? Was habt ihr vor?«

»Wir werden für Ordnung sorgen und haben die Verantwortung für die Menschen dezentralisiert, zu den Bürgermeistern bzw. Bezirksvorstehern verlagert. Wir haben Helfer durch Abzeichen zu Klasse-I- und Klasse-II-Bürgern aufgewertet und damit genug Menschen, die etwas zu verlieren haben, wenn jemand versucht uns abzusetzen. So sind wir ziemlich sicher. Ist doch genial, oder?« Greg kann nur nicken. Anthony fährt fort. »Ohne wirklich breit verfügbare Transportmittel - du kannst übrigens nicht wie heute unser Regierungsfahrzeug den ganzen Tag blockieren! - und Kommunikationsnetze ist dies die einzige Möglichkeit. Ansonsten lassen wir es uns gut gehen, prost! Und wenn es gar nicht mehr geht, dann nehmen wir ein paar von den hübschen Kellnerinnen und noch ein

paar andere Mädchen ... wir waren heute wieder unterwegs, um zu sehen, wo sich hübsche verstecken ... und laufen mit ihnen mit unseren Fregatten aus. Wir schaffen es bis in die Karibik, dort werden wir wenigstens nicht erfrieren und schon irgendwie durchkommen.«

Greg ist aufgewühlt. Seine Kollegen planen die Flucht - wie er. Handelt er moralischer? Aber dann ist da noch etwas. Es wird ihm bewusst, dass die enorme Regionalisierung wohl überall stattfinden wird (er hat ja von Frank gehört, dass sich Orte wie Churchill Falls sogar von Nachbarorten wie Goose Bay und Labrador City abschotten). Und er sieht im Geist ein komplexes System vor sich, das total zusammengebrochen ist, weil es zu global, zu vernetzt war, für das aber eine gewisse Arbeits- und Produktionsverteilung auf eine beachtliche Zahl von Menschen notwendig ist, um einen hohen technologischen Lebensstandard zu erhalten. Dies wird durch vollständige Regionalisierung und Abschottung unmöglich! Wo wurden die Weichen falsch gestellt?

Er kommt mit seinen philosophischen Überlegungen nicht weit. Seine Kollegen sind nur am Trinken, Essen und den Mädchen interessiert. Anthony zwingt eine Serviererin gegen ihren Willen sich zu ihm zu setzen, er umarmt sie, knutscht sie, greift ihr in die Bluse. Sie wehrt sich und beißt ihn in die Lippen, als er sie wieder küssen will. Anthony wischt sich ein bisschen Blut ab.

Seine Augen funkeln, als er zwei seiner Marinesoldaten ruft: »Das kleine Biest hat mich gebissen. Haltet sie, während ich sie bestrafe.« Die beiden Männer ergreifen das Mädchen, beugen es nach vorne. Anthony schiebt das Kleid in die Höhe, zieht den Slip herunter und mit seinem Hosengürtel schlägt er mit ganzer Kraft auf den nackten Po. Die Serviererin schreit auf. Beim zweiten Schlag fällt Greg Anthony in den Arm. »Lass das hier«, sagt er. Anthony schaut ihn einen Moment lang böse an. Dann entspannt er sich: »Ja, du hast Recht, das ist nicht der richtige Ort und nicht die richtige Zeit.« Zu den Soldaten gewendet sagt er: »Bringt sie in den Fitnessraum, fesselt und bewacht sie dort gut. Ich werde mich später mit ihr beschäftigen ... und wenn ich heute zu müde bin, dann könnt ihr die Kleine für mich bestrafen ...«

Das Trinkgelage geht weiter, als wäre nichts geschehen. Um 21:00 Uhr beginnt Greg den immer müder und betrunkenen werdenden zu spielen, fällt fast um, als er aufsteht, entschuldigt sich mit einem

kaum mehr verständlichen »Ich bin müde. Hick. Ich muss, muss ins Bett«, rülpst, gähnt und wankt hinaus.

Kaum aus der Bar, wendet er sich aber dem Fitnessraum zu. »Ich übernehme die Bestrafung heute«, sagt er dort und schickt die beiden Posten weg. »Ich komme, um dich hier wegzubringen«, sagt er leise zu dem Mädchen. »Gibt es hier einen anderen Ausgang?«, fragt er, während er sie losbindet. Sie nickt und führt Greg durch das Schwimmbad ins Freie in die Abenddämmerung. »Danke für die Hilfe, Sir, ich fürchte nur, dass damit nichts gelöst wird. Befehlshaber Anthony und seine Leute werden nur noch zorniger sein. Ich glaube, es ist am besten, ich gehe jetzt gleich zu ihnen und entschuldige mich, vielleicht komme ich dann besser weg als das letzte Mädchen, das sie sich vornahmen.«

»Du bist nicht die Erste? Wie heißt du?« »Ich bin Mandy, die Erste bin ich sicher nicht. Wie viele schon böse geschlagen und erniedrigt wurden, weiß ich aber nicht.«

»Mandy, hast du deine Familie in St. John's?« »Nein, ich bin aus Edmonton, wo ich Biologie studiere. Ich bin hierher nur zu einem Sommerjob gekommen, bin in Wirklichkeit Spezialistin für Pflanzenarten, die in Alberta heimisch sind.«

»Einige von uns fliegen heute nach Alberta zu einem Ort, wo wir gut aufgehoben sind, allerdings nicht nach Edmonton. Willst du mitkommen? Es ist sicher nicht gefährlicher als hier zu bleiben und wahrscheinlich könnten deine Biologiekenntnisse uns noch nützlich sein.« Mandy stimmt ohne Zögern zu. Die beiden verbergen sich in einer Nische nahe der Stelle, wohin der Fahrer in einer Stunde kommen soll. Greg hofft, dass Keith eher früher als später eintrifft!

Der von Keith ausgewählten Kellnerin gelingt es erst gegen 21:45 Uhr, das Pulver in die Getränke zu mischen. Nun wird es etwa 30 Minuten dauern, bis die beiden für mehrere Stunden außer Gefecht sind. Eine Viertelstunde später stürmen plötzlich die Posten in den Raum. Sie bringen einen Mann, der schon häufig als Bote gedient hat. Anthony erkundigt sich zuerst bei den Soldaten mit schon sehr betrunkenen Stimme: »Wie war's mit dem Mädchen?« Verwundert erwidern die beiden fast gleichzeitig: »Aber um die hat sich ja euer Kollege Greg gekümmert!«

Es dauert einen Moment, bis das bei Anthony und Eduard einsickert: Greg ist doch völlig besoffen weggegangen ... Er hat den

Betrunkenen also nur gespielt! »Da stimmt etwas nicht!«, murmelt Anthony laut und Eduard nickt. Der Bote ist jetzt nicht mehr zurückzuhalten: »Das ist es ja, was ich die ganze Zeit berichten will! Ich bin eurem Greg gestern und heute gefolgt und er plant offensichtlich etwas gegen euch.«

Jetzt sind Anthony und Eduard plötzlich ganz wach, noch wirkt das Schlafmittel nicht.

Der Bote berichtet vom Besuch Gregs bei der Ex-Regierung im Gefängnis und dass er sich einen Hauptschlüssel geben ließ. Mit dessen Hilfe sind die Gefangenen vor etwa 20 Minuten geflohen. Er hat sie verfolgt, sie sind auf der Fregatte Gregs!

»Und Greg ist auch dort?«, fragt Anthony mit schwerer Zunge.

»Ich bin nicht sicher. Der Fahrer ist mit dem Auto verschwunden, er war aber heute beim Militärstützpunkt und hat sich im Auftrag Gregs nach einem Flugzeug erkundigt.«

Anthony und Eduard sehen sich an. Will Greg am Ende mit dem Flugzeug entkommen? Obwohl Alkohol und Schlafmittel ihre Wirkung zeigen, ist die militärische Ausbildung doch so gut, dass Anthony und Eduard sich noch zu einigermaßen klaren Befehlen aufraffen können. Den Marinesoldaten befiehlt Eduard eine Gruppe zusammenzustellen, die Gregs Fregatte in ihre Macht bringt. Bevor sie mit einer Fregatte jene von Greg aufbringen, soll die andere vorsichtshalber die Ausfahrt bei den Narrows blockieren. Anthony beauftragt den Motorradfahrer, sofort zum Militärstützpunkt zu fahren und dort die durch eine Notiz von Anthony unterstützte Order vorbringen: Greg ist ein Verräter, ist sofort festzunehmen und auf keinen Fall in den Stützpunkt einzulassen. »Wenn du damit erreichst, dass wir Greg erwischen, wirst du Klasse-I-Bürger, für deine Dienste bisher wirst du auf jeden Fall aber Klasse II.«

Der Bote hat sein Ziel erreicht! Er wird jedenfalls sehr bevorzugt behandelt werden und wenn er Glück hat, sogar zu den Spitzen der Gesellschaft gehören! Freudig fährt er sofort los.

Es ist inzwischen 22:30 Uhr. Anthony und Eduard, kaum auf ihren Zimmern verschwunden, werden von den Leuten von Gregs Fregatte unter Leitung des Zweiten Offiziers mit Unterstützung der Polizei festgenommen. Das Dekret der wieder aktiven Regierung hat den Ausschlag gegeben. Im Hafen herrscht Ruhe: Schon vor mehr als einer halben Stunde haben sich dort die Mannschaften al-

ler drei Fregatten dem Oberbefehl der Fregatte Gregs unterstellt. Die Polizei hat eine Liste aller Klasse-I- und Klasse-II-Bürger und wird denen noch im Laufe der Nacht ihre Auszeichnungen abnehmen, der Rettungsplan ist im Anlaufen. Informationsblätter für die Bevölkerung werden auf den Kopiermaschinen der Fregatten vorbereitet. Freilich, es wird noch Tage dauern, bis alle Teile der Insel von den veränderten Machtverhältnissen erfahren.

Keith ist pünktlich zur Stelle. Greg und Mandy klettern in das (noch) Regierungsfahrzeug. In weniger als 30 Minuten, knapp vor 23 Uhr, erreichen sie den Militärstützpunkt.

Beim Eingang wird Greg erkannt. Bevor er weiß, was ihm geschieht, ist er von einem Dutzend Militärs mit angeschlagenen Waffen umzingelt und wird mit Keith und Mandy in ein Zimmer gezerrt: »Sie sind ein Verräter. Wir haben Order Sie zu verhaften. Wir warten nun auf neue Befehle von den wirklichen Befehlshabern.«

Der Motorradbote ist sofort nach der Verhaftung Gregs losgefahren. Er freut sich, Anthony und Eduard von seinem Erfolg berichten zu können und sagt, dass er in längstens 45 Minuten mit neuen Befehlen zurück sein wird. Greg ahnt zwar, dass er nicht zurückkehren wird, wenn sich alles in St. John's so entwickelt wie geplant, aber all das wird ihnen nichts nützen. Georg hat den strikten Befehl in 30 Minuten abzufliegen!

Greg versucht die Bewacher zu überzeugen, dass inzwischen die reguläre Regierung wieder im Amt ist und die Kapitäne Anthony und Eduard verhaftet sind. Niemand glaubt ihm so recht, auch wenn er die Bewacher etwas verunsichert. Aber schließlich wird ihm unter Androhung der Knebelung das Reden verboten: »Wir werden ja bald wissen, woran wir wirklich sind«, meint der zuständige Offizier.

Die Zeit im Flugzeug ist für die fünf Flüchtlinge und den Piloten Georg an diesem Tag sehr langsam vergangen. Dass Greg in der Lage war, ihnen durch einen Regierungswagen ein Lebenszeichen zu schicken, hat sie vorübergehend beruhigt, aber die Tatsache, dass sich die Fregattenkapitäne selbst als Befehlshaber ausrufen ließen und, wie Georg berichtet, jeden Widerstand mit Gewalt ersticken, ist andererseits sehr bedenklich. Die Uhr zeigt 23:30 Uhr - und von Greg keine Spur!

Die Unruhe wird unerträglich. Um 23:31 Uhr zuckt Georg die Schultern. »Ich fürchte, es ist etwas schief gelaufen. Ich habe strikten Befehl jetzt zu starten, das hat mir Greg immer wieder eingeschärft. Ich muss mich daran halten.« Frank will es nicht wahrhaben, aber Georg zieht plötzlich eine Waffe: »Macht keinen Unsinn. Greg weiß, was er tut. Wenn er nicht kommt, kann das heißen, dass unser Abflug bekannt ist und mit Gewalt verhindert werden soll.«

Georg hat das Hangartor Minuten vorher geöffnet. Nun startet er die beiden Düsentriebwerke und rollt langsam aus dem Hangar hinaus. Die Rollbahn führt nahe bei der Einfahrt zum Stützpunkt vorbei, in mehreren Räumen des Wachgebäudes brennt noch Licht, für diese Tageszeit sehr ungewöhnlich! Einer plötzlichen Eingebung folgend verlangsamt Georg die Rollgeschwindigkeit, öffnet die Frachtluke noch einmal und lässt die Düsenaggregate im Leerlauf aufheulen.

Seit mehr als einer halben Stunde sitzen Greg, Keith und Mandy im ebenerdigen kleinen Zimmer, von zwei inzwischen immer müder wirkenden Posten bewacht. Weitere Wachen stehen vor der Tür. Doch der warme Junitag hat das Zimmer so aufgeheizt, dass die Bewacher ein Fenster der Seitenwand (die zur Rollbahn hin liegt) und eines auf der Rückseite geöffnet haben, um etwas Durchzug zu schaffen. Die drei Gefangenen haben sich mit Blicken verständigt, dass diese Fenster wohl der einzige Fluchtweg sind. Greg hat Keith und Mandy vom Abflug des Flugzeugs um 23:30 Uhr berichtet und schaut immer wieder auf seine Uhr. 23:31 Uhr - und nichts zu hören ... Der Start müsste doch vernehmbar sein! Plötzlich nehmen sie ein leichtes Grollen wahr, das lauter wird und näher kommt. Dann taucht in der Dunkelheit der Schatten eines langsam rollenden Flugzeuges auf, die Düsen heulen auf. Ungläubig starren die Wachen aus dem seitlichen Fenster auf die Rollbahn. Greg nickt den beiden anderen zu, steht leise auf und springt durch das hintere Fenster. Mandy folgt. Erst bei Keith merken die Wachen, was geschieht. Sie rufen: »Halt!«, doch Keith ist verschwunden, bevor einer der Männer die Waffe ziehen kann. Nun machen die Wachen den zweiten Fehler. Sie laufen zu dem Fenster, aus dem die drei geflohen sind. Diese aber laufen unter der Führung von Greg um das Haus herum und direkt auf die offene Luke des Flugzeugs zu. Einer der Wächter

springt ebenfalls aus dem Fenster, der andere eilt zum Seitenfenster zurück und sieht, wie die Flüchtigen auf kurzen Strickleitern in die Luke klettern.

»Schließt die Luke!«, schreit Georg und beschleunigt stärker. Nicht zu früh! Eine Gruppe von Soldaten verfolgt das Flugzeug im Regierungsauto, es wird laufend geschossen. Die Schüsse gehen daneben, die Verfolger bleiben immer weiter zurück.

Georg gibt vollen Schub, das Brüllen der Düsen wird stärker, das Flugzeug hebt ab. Eine Welle der Erleichterung überkommt den Piloten. Ohne Probeflug war alles unsicher, nur wollte er das den anderen nicht sagen. Sie gewinnen an Höhe und erreichen schließlich die Flughöhe von 10.000 Meter. Georg verfolgt nicht nur Kompass, Höhenmesser und künstlichen Horizont, sondern vor allem auch die Luftdruckanzeigen. Ist noch alles dicht? Ja! »Damals hat man halt noch Qualität produziert«, meint Georg, halb ernst.

Die Spannung legt sich allmählich. Man hat sich viel zu erzählen!

»Wie lange werden wir fliegen?«, fragt die Tochter Franks, die sich bisher kaum gerührt hat. »Es werden zirka 13 Stunden werden«, antwortet Georg. »Wieso dauert das so lange?«, mischt sich nun auch ihr Bruder ein. Georg erklärt geduldig: »Dies ist ein Düsenfrachtflugzeug. Es ist nicht optimiert auf hohe Geschwindigkeiten, sondern auf geringen Treibstoffverbrauch. Es fliegt nur 350 bis 500 km/h. Nach Alberta sind es 4.800 Kilometer. Wenn wir knapp über 400 km/h fliegen und den nach Wettervorhersage vorherrschenden Gegenwind einrechnen, so ergeben sich daraus diese 13 Stunden. Übrigens ist das Flugzeug so sparsam, dass man damit fast 20.000 Kilometer ohne Auftanken fliegen kann. Es hat auch eine sehr niedrige Landegeschwindigkeit von 120 km/h, was bei der Landung ohne Rollbahn sehr helfen wird.«

Keith, der ja ohne sich das so recht überlegt zu haben spontan mitgekommen ist, fragt neugierig: »Du hast vor, nicht auf einem Flughafen zu landen?« »Nein, das ist wohl nicht realistisch. Die Ranch, zu der wir wollen, liegt hinter Bragg Creek in den Foothills. Bragg Creek hat zwar einen Großparkplatz, der reichen würde, wenn er ganz leer ist. Aber er ist unangenehm weit weg von der Ranch und vermutlich stehen dort auch einige verlassene Moller. Daher ist es wahrscheinlich, dass wir auf einer Wiese landen müssen. Es gibt dort in der Nähe zum Glück einige, etwa eine direkt

neben der Ranger Station. Ob es für uns allerdings klug ist, vor der Tür des Rangers zu landen, müssen Greg und Frank entscheiden.«

Allmählich werden alle ruhiger, die Kinder legen sich schlafen. Gegen 1:00 Uhr Ortszeit überfliegen sie Halifax, die Hauptstadt Nova Scotias. Es ist kein Licht zu sehen. Frank empfängt keine Funksignale, bis er auf die frühere Frequenz von Greg schaltet. Dass er mitten in der Nacht noch empfangen wird, wundert ihn. Aber der Zweite Offizier von Gregs Fregatte ist noch auf und berichtet, dass die Wiedereinsetzung der alten Regierung wie geplant verlaufen ist. Nun wird man sehen müssen, ob der andere Teil des Rettungsplans zumindest teilweise aufgeht.

»Warum fliegen wir eigentlich eine so südliche Route?«, erkundigt sich Frank bei Greg, »der kürzeste Weg würde uns doch viel weiter nach Norden, bis hinaus zur Hudson Bay führen. Wäre das nicht auch sicherer?«

Greg antwortet etwas verlegen: »Ja, du hast absolut Recht. Aber auf diese Weise konnte ich den Flug als militärischen Erkundungsflug ausgeben, bin also sozusagen noch im Dienst. Ab morgen Mittag habe ich mich beurlauben lassen, mit Angaben, wo ich erreichbar bin. Damit bin ich den Streitkräften gegenüber nicht mehr verpflichtet, außer sie verständigen mich an dem von mir angegebenen Ort, auf der Ranch von Alex.«

Melissa hat mitgehört und erinnert sich an ihre Diskussion mit Frank in Churchill Falls. Ihr Mann hatte also die Situation richtig eingeschätzt! Sie denkt konzentriert an ihren Bruder in Alberta und sendet ihm eine telepathische Nachricht: »Wir sind alle okay und müssten in weniger als zwölf Stunden bei dir sein, wir überfliegen gerade Nova Scotia.« Alex wird das über seinen Mindcaller empfangen können und es dann sicher dem Vater nach Griechenland weitermelden.

So ist es auch. Und als General Paul Kalkias wenig später über die Mindcaller-Verbindung zwischen ihm und Alex erfährt, dass seine beiden anderen Töchter offenbar in Sicherheit und mit einem alten Düsenfrachter auf dem Weg nach Alberta sind, fällt ihm ein Stein von Herzen. Es ist der 14. Juni, gerade Mittagszeit, und an diesem Tag scheint alles gut zu laufen. Noch hat er die schlechten Nachrichten aus Athen nicht erhalten.

6. Alberta

Auf dem Weg zur Ranch in Alberta

14. Juni 2080

Etwa drei Stunden später überfliegen sie die Hauptstadt Ottawa. Nichts scheint sich unter ihnen zu rühren.

Der kanadische Premierminister in Ottawa wird um 2 Uhr früh geweckt: »Sir, ein Düsenfrachtflugzeug kommt aus dem Osten und wird uns offenbar überfliegen, ohne zu landen. Sollen wir etwas unternehmen?«

Der Premier ist sofort hellwach und berät sich Minuten später mit einigen Kabinettskollegen, die sich wie er mit ihren Familien in das komfortable Notquartier der Regierung zurückgezogen haben. »Es ist gut zu wissen, dass überhaupt noch Flugzeuge fliegen«, beginnt der Premier. Seine Gegenüber nicken: Die letzten Tage waren frustrierend.

Anfangs machten sie den Versuch, die Lage im Land unter Kontrolle zu halten. Jedoch ist selbst die Kommunikation mit nahe gelegenen Städten schwierig bis unmöglich. Auch die Streitkräfte sind mehr oder minder hilflos, da alle Hightech-Geräte mit Computervernetzung ausgefallen sind. Was geblieben ist, sind am Boden einfache Fahrzeuge wie Fahrräder, Traktoren in der Landwirtschaft und eine stattliche Flotte von ATRVs²⁰, die aber nur für Entfernungen bis maximal 100 Kilometer einsetzbar sind. Zu Wasser sind es hauptsächlich kleinere Boote, die noch nicht vollständig von Navigationssystemen abhängig und daher benutzbar sind. In der Luft ist es besonders schlimm: Nur einige wenige ältere Modelle und Trainingsflugzeuge, wo das Navigationssystem bewusst lahm gelegt werden kann, sind flugtauglich. Das Regierungsteam in Ottawa ist nicht die einzige Gruppe von Menschen, die in diesen Tagen die Normierung aller Moller - vorangetrieben durch die Moller Inc. in den USA - verflucht, die alle gängigen Modelle so eng mit den Satellitennavigationssystemen koppelt, dass sie ohne diese nicht flugfähig sind.

Obwohl man für die Armee einige wenige Funkgeräte auftreibt (meist von Amateurfunkern oder reaktiviert aus Museen!), ist der Versuch, mit den Militärstützpunkten Kontakt aufzunehmen, nur vereinzelt erfolgreich. So kann man zwar mit der Toronto Air Base Funkkontakt herstellen, auch

²⁰ All Terrain Recreational Vehicle: Ein kleines elektrisch betriebenes Bodenfahrzeug, das in erster Linie für den Einsatz in mollerfreien Zonen gedacht ist: in vielen Ländern wurden große Bereiche, mindest jedoch die Nationalparks und Naturreserve, zu solchen Zonen erklärt.

mit der in Calgary und anderen Orten, aber zum Beispiel nicht mit jener in Winnipeg. Als es sich abzuzeichnen beginnt, dass Kanada somit unregierbar geworden ist, versucht man über alle möglichen Kanäle, die Bevölkerung und lokale Institutionen zu benachrichtigen: Dabei erweist sich die veraltete Methode, von den wenigen intakten Flugzeugen Flugblätter abzuwerfen, als besonders effizient. Freilich kann nur mehr ein Teil der Bevölkerung diese selbst lesen, da 2050 Lesen und Schreiben in den kanadischen Schulen Freifach wurde. Die wichtigste Information in den Flugblättern ist einfach: Die Bundesregierung kann erst wieder tätig werden, wenn eine vernünftige Kommunikations- und Transportinfrastruktur zur Verfügung steht. Bis dahin werden alle Angelegenheiten den lokalen Behörden, den Stadt-, Gemeinde- und Bezirksverwaltungen übertragen.

Und nun fliegt also ein Flugzeug über das nächtliche Ottawa und er, der PM, wird aufgeweckt und soll entscheiden, ob man etwas unternehmen soll: »Was sollen wir denn groß unternehmen?«, spekuliert er vor sich hin, »wir können Leuchtraketen abschießen oder Leuchtfeuer an einem der Flughäfen zünden, als Einladung zu landen. Wir können eines unserer Flugzeuge starten lassen ... Aber was dann? Wenn sie nicht landen wollen, wollen wir sie dann abschießen? Das ergibt keinen Sinn. Gebt den Auftrag zu versuchen, Funkkontakt mit ihnen herzustellen. Wenn wir Glück haben, haben sie ein aktives Funkgerät. Vielleicht erhalten wir neue Informationen. Da sie von Osten kommen, wissen sie wahrscheinlich, wie es in Neufundland und PEI²¹ aussieht. Ansonsten«, er zuckt die Schultern, »können wir ihnen nur viel Glück wünschen, was immer sie vorhaben.«

So geschieht es, dass das Funkgerät im Flugzeug sich meldet, als sie Ottawa schon ein Stück hinter sich gelassen haben. Der anschließende Informationsaustausch mit dem Büro des Premierministers ist ernüchternd. Die Regierung hat mehr oder minder alle Aktivitäten lokalen Einrichtungen übertragen und weiß nur, dass der Zusammenbruch offenbar ganz Nordamerika betrifft. Dass die Situation in Neufundland einigermaßen geordnet erscheint, ist das einzige Stück neue Information, das Greg mitteilen kann. Sie erklären, dass das Flugzeug nur mehr beschränkt einsatzfähig ist, eine Landung daher nicht in Frage kommt und sie auf dem Weg nach Alberta sind. Man wünscht sich gegenseitig Glück und vereinbart, in einigen Tagen wieder Kontakt zueinander aufzunehmen. Als »Abschieds-

²¹ PEI = Prince Edward Island, die kleinste kanadische Provinz.

geschenk« bittet Greg um die Regierungslosung für diesen Tag, den 14. Juni 2080, für Notfälle. Es vergeht geraume Zeit, bis die Antwort kommt: »Obwohl Sie Marineoffizier sind, ist Ihre Bitte sehr ungewöhnlich, da Sie jetzt ja kaum dienstlich unterwegs sind. Aber die Zeiten sind ungewöhnlich und der PM akzeptiert Ihren Flug als Erkundungsflug, also darf ich Ihnen die Losung durchgeben.«

Greg bedankt sich, versichert, die Losung nicht zu missbrauchen und beim nächsten Kontakt zu berichten, ob und wie er sie gegebenenfalls verwenden musste. Frank denkt bedrückt: Auch die Bundesregierung setzt (notgedrungen?) auf Regionalisierung und damit Abschottung. Wie soll es jemals wieder wie früher werden?

Die weitere Flugroute führt nördlich von Toronto über einsames Gebiet nach Winnipeg, die nächsten vier Stunden sind eintönig. Greg legt sich zu den anderen schlafen, Frank leistet Georg, der keine Müdigkeit zu kennen scheint, Gesellschaft im Cockpit.

Im ersten Morgengrauen liegt schließlich Lake Winnipeg unter ihnen. Eine Welle von Erinnerungen durchflutet Frank. In einer kleinen Hütte in einer Bucht da irgendwo unter ihnen hat er vor fünf Jahren eine romantische Woche mit seiner Freundin Greta verbracht. Er erinnert sich noch deutlich an jenen Tag, an dem es ununterbrochen regnete. Es war ein Tag für Verliebte, wo es keinen Grund zum Aufstehen gegeben hat. Gegen Mittag haben sie sich kurz aufgerafft und eine Suppe gekocht, in die sie einfach Gemüse und Fisch hineingaben. Lange sind sie anschließend bei der dampfenden Suppe an einem wackligen Tisch gesessen. Während sie mehrere Gläser Wein getrunken haben, hat Greta ein Stück aus ihrem »gegenwärtigen gemeinsamen Buch« vorgelesen, dann sind sie wieder ins Bett zurückgekröchen und haben weitergemacht, wo sie vorher aufgehört hatten. »Warum denke ich noch immer mit so viel Liebe und Wehmut an Greta?«, macht sich Frank Vorwürfe. Sie haben seit drei Jahren keinen Kontakt, seine Frau hat ihm die lang dauernde Liebesaffäre verziehen und er kann sich keinen besseren Partner vorstellen als Melissa. Und doch: Er wird Greta nie ganz vergessen können. Wie ist es möglich, dass sie nicht einmal mehr auf E-Mails antwortet, ja ihm verboten hat, welche an sie zu schicken? Wie kann sie diese schönen Jahre so ganz auslöschen und ignorieren?

Da reißt ihn Georg aus seinen Grübeleien. »Frank, du solltest Greg wecken. Mir gefällt das gar nicht.« Erst jetzt sieht Frank die

beiden schwarzen Punkte, die sich nähern, sieht Linien, die vom Boden in die Höhe wachsen. Man feuert offenbar Warnschüsse in die Luft, eine deutliche Aufforderung nicht weiterzufliegen. Frank versucht Funkkontakt mit einer Bodenstation oder den sich nähernden Flugzeugen herzustellen: Vergeblich!

Daher weckt er hastig seinen Bruder und erklärt ihm die Situation. »Was sollen wir tun?« Greg ist die Ruhe selbst. Dennoch braucht er keine Minute, um eine Entscheidung zu treffen. »Georg, bitte nimm Kurs Richtung Süden, Militärflughafen, wackle mit den Flügeln als Gruß und Zeichen, dass wir die Warnung beachten, und zeig mir, wie ich mit den Scheinwerfern des Flugzeugs blinken kann. Ich werde versuchen zu morsen.«

Inzwischen sind die beiden Kampfflugzeuge bereits sehr nahe. Das eine schießt mit einem Maschinengewehr über das Flugzeug. Das ist ein mehr als deutliches Signal, auf Sinkkurs zu gehen. Greg beginnt inzwischen eine kurze Morsebotschaft mit der Tageslosung zu senden, er hat damit jedoch keinen Erfolg! Greg runzelt die Stirne: »Das verstehe ich nicht.«

Auf einmal entkommt ihm ein erleichtertes »Ach so!«. Noch einmal sendet er eine gemorste Botschaft und diesmal ist die Wirkung offensichtlich. Beide Flugzeuge drehen ab, wackeln mit den Flügeln und eines schießt eine grüne Leuchtrakete ab. Das Feuer vom Boden, das ihnen den Weg nach Westen verlegt hat, wird schlagartig eingestellt. Das zweite Flugzeug schießt eine orange Leuchtrakete ab. Greg lacht auf. »Können wir das auch?«, erkundigt er sich bei Georg. Dieser drückt nickend auf den entsprechenden Feuerknopf.

Georg dreht wieder auf Westkurs und steigt auf die normale Flughöhe. »Was war das?«, erkundigt sich Frank. Georg lächelt, er hat offensichtlich verstanden, was sich abspielte! Greg erklärt: »Ich habe zunächst die heutige Tageslosung gemorst, die besagt, dass wir im Auftrag der Regierung unterwegs sind. Und ich war verblüfft, dass sie nicht akzeptiert wurde. Dann habe ich mich an den Funkkontakt beim Überfliegen von Ottawa erinnert und dass die Zentralregierung nicht mehr Kontakt mit allen Stützpunkten hat. Also habe ich die letzte gültige Losung vor dem Zusammenbruch gemorst, die ich als Kapitän einer Fregatte ja kannte. Und das hat funktioniert. Die grüne Rakete bedeutete für uns und die Bodenstation: ‚Freier Flug, alles okay‘, und die orange etwa: ‚Die Unannehmlichkeiten tun uns

Leid, alles Gute.' Das habe ich erwidert. - Es sind jetzt noch ca. vier Stunden bis Calgary. Ich glaube du solltest dich jetzt ein bisschen ausrasten, Frank. Vor und bei der Landung sollten wir alle fit sein.«

Als auch die Langschläfer aufstehen, überqueren sie gerade die Grenze zu Alberta. Der Himmel zieht immer mehr zu, Georg muss auf Sicht fliegen und verringert seine Flughöhe. Bei 1.500 Meter, noch immer im dichten Nebel, ohne jede Sicht, wird er allmählich unruhig. Er ist nur mehr wenige hundert Meter über dem Boden! Da reißt der Nebel auf und unter der Wolkendecke sieht man die Millionenstadt Calgary mit ihren Wolkenkratzern und dem bescheiden wirkenden Huskey Tower²², dahinter die Foothills und noch weiter im Westen die schneebedeckte Barriere der Rocky Mountains. Etwas weiter südlich ist die pyramidenförmige Spitze des Mt. Assiniboine zu sehen, des »Matterhorns Kanadas«. Und über all diesen Bergen wölbt sich ein blauer, wolkenfreier Bogen, ein herrlicher »Chinook Arch«. Dieser Bogen überrascht sie, da er eher ein Winterphänomen ist, wenn die Meeresluft vom Pazifik an der Westflanke der Berge aufsteigt, meterhoch Schnee abwirft, sich beim Herabsenken erwärmt und als Sturm ein Stück in die Prärie fegt. Durch solche regelmäßige Föhneinbrüche wird der sonst harte Winter in der Nähe der Berge immer wieder unterbrochen. Dass heute Chinook-Bedingungen herrschen, bedeutet, dass die Temperatur ungewöhnlich kühl für Mitte Juni sein muss und dass mit starkem Wind zu rechnen ist. Georg, der möglichst positiv klingen will, erklärt sofort, dass der Sturm vielleicht helfen kann. Wenn sie einen Landeplatz finden, der Richtung Westen zeigt, und wenn gegen den Sturm gelandet werden kann, sinkt die relative Landegeschwindigkeit stark, was ein großer Vorteil ist. Georg verschweigt, dass die meisten ebenen Flächen in den Foothills, wo sie landen müssen, von Süden nach Norden verlaufen und damit eine Landung bei starkem Querwind heikel ist.

»Wie stark ist der Sturm?«, erkundigt sich Georg bei Frank, während er nun seine ganze Aufmerksamkeit auf die Steuerung des Flugzeugs richten muss. Franks XP, der die Verringerung der relativen Bodengeschwindigkeit gemessen hat, antwortet anstelle

²² Der Huskey Tower mit der üblichen rotierenden Aussichtsplattform und dem Restaurant war nach seinem Bau in den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zunächst ein Wahrzeichen von Calgary, steht jedoch jetzt, 120 Jahre später, im Schatten riesiger Hochhäuser - und aus Nostalgiegründen unter Denkmalschutz.

von Frank. »Windgeschwindigkeit bei 90 km/h, bei guter Bodenbeschaffenheit kaum böig.« Das Rütteln des Flugzeugs scheint diese Aussage nicht zu bestätigen.

Plötzlich taucht seitlich ein Jagdflugzeug auf. Mit Spurmunitition wird unmissverständlich eine sofortige Landung verlangt! Wieder morst Greg, zuerst die alte Losung, dann die Tageslosung. Beide erzielen keine Wirkung. Da meldet sich das Funkgerät: »Düsenfrachter DF 103, bitte sofort landen.«

Es entwickelt sich ein intensives Gespräch zwischen der Bodenstation und Greg. Alle Argumente von Greg - die Gebrechlichkeit des Flugzeugs, sein hoher Rang in der Marine, der »Regierungsauftrag« (Losung!) - werden vom Tisch gewischt: »Wir können über alles reden, aber erst am Boden.« Schon sehen sie die erste größere Siedlung westlich von Calgary, Cochrane. Greg täuscht eine immer schlechtere Funkverbindung vor und schaltet schließlich den Sendeteil des Funkgerätes ganz ab. Als Antwort beginnt das Jagdflugzeug zu schießen. Greg ruft Georg zu: »Kurs nach Norden ändern. Nach drei Minuten in die Wolkendecke steigen. Wir müssen die Verfolger glauben machen, dass wir nach Red Deer oder Edmonton wollen. Sie sehen in den Wolken so wenig wie wir. Sind wir erst nicht mehr sichtbar, machen wir einen Schwenk um 180 Grad nach Südwesten und versuchen, möglichst nahe bei Bragg Creek aus den Wolken herunterzustoßen.«

Georg grummelt: »Wie soll ich das ohne Sicht schaffen?« Aber Greg lacht: »Weil du gut bist!« Die nächsten drei Minuten mit bewusst unruhigem Nordkurs, um kein gutes Ziel abzugeben, vergehen langsam. Einige Schüsse treffen das Flugzeug, doch scheinen sie keine Wirkung zu erzielen. »In die Wolken«, kommandiert Greg, als die Verfolger zu nahe kommen.

Georg zieht das Flugzeug hoch und wird damit »unsichtbar«. Er fliegt eine große Kurve, zuerst nach Westen, dann nach Süden. Er rechnet mit einem Abdriften des Flugzeugs durch den Sturm, hat aber große Bedenken, zu nahe an die höheren Berge zu geraten. Ein Loch in der Wolke zeigt einen Augenblick lang den charakteristischen Berg »Devils Thumb« und hilft bei der Orientierung. Plötzlich sind sie aus den Wolken und nur wenige Kilometer westlich ist der Kletterberg Calgarys, der Yamnuaska²³, sichtbar. Nun geht es über den Beginn des Kannanaskis-Tals, dann über die Sibbald

Flats. Hier will Georg die Bergrücken zum Oberlauf des Elbow-Flusses überqueren, aber die Wolken hängen zu tief. Er muss ein Stück nördlich ins größere Bow-Tal ausweichen, bis er mit einer scharfen Kurve nach Südwesten wieder in die Berge fliegt. Unter ihnen liegt der Parkplatz von Bragg Creek. Hier stehen an normalen Wochenenden Tausende Moller von Besuchern aus Calgary, die sich an dieser Stelle (wo die mollerfreie Zone beginnt) ein ATRV mieten, um damit zum Beispiel zu den Elbow-Wasserfällen zu fahren. Auch jetzt stehen einige Moller auf dem Parkplatz, sicher fluguntaugliche. Offenbar wurden einige Besucher, die in einer der Lodges in und um Bragg Creek urlaubten, von dem Zusammenbruch überrascht und kommen jetzt nicht mehr weg. Damit ist es aber klar, dass sie hier nicht landen können.

Melissa schickt ihrem Bruder Alex telepathisch diese Information und dass sie in der Nähe des Rangers versuchen werden, eine geeignete Wiese zu finden.

Alex hat eine Botschaft erwartet und empfängt Melissa deutlich. Er ist verzweifelt, dass er ihnen nicht raten kann, ein Stück weiter hinten im Tal, hangaufwärts, zu landen, wo es keine für ATRVs benutzbaren Wege gibt. Zu viele unangenehme Gestalten treiben sich zurzeit mit ihren ATRVs in den Foothills herum, mit Jagdgewehren bewaffnet. Diese Gegend ist noch in ATRV-Reichweite von Calgary und Gruppen von jungen Menschen haben sich fast bandenähnlich zusammengetan und benutzen den Zusammenbruch jeder Ordnungsmacht, um andere Menschen auszurauben und zu belästigen.

Georg steuert das Flugzeug dem Elbow-Fluss folgend aufwärts. Das Wasser glitzert unter ihnen einladend kristallklar.

Nun geht alles sehr schnell, zu schnell: Schon kommen die Bibertümpel unterhalb der Ranger Station in Sicht und die Wiese, die sie für eine Landung in Betracht gezogen haben. Greg schaut Georg fragend an. Dieser schüttelt den Kopf. Der Seitenwind ist hier zu stark. Nun wird die Situation kritisch, denn das Tal verengt sich und ein Umdrehen ist nicht mehr möglich. Beim Steigen werden sie in undurchdringlichen Nebel eintauchen, umgeben von gefährlich hohen Bergen. Schon sehen sie rechts den Moose-Mountain und

²³ Yamnuaska ist einer indianischen Sage nach die blinde Tochter des Chinook. Damit wird auch begründet, warum der warme Wind Chinook immer wieder über die Berge kommt: Er besucht seine blinde Tochter. (Seite 23)

weiter vorne die Stelle, wo die Straße vor den Wasserfällen das letzte Mal bis zum Elbow (und zu einem Zeltplatz) hinunterführt und wo nicht viel weiter ein unscheinbares Tal nach rechts abzweigt. Dort, wo sich dieses erweitert, ist die Ranch, nur ist das Tal für einen Durchflug viel zu eng.

Frank, der die Gegend gut kennt, dirigiert Georg: »Vor dem nächsten Tal musst du scharf nach Westen hangaufwärts halten. Da liegen einige Hochwiesen!«

»Ich hoffe, die Wiesen sind gut genug«, murmelt Georg, »wenn der Hang zu steil wird, können wir weder schnell genug Höhe gewinnen noch abdrehen.«

Kaum dreht Georg das Flugzeug mit ausgefahrenen Landeklappen und Fahrgestell und mit minimaler Geschwindigkeit nach Westen in den Wind, scheint das Flugzeug fast zum Stillstand zu kommen. »Der Wind ist so stark, dass wir nur 30 Kilometer relativ zum Boden fliegen«, jubelt Georg. Und da liegt vor ihm auch schon eine passende Wiese. »Nein, nicht die«, ruft Frank, »es kommt noch eine bessere.« Georg gehorcht widerwillig. Der Hang ist mit Fichten und Föhren bewachsen und wird steiler, Georg ist gezwungen, die Düsen auf stärker zu fahren, um etwas Höhe zu gewinnen. Trotzdem sind sie nur wenige Dutzend Meter über den Baumwipfeln. Alle sind totenstill, nur die Düsen dröhnen, der Wind heult. »Hier«, ruft Frank und zeigt auf eine kleine aufwärts gehende Lichtung schräg vor ihnen. Georg sieht die Stelle mit Befriedigung, schwenkt hinüber und sinkt. Die Lichtung ist schon unter ihnen und er setzt noch immer nicht auf. »Landen, landen!«, brüllt Frank. »Lass mich nur«, entgegnet Georg ruhig. Er berührt erst im letzten Drittel den Boden. Der starke Gegenwind hat die Landegeschwindigkeit auf unter 30 km/h verringert, der aufwärts gerichtete Hang bremst sie weiter ab, langsam nähert sich das Flugzeug dem Ende der Wiese. Da beschleunigt Georg zum Entsetzen aller wieder, rollt in die niedrigen Espenbüsche, die am oberen Rand stehen, hinein und dreht dann das Flugzeug um 180 Grad, sodass es wieder mit der Nase hangabwärts zeigt. Nun bleibt er endgültig stehen.

»Warum hast du das gemacht?«, fragt Frank fassungslos. »Ich muss das Flugzeug verstecken ... Es sind einige ATRVs unterwegs ... Ich traue den Menschen nicht so recht, in solchen gesetzlosen Zeiten am wenigsten. Zweitens wollte ich das Flugzeug so positionieren,

dass ich notfalls wieder wegfliegen kann. Bei Windstille oder Wind aus Osten müsste ich, wenn das Fahrwerk unbeschädigt ist, wieder starten können. Wir haben noch Benzin für fast 15.000 Kilometer an Bord. Wer weiß, wofür das noch gut sein kann.«

Greg und Frank bewundern diesen Weitblick Georgs. Ja, wer weiß schon, was noch auf sie zukommen wird. Melissa und Felitsa haben inzwischen ihren Bruder Alex telepathisch genau informiert, wo sie unverseht gelandet sind. Sie werden sich auf den Weg zu seiner Ranch machen, was aber bei etwa 15 Km durch unwegsames Gelände wohl vier Stunden benötigen wird. Zudem haben sie wertvolle Ausrüstung im Flugzeug, die sie jetzt nicht mitnehmen können.

Georg untersucht das Flugzeug genau. Man sieht einige Dellen von Geschossen, aber keine Löcher und das Fahrgestell ist unbeschädigt. »Ich bin sicher, dass ich mit diesem Vogel fliegen kann, wenn es notwendig ist!« Georg besteht darauf, das Flugzeug durch zusätzliche Fichtenäste (die nur langsam verdorren und daher lange keine Aufmerksamkeit hervorrufen werden) zu tarnen, bevor er ein Schild - »Betreten bei Lebensgefahr verboten! Selbstschussanlage« - anbringt und das Flugzeug sorgfältig versperrt. Erst dann setzt sich die kleine Karawane mit gepackten Rucksäcken in Bewegung. Voran Frank mit Melissa und den Kindern, dann Greg mit Felitsa, dahinter Keith und Mandy, die sich offenbar recht gut verstehen, und Georg bildet den Abschluss. »Ich hoffe, Alex kommt uns zu Hilfe. Es liegt nämlich ein unangenehmes Felsband zwischen uns und seiner Ranch und ich bin unsicher, ob wir da hinunterkommen.«

Nach einer Stunde erreichen sie das beschriebene Felsband. Es ist sogleich klar, dass nur gute Kletterer diese Stelle bewältigen können. Frank erklärt: »Ich klettere hinunter und gehe möglichst rasch zur Ranch um Hilfe. Ihr bleibt hier, Greg hat das Kommando. Es ist noch nicht Mittag, leider recht kühl, aber ihr habt alle einen Biwaksack. Wenn ich mich beeile, bin ich in längstens fünf Stunden mit Hilfe zurück. Aber vermutlich stoße ich ja schon früher auf Alex, sofern er die telepathische Nachricht empfangen hat.«

»Besteht nicht die Gefahr, dass die Gruppe mit Alex an dir vorbeiläuft und du nichts davon merkst, weil der Wald zu dicht ist oder ihr recht verschiedene Wege wählt?«, meint Keith. »Nein, keine Angst. Es gibt nur einen vernünftigen Weg in die Schlucht hinunter und durch sie zur Ranch«, beruhigt Frank. Melissa mischt sich ein:

»Frank kennt sich hier sehr gut aus. Ihr braucht keine Bedenken zu haben. Wir kochen jetzt heißen Tee und Suppe auf dem Spirituskocher und setzen uns unter den überhängenden Felsen dort, der uns notfalls auch vor Regen schützen wird. Frank, wir sind okay hier, aber schau, dass du bald Hilfe bringst.« Sie küsst und umarmt Frank liebevoll. Dann beginnt dieser seinen Abstieg.

Weniger als 30 Minuten später läuft er seinem Schwager Alex in die Arme, der ihm mit einer stattlichen Gruppe von Männern entgegenkommt. Alex strahlt über das ganze Gesicht: »Also, dass ihr es geschafft habt, in diesen chaotischen Zeiten von Neufundland hierher zu kommen, ist eine Meisterleistung. Ich bewundere euch!« Frank erklärt, dass es Greg zu verdanken ist, der alles hervorragend organisiert hat. »Wir haben Pferde und inzwischen werden auch schon ATRVs auf uns warten, für alle, die nicht mehr reiten können.«

»Du weißt von Felitsa?«, wundert sich Frank.

»Du meinst, dass sie schwanger ist? Da ist eben Telepathie doch ein Vorteil. Ich weiß von euch viel mehr, als ihr von mir«, grinst Alex. »Nun aber Schluss mit dem Reden. Ich will meine Schwestern sehen und auf der Ranch wird schon ein Festessen zubereitet.«

Wenige Stunden später sind alle bei der Ranch. Das gegenseitige Umarmen und Erzählen will kein Ende nehmen! Schließlich räuspert sich Alex: »Wir haben auch noch einige Gäste, die auf Besuch waren ... Wir sind ja auch eine Gästeranch ... Durch den Zusammenbruch sind sie bei uns gestrandet. Ich habe sie gebeten, im Kaminzimmer auf uns zu warten und mit uns auf ein gutes Zusammenleben anzustoßen, wie lange es auch immer dauern möge.

Als sie das Kaminzimmer betreten, bleibt Frank fast das Herz stehen: Unter den Gästen ist Greta, SEINE Greta, die er über alles liebte und die ihn nicht nur verließ, sondern dann jeden Kontakt verweigerte. Neben ihr sitzt ein etwa dreijähriger Junge. »Das muss ihr Sohn Clemens sein«, durchfährt es Frank. Greta ist so überrascht wie er und wird bleich wie ein Gespenst.

Im Trubel der Begrüßung fällt niemandem auf, wie eigentümlich sich Frank und Greta benehmen, wie sie sich förmlich mit »Frau Weiser« (das ist ihr angeheirateter Name) und »Herr Schangl« anreden, bis Alex fröhlich verkündet, dass man hier mit allen per du ist. Frank ist froh, dass Greta nicht mit ihrem Mädchennamen vorge-

stellt wurde, denn so weiß Melissa nicht, dass diese Greta jene junge Frau ist, die ihre Ehe fast zum Scheitern gebracht hat.

Beim Festessen, Ranch Style Barbecue, entspannt sich die Situation etwas, aber Greta und Frank bleiben auf Distanz. Frank trinkt mehr als üblich. Melissa freut sich, als sie merkt, dass er wieder lockerer wird, und schreibt alles den Aufregungen der letzten Tage zu.

Die erste Nacht wird für Frank eine Nacht des Herumwälzens. Vieles geht ihm durch den Kopf: Wie kommt Greta hierher? Wo ist ihr Mann? Haben sie sich getrennt? Sie ist noch immer so hübsch wie eh und je, vielleicht noch hübscher, reifer, interessanter! Wie wird das werden, wenn sie jetzt Wochen, vielleicht Monate auf engem Raum zusammenleben werden? Soll er mit Melissa reden? Er will Melissa weder verletzen noch verlieren, aber es drängt ihn auch, mit Greta zusammen zu sein, sie zu umarmen. Er ist verzweifelt, dass Greta hier ist. Oder ist er glücklich?

Auf der Ranch in Alberta

15. Juni 2080

»Was ist mit dir los, Liebling?«, begrüßt am Morgen Melissa Frank, als dieser später als sie zum Frühstück kommt. »Du warst heute die ganze Nacht sehr unruhig.«

»Entschuldige, wenn ich dich gestört habe, aber mir ging so viel durch den Kopf. Ich hoffe nur, dass ich nicht eine Verkühlung ausbrüte.«

Melissa schaut ihn leicht besorgt an: »Ich hoffe, du bleibst mir gesund! Und die Zeit, wo du um uns und die Zukunft Angst haben musstest, ist vorbei. Wir sind hier bei Alex gut aufgehoben. Er sagt, er will uns Neuankömmlingen nach dem Frühstück erklären, wie die Situation genau ist.«

Alex kommt wenig später, mit Greta am Arm. Ein Stich durchfährt Frank. Alex wirkt fröhlich. »Ich habe Jahre gebraucht, um über den Tod meiner Frau hinwegzukommen. Aber nun geht es mir schon einige Zeit besser. Und dann habe ich in Edmonton dieses hübsche Mädchen kennen gelernt«, er umarmt und küsst Greta. »Wir verstehen uns so gut, dass sie jetzt schon das dritte Mal hier ist. Vielleicht ist es Schicksal, dass sie nun durch den Zusammenbruch hier gestrandet ist. Aber ... wir haben noch keine festen Pläne, ich habe sie auch noch nicht gefragt, ob wir zusammenbleiben wollen.

Hat alles noch ein bisschen Zeit, Greta, oder?« Alex lacht sie an und zieht sie wieder an sich. Greta lächelt.

»Moment«, meint da Melissa, »als Schwester darf ich sicher neugierig sein. Greta, da war doch gestern ein herziger Bub bei dir, ist das deiner?« Greta nickt. »Und Alex ist sein Vater?« »Nein«, antwortet Greta, es klingt zuerst fast verlegen, aber dann sagt sie klar und ganz offen: »Ich bin verheiratet und Clemens stammt aus dieser Ehe. Mein Mann und ich haben uns so auseinander gelebt, dass wir vor etwa einem Jahr beschlossen haben eine ‚Ehepause‘ einzulegen. Er ist Hutterer und zurzeit wieder auf seinem Bruderhof, wie die Huttererkolonien heißen. Wie Alex sagte: Wir verstehen uns sehr gut, aber wir haben beide keine endgültige Entscheidung getroffen.«

Frank hat das Gefühl, dass diese deutliche Aussage - »Nicht nur du musst dich erst entscheiden, auch ich« - Alex nicht besonders gefällt, aber wenn das so ist, dann steckt Alex das schnell weg und erzählt: »Ich glaube, wir alle verstehen die allgemeine Lage. Sie ist, mit Ausnahmen, schlimm. Wir sind hier eine Ausnahme, wie ich euch dann gleich erklären werde. In Calgary gibt es nicht nur Plünderungen, Raub und Diebstahl, sondern schon ein richtiges Bandenunwesen, das man selbst in den Foothills bei uns noch merkt. Auch gibt es eine steigende Burgmentalität: Gruppen von Bürgern, vor allem solche, die schon vorher in gesicherten Siedlungen gelebt haben, schließen sich paramilitärisch zusammen und lassen keine Fremden mehr in ihre Gegend. Letztlich machen wir genau dasselbe, nur sind wir gut ausgerüstet und hier viel sicherer.«

Er fährt fort: »Wie ihr vermutlich alle wisst, gibt es nur einen guten Zugang hierher: durch die Schlucht. Dabei muss man einige querende Schluchten überwinden. Die Brücken über diese haben wir gesprengt, haben aber hier auf der Ranch Leichtmetallbrücken, die wir kurzfristig auf- und abbauen können, wenn das notwendig wird. Hier auf der Ranch haben wir Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Geflügel, genügend Weideflächen für die Rinder und große Kartoffeläcker, um uns und die Schweine«, er lächelt, »versorgen zu können. Wir haben einen kleinen Gerstenacker (Brot wird also auch verfügbar sein, aber nicht in Unmengen), Gemüse und Obst. Na ja, was halt hier wächst. Beim Obst reicht es nur zu kleinen sauren Äpfeln und Mostbirnen, aber es gibt im Herbst viele Arten von Beeren. Dazu kommen Haselnüsse, Pilze, gute Forellen und reichlich Wild.

Wir grenzen ja direkt an den Nationalpark. Kurzum, wir haben essensmäßig keine Sorgen. Es gibt hier ein kleines eigenes Wasserkraftwerk, wie ihr sicher bemerkt habt, herrliches Wasser, Munitionsvorräte für die Jagdgewehre auf Jahre, eine reich bestückte Bibliothek von Multimediaproduktionen und vieles mehr. Für den Transport haben wir Pferde und ATRVs, mit einem beachtlichen Vorrat an Treibstoff, wir haben Konserven, Reis, Schokolade usw. in großen Mengen unverderblich eingelagert und wir haben eine gut eingerichtete Werkstatt mit einem Sortiment von Ersatzteilen. Ich glaube, ich gerate da unserem Vater nach und bin immer auf das Schlimmste vorbereitet. Das Schlimmste ist nun wohl eingetreten, denn um uns herum herrscht Chaos. Notfalls müssen wir dieses Tal gegen Eindringlinge verteidigen, doch sind wir, das heißt ich und meine Männer und Frauen, die auf der Ranch arbeiten, darauf vorbereitet. Was uns fehlt, ist gute medizinische Versorgung. Es kann auch sein, dass wir im Winter alle den Lagerkoller bekommen. Aber ich glaube, wir sind bestens ausgerüstet. Wahrscheinlich genauso gut wie unser Vater und vermutlich wenig schlechter als die Regierungsoberhäupter, die atombombensichere Zufluchtsorte haben.«

»Wie lange, glaubst du, Alex, werden wir hier sein müssen?«, erkundigt sich Mandy. »Meine Eltern sind in Edmonton. Es geht ihnen bestimmt nicht so gut wie uns hier, aber ich denke, ich muss doch versuchen irgendwie zu ihnen zu kommen.« Alex schaut Mandy lange an: »Wenn deine Eltern keine sichere Zuflucht und keine umfangreichen Vorräte haben, wird es ihnen bald nicht gut gehen.« »Sie haben ein großes Grundstück und ein Ferienhaus, eher schon ein Feriengebäude, mit unterirdischem Bunker in der Nähe von Nordegg. Ich bin sicher, dass sie inzwischen dort sind. Mein Vater hat immer gesagt, dass wir dort problemlos sechs bis acht Monate überleben könnten ... Reicht das deiner Meinung nach?«

Alex antwortet vorsichtig: »Das ist sicher mehr, als die meisten haben. Es klingt so, als würde es vielleicht bis ins nächste Frühjahr reichen. Fragt sich nur, ob sie unbelästigt bleiben oder überfallen werden und ob sie sich bei einem Überfall wehren können ... Ausführliche Simulationen mit meinem XP ergeben, dass nach dem nächsten Winter nur mehr etwa zwei Prozent der gegenwärtigen Bevölkerung in Alberta leben und einige verzweifelt und zu allem entschlossen sein werden. Nach dem übernächsten Winter wird es

keine zusammenhängende Bevölkerung mehr geben, nur da und dort Nester von Menschen, die gut genug vorgeplant haben oder mit hinreichender Durchsetzungskraft (sprich Brutalität) im Begriff sind, jetzt genügend an sich zu reißen.«

Alle schweigen entsetzt. So deutlich hat das Ausmaß der Katastrophe noch nie jemand ausgesprochen. Mandy gibt nicht auf: »Du meinst damit, dass alle anderen Menschen sterben werden, verhungern oder erfrieren?«

»Ich fürchte, sehr viele. Viele werden auch den Weg nach Süden antreten. Das Überleben in wärmeren Klimazonen (wenn man von Wüsten absieht) wird leichter sein als in den kalten Gegenden der Erde. Außerdem gibt es noch eine Unbekannte ...«, Alex stockt und will nicht weiterreden.

»Was ist die Unbekannte? Sprich weiter!«

»Mein XP sagt mit einer Wahrscheinlichkeit von 98 Prozent, dass der Zusammenbruch bewusst herbeigeführt wurde. Mit 96 Prozent Wahrscheinlichkeit wurde er von einer Gruppe sehr gründlich vorbereitet und diese Gruppe wusste, was sie anrichtet. So eigentümlich diese Gruppe auch denken mag, sie hat sicher für sich selbst vorgesorgt und hat vielleicht auch irgendwelche großen Pläne, die alles wieder ändern könnten.«

»Welche Pläne meinst du?«, fragen mehrere gleichzeitig. »Ich will darüber nicht spekulieren«, schwächt Alex ab, »aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es in zwei Jahren so wenige Menschen, dass wir problemlos die Ranch verlassen können. Bis dahin ist es gefährlich.«

Alex bittet Frank und Greg, sich auf eine leichte Klettertour vorzubereiten. Sie reiten zunächst ein Stück flussabwärts, bis sie zu der Stelle kommen, wo man seit 150 Jahren vor »Giftgas aus dem Boden²⁴« gewarnt wird und wo früher der öffentlich zugängliche Weg zu einer Eishöhle war. Hier binden sie die Pferde an und steigen über die Geröllhalde bis zum Eingang der Eishöhle hinauf, weichen dann aber nach rechts entlang einer Felswand aus. Bei einer kaum merkbaren Rille deutet Alex nach oben: »Hier müssen wir hinauf.«

Angeseilt und von Haken zu Haken geht es langsam aufwärts. Nach mehr als einer Stunde stehen sie auf einem schmalen Felsband. An einer Stelle wachsen hier, wie es scheint, direkt aus dem Felsen heraus, einige Fichten. Alex drängt sich durch, die Freunde folgen

²⁴»Poison gas valley« mit den einzigen allgemein bekannten Eishöhlen in der Nähe Calgarys.

ihm überrascht. Alex bückt sich, gibt jedem eine Taschenlampe und einen Helm. Vor ihnen tut sich ein kleiner Schlitz im Kalkfelsen auf. »Willkommen beim Eingang meiner Höhle.« Der Eingang ist mühsam: Zuerst schmal, wird er zwar dann etwas breiter, aber es gibt keinen Boden, sondern man geht mit gespreizten Beinen über einem tiefen Spalt, der sich nach unten verjüngt. Greg hat das unangenehme Gefühl: »Wenn ich hier ausrutsche, dann falle ich ein Stück nach unten und verklebte mich so, dass ich nie mehr herauskomme.« Nach zwanzig Metern mündet der Spalt in eine Höhle mit sandigem Boden; sie scheint breit und tief in den Felsen hineinzugehen. Irgendwoher hört man etwas plätschern. Da greift Alex an einer bestimmten Stelle in die Wand und plötzlich wird es fast taghell. Frank und Greg kommen sich vor wie in der Höhle des Alibaba! In strahlendem Licht sehen sie eine fußballfeldgroße Höhle mit vielen Seitennischen; teils ist sie bequem wie ein Wohnzimmer eingerichtet, teils sieht sie wie ein Lagerhaus aus. Alex lacht über das Staunen seiner Schwager: »Hat euch Christina erzählt? Unser Vater hat auch eine Höhle in den Bergen von Konitsa als letzten Zufluchtsort. Das liegt also in der Familie. Ich habe das hier auf 1.000 Menschentage ausgelegt, also etwa zehn Menschen für zirka acht Monate. Im Hintergrund hört ihr einen Bach plätschern. Der sorgt für gutes Trinkwasser und dort ist auch die Turbine, die Strom für Licht, Heizung, Kochen und UV-Licht erzeugt. Und noch ein Pluspunkt: Dort ist ein großer Eisstock, der ein herrliches Kühldepot abgibt. Sonst ist auch alles da, was man unbedingt braucht. Hier in diesem Buch steht die Inventarliste und wo sich alles befindet. Wenn es wirklich einmal notwendig sein sollte, können wir uns hierher zurückziehen. Durch die Klettertour und den engen Spalt ist man uneinnehmbar.«

Frank und Greg staunen mehr und mehr, als sie die Höhle und die Vorräte genauer inspizieren. Schließlich meint Greg: »Die Klettertour und der Eingang sind für Kinder oder Ängstliche kaum zu bewältigen. Wie sollen die heraufkommen?« Alex lächelt: »Es gibt ein komfortables Transportsystem, das man von hier hinunterlassen kann, schaut es euch an. Im Notfall muss nur eine Person heraufklettern, der Rest hat es leicht. Gehen wir wieder zurück ... und hoffen wir, dass niemand von uns die Höhle je brauchen wird.«

Schweigsam kehrt die Gruppe zurück. Nach dem Essen bespricht Alex, wie sich jeder zugunsten aller betätigen kann. Ohne dass er darauf drängt, wählt sich jeder einen oder mehrere Bereiche aus und

übernimmt dafür die Verantwortung. Das Gefühl, nun eine passende und doch für alle wichtige Aufgabe zu haben, baut sie auf. Auch Frank fühlt sich besser, bis er sieht, dass Greta mit Alex in dessen Wohnung verschwindet. Er verwünscht seine irrationale Eifersucht. Er hatte Greta ja seinerzeit nahe gelegt, sich jemand anderen zu suchen, als sie ihn auf eine konkrete Entscheidung festnageln wollte. Also, warum dann jetzt seine starken Gefühle?

21. Juni 2080

Seit einer Woche sind die »Neufundländer« nun schon auf der Ranch. Heute ist der erste Tag, wo alle im Freien tätig sind und Frank eine Gelegenheit hat, mit Greta allein zu reden.

»Greta, du weißt, dass ich dich sehr, sehr geliebt habe, noch immer liebe, und es mir furchtbar Leid tut, dass ich dich gehen ließ! Warum hast du dich später so von mir abgekapselt, dass ich nicht einmal mehr E-Mails schreiben konnte? Wir waren doch Jahre glücklich zusammen, kannst du diese Jahre einfach so vergessen?«

Greta schaut Frank lange an. »Frank, du hast mich auf deine Weise geliebt und tust es vielleicht noch immer. Aber du hast dich nie dazu durchgerungen, die Konsequenzen daraus zu ziehen und zu dieser Liebe zu stehen. Du hättest auch letzte Woche diese Chance gehabt. Wenn du vor allen gesagt hättest: ‚Greta, du bist die Frau, mit der ich den Rest des Lebens verbringen will. Mir tut Leid, dass ich anderen damit wehtue, aber du bist mir einfach zu wichtig‘, ich wäre in deine Arme geflogen. Aber du hast nichts getan. Jetzt kommst du, wo wir allein sind, und sagst, dass du mich liebst. Wirst du das auch wiederholen, wenn die anderen zurückkommen? Wirst du das deiner geliebten Melissa antun? Ich wollte keinen Kontakt mit dir, nicht, weil ich dich nicht mehr liebte, sondern weil ich dich zu sehr liebte. Ich wollte nicht immer daran erinnert werden, was ich verloren habe, weil du dich nicht mehr um mich kümmerst, mich umsorgst, verwöhnst, auf tolle Reisen mitnimmst. Ich habe an so vielen Stellen gegen meinen Willen an dich denken müssen und war voll Zorn, dass du dich nach so langer Zeit noch immer, ohne da zu sein, in mein Leben drängst. Ich habe so oft mit Liebe und auch mit Dankbarkeit an dich gedacht. Ich habe durch dich viel gelernt und gesehen. Na ja, und manchmal hast du mich auch mehr ausgenutzt, als es sich eigentlich gehört, und ich habe mitgemacht. Insgesamt bist du mir die ganzen Jahre so wenig aus dem Kopf gegangen wie Dr. Schiwago seine große Liebe. Aber die Zeit dämpft

alles. Die Erinnerung wurde blasser, ich wurde allmählich zufriedener. Und jetzt ist es auch so ... Alex und ich waren recht glücklich, bevor du gekommen bist. Ich war noch unsicher, wo ich hingehöre, zu Alex oder zu meinem konservativen, treuen, herzlichen und in vielen Punkten auch überraschend fantasievollen Mann. Du hast mich wieder in einen Gefühlsstrudel gerissen, in dem ich nicht mehr sein will. Möglicherweise sollte ich dir dankbar sein, dass ich jetzt weiß, wo ich hingehöre: zu meinem Mann. Wenn du es noch immer nicht verstanden hast ... Du warst die Liebe meines Lebens, aber irgendwann ist auch dafür die Zeit zu spät. Du brauchst nicht länger zu leiden, es ist seit drei Tagen vereinbart, dass ich morgen mit meinem Sohn Clemens, mit Mandy und Keith nach Norden reite. Wir rechnen, in zwei Tagen Mandys Eltern zu erreichen. Keith begleitet mich dann noch bis zum Bruderhof meines Mannes. Da die Hutterer schon immer Technologie abgelehnt haben, wird ihnen diese Krise nicht viel ausgemacht haben. Clemens freut sich schon auf seinen Vater und auf das Gemeinschaftserlebnis, das bei den Hutterern ja noch viel intensiver ist als hier. Keith wird dann zu Mandy zurückkehren, wenn es ihre Eltern gestatten. Sonst werden vielleicht beide wieder bei euch auftauchen. Mich siehst du nun wohl endgültig nicht mehr und da die Hutterer keinen Netzanschluss haben und alle Briefe öffentlich vorgelesen werden, wirst du ab jetzt auch nicht mehr in mein Leben eindringen können. Vielleicht kommt die Zeit, wo wir beide aneinander denken können, ohne dabei zu leiden. Bei mir geht's noch nicht und ich habe das Gefühl, bei dir auch nicht.« Greta lacht auf: »Schau nicht so entsetzt. In Wahrheit hast du das ohnehin die ganze Zeit gewusst, aber aus Gründen, die ich nicht verstehe, wolltest du es halt auch unbedingt von mir hören. Alles Gute.«

Greta beugt sich zu Frank, gibt ihm einen Kuss auf den Mund und zerdrückt eine Träne: »Dies sind die letzten Tropfen Salzwasser, die ich wegen dir vergieße. Du hast mich glücklich und traurig gemacht und ich dich auch. Vielleicht schafft unser Hirn oder Herz einmal das Traurige zu vergessen.«

Als die vier am nächsten Tag gut ausgerüstet abreiten, sehen Alex und Frank ihnen noch lange nach. »Du hast sie vor mir gekannt, denke ich«, sagt Alex. »Sie ist eine ungewöhnliche Frau und wir beide waren wohl zu dumm, um sie zu verdienen. Ja, ja, lieber Schwager. Wir sind einander halt doch zu ähnlich. Weißt du was?« Frank blickt Alex an, bis dieser weiterspricht: »Es ist gut, dass Melissa die ganze Geschichte nicht mitgekriegt hat.«

7. Der Meister der Meister

Bei Nacodoches, Texas

28. Juni 2080, 8:30 Ortszeit

Die kleine verschlafene Stadt Nacodoches liegt zirka 230 Kilometer südöstlich von Dallas am oberen Ende des Sam-Rayburn-Reservoirs. Wenn man sich von dort direkt nach Osten Richtung Toledo-Bend-Reservoir bewegt, senkt sich das hügelige Land nach ungefähr 20 Kilometern nochmals ab. Man befindet sich jetzt in einer größtenteils mit Büschen bewachsenen subtropischen Senke, die nach Süden offen ist und nach Norden wie eine Bucht in die etwas höhere Umgebung hineinragt. Hier sind 400 Quadratkilometer seit 2066 in Privatbesitz. Etwa ein Drittel der Fläche ist gerodet und wird landwirtschaftlich genutzt. Es gibt auf diesem Besitz nicht nur Maisfelder und weidende Langhornrinder, sondern eine für Texas erstaunliche Vielfalt von Nutzpflanzen und Tieren. Das Gebiet ist an der Peripherie massiv gesichert und der Luftraum ist als mollerfrei ausgewiesen, natürlich abgesehen von den üblichen Spezialgenehmigungen. Am nördlichen Ende liegt eine Geisterstadt: eine riesige Siedlung von modernen und sorgfältig gepflegten Häusern, teils ober- und teils unterirdisch, mit genug Platz für wohl mehrere hunderttausend Menschen. Von den bezugsfertigen Häusern ist jetzt nur ein winziger Bruchteil bewohnt. Auffällig sind die enormen Hallen, die an der Ostseite liegen, die aber durch ihre Flachbauweise und Farbe erst beim zweiten Hinsehen bemerkt werden. Am nördlichsten Zipfel, die Hinterseite verschmilzt mit dem Absturz der Hügelkette, liegt ein riesiges, fast palastartiges Gebäude mit großzügigen Anbauten. Dies ist der Hauptsitz der »Kirche der Auserwählten« (KdA). Nur die etwa 40 an den Vorplatz des Palasts angrenzenden Häuserreihen werden auf eine Länge von zirka 50 Häusern nach beiden Richtungen von derzeit etwa 5.000 Menschen bewohnt, etwa die Hälfte noch im Schüler-, die andere Hälfte schon im Gesellenstatus. Alle, die den Meisterstatus erreicht haben, leben mit ihren Familien in den Anbauten des Palasts.

Es herrscht reger Betrieb. Viele Menschen befinden sich mit ATRVs auf dem Weg zu den Werkshallen, Kinder laufen oder fahren mit dem Fahrrad sommerlich bekleidet zur Schule, die Stimmung ist fröhlich und entspannt. Hauptthema ist, wie heiß es heute wieder werden wird und wie gut es ihnen doch geht, während die Ungläubigen »draußen« gegenwärtig für ihre Sünden bitter büßen müssen, bevor sie vielleicht durch die KdA erlöst werden. Sie sehen einem interessanten Arbeitstag an freundlichen

und klimatisierten Arbeitsplätzen entgegen und freuen sich auf den Abend mit einem Fest und einer Ansprache des MdM. Keine Verzweiflung - wie sonst fast überall in der Welt - ist zu spüren, sondern eher eine Aufbruchstimmung. Der weltweite Zusammenbruch der vernetzten Technik hat hier nicht stattgefunden. In den Werkshallen werden die Computer hochgefahren. Und während von einem Fließband zum Beispiel MdM-Moller rollen, werden an anderen Arbeitsstationen XPs serienweise systematisch abgeändert, wird wieder von anderen Schreibtischen aus der Einsatz von landwirtschaftlichen Maschinen ferngesteuert usw.

Der Meister der Meister oder MdM, wie er ehrfürchtig von den Seinen genannt wird, ist zufrieden. Er sitzt mit seiner zierlichen, entzückenden, japanischen F1²⁵ im Whirlpool, lässt sich liebevoll von ihr massieren, führt manchmal ihre Hände dorthin, wo er sie gerade besonders gerne haben will, während die große langbeinige F2 ihm sein Frühstück serviert. F3, die er wegen ihrer Freundlichkeit, Intelligenz, ihres Humor und ihrer Fantasie besonders schätzt und die auch bereits Meisterstatus erreicht hat, berichtet, was mittels Drohnen²⁶ Neues in Erfahrung gebracht wurde: Im Großen und Ganzen bröckelt die Weltordnung, wie vorhergesehen.

»Wie dumm doch die Menschen da draußen sind!«, denkt der MdM. »Statt sich zusammenzuschließen und gemeinsam einen Weg aus der Krise zu suchen, bekämpfen sie sich, berauben sich, vergeuden die Zeit, die sie brauchen würden, um allen das Überleben zu sichern.«

Daran ändern auch lokale Stabilisierungsversuche nichts. Es amüsiert ihn, dass ein alter General in Nordgriechenland versucht, einen Anflug von Normalität zu retten, oder dass ein Landeshauptmann in einem obskuren Teil Österreichs, mit dem eigentümlichen Namen »Heilige Eier Provinz«²⁷ mit seinem ganzen Einsatz und

²⁵ MdM nummeriert seine Gespielinnen nach seiner gegenwärtigen Präferenz von F1 bis meistens F6.

²⁶ Unbemannte, fliegende, winzige Spähflugzeuge mit Kameras und Mikrofonen. Sie sind normalerweise über Fernsteuerung im Einsatz. Auf Grund des Netzzusammenbruchs verwendet der MdM eine Variante: Die Drohnen »melden« ihre Erkenntnisse einer der drahtlos erreichbaren Relaisstationen, diese sendet die Informationen über ein Netz solcher Stationen bis ins Hauptquartier.

²⁷ Hier spielt dem MdM das Übersetzungsprogramm einen Streich: Die Steiermark wird irrtümlich als St. Eiermark interpretiert.

Prestige seine Landsleute auch nach drei Wochen ohne vernetzte Technologie noch immer erfolgreich versorgt. Er beobachtet, dass sich an vielen Stellen der Welt Gruppen an gut verteidigbare Plätze zurückziehen und sich mit Vorräten und Ausrüstungen eindecken. Aber auch diese werden längstens nach einem Jahr große Probleme haben. Er erfährt ohne Überraschung, dass es sich in allen Ländern die Regierungsoberhäupter und Militäarchefs so »gerichtet« haben, dass sie glauben, sicher zu sein, weil sie vorgesorgt haben. »Für wie lange?« Der MdM lächelt in sich hinein. Er sieht zu seiner Bestätigung, dass viele Menschen das Machtvakuum für sich ausnützen, sei es, dass sie sich selbst als angeblich gut meinnende Diktatoren ausrufen oder sich als Bandenführer bedienen, wie sie wollen. Seine Einschätzung, dass sogar in von der Natur gesegneten Gegenden das Ausfallen vernetzter Technologie zu Katastrophen führen wird, lässt sich noch nicht bestätigen, doch gibt es erste Anzeichen dafür. Sicher ist, dass keine Zentralmacht die lächerlichen ersten drei Wochen des Zusammenbruchs überlebt hat, dass niemand mehr als nur noch einen Landstrich kontrolliert. Die meisten Regierungen haben ihre Macht freiwillig abgegeben. Nur an wenigen Punkten gibt es noch koordinierte Tätigkeiten. Das Ausfallen der Kommunikation ist dafür fast noch mehr verantwortlich als das Ausfallen der üblichen Transportmittel, nämlich der verschiedenen Mollervarianten, die alle abhängig von einem globalen Navigationssystem sind. Am besten scheinen noch Inseln oder Länder mit vielen Wasserwegen abzuschneiden, denn kleine Boote sind von dem Ausfall der Navigationssysteme weniger betroffen, als er eigentlich vermutet hat.

Der MdM winkt schließlich ab, er hat genug Berichte von F3 gehört: Es gibt nichts gravierend Neues.

Der MdM ärgert sich ein bisschen, dass die ATRVs dem totalen Zusammenbruch mehr entgegenwirken, als er angenommen hat, und dass Funkgeräte in größerer Anzahl existieren und eingesetzt werden, als er vermutet hat. Eine Unbekannte in seinen Überlegungen ist die Anzahl der Mindcaller²⁸ gewesen, die eine sehr potente Kommunikation vor allem in Richtung der jeweiligen Besitzer erlauben. Nun hat sich aber doch herausgestellt, dass die Anzahl dieser Artefakte sehr begrenzt ist. Eines seiner technischen Teams

²⁸ Siehe »Xperten: Der Parakommunikator«.

versucht seinen Mindcaller so zu ändern, dass er die Kommunikation zwischen anderen abhören kann.

Eine Verblüffung ist für den MdM die Situation in Neufundland. Dass eines der größten Wasserkraftwerke Nordamerikas nicht ausgefallen ist, überrascht ihn. Freilich spielt das zurzeit keine große Rolle, da der Strom dort nur lokal verwendet wird, weil die Verteilereinrichtungen auch stehen. Würde es aber gelingen, diese wieder in Betrieb zu nehmen, hätten weite Teile des Nordostens Amerikas wieder Elektrizität, was ärgerlich wäre. Nur wenn die Menschen genügend leiden und genügend von ihnen sterben, werden sie der Kirche der Auserwählten beitreten und wird zuerst Amerika und dann die Welt durch ihn beherrschbar sein! Er wird Churchill Falls beobachten und zur Strafe dort niemanden retten. Auch die Hauptinsel Neufundland entwickelt sich atypisch. Während zunächst durch zwei selbst ernannte Regenten der Untergang vorprogrammiert schien, hat ein Ingenieur, der aus Churchill Falls floh, mit seinem Bruder irgendwie nicht nur die rechtmäßige Regierung wieder ins Amt gebracht, sondern offenbar einen ganz brauchbaren Plan für die Behandlung des Notstands ausgearbeitet. Ob er dort Mitglieder seiner Saboteurgruppe einschleusen muss? Die beiden für die geänderte Situation Verantwortlichen sind dann mit einem alten Flugzeug nach Westen verschwunden. Seitdem fehlt von ihnen jede Spur. Diese Brüder klingen gefährlich tüchtig. Er wird sie finden und ausschalten müssen.

Doch das sind nur kleine Probleme. Er ist sich bewusst, dass seit dem pünktlichen Eintreten der Katastrophe niemand mehr den geringsten Zweifel an seiner göttlichen Berufung hat.

Ja, er hat gewusst oder - genauer - durch göttliche Eingabe prophezeien können, dass der totale Zusammenbruch am 8. bzw. 9. Juni 2080 beginnen würde. Er lächelt vor sich hin. Seine Prediger sind zurzeit in den USA konzentriert, nur einige sind als Brückenköpfe und um weitere Prediger auszubilden in anderen Teilen der Welt. Diese Prediger haben vor dem Zusammenbruch gewarnt, haben darauf hingewiesen, dass nur ein Beitritt zur Kirche der Auserwählten vor dem kommenden Untergang schützen könnte, und waren auf taube Ohren gestoßen. Den Verzagten unter ihnen hat der MdM immer wieder gesagt, dass sich die Situation nach dem Zusammenbruch dramatisch ändern würde ... Wie Recht hat er gehabt!

Plötzlich berichten alle Prediger von einem Stimmungswechsel und fragen an, wie sie damit umgehen sollen.

Nach dem Frühstück im Whirlpool beginnt der MdM die Rede für heute Abend vorzubereiten. Er wird bekannt geben, dass die Prediger der Kirche der Auserwählten ab sofort aktiv tätig sein und neue Schüler anwerben werden. Es gibt inzwischen genug Menschen, die der KdA beitreten wollen, wenn sie dafür mit allem Lebensnotwendigen versorgt werden. MdM weiß, dass die meisten nicht aus Überzeugung beitreten werden, sondern weil sie auf diesem Weg ihr Überleben gesichert sehen. Er ist aber überzeugt, dass die göttliche Weisheit der Auserwählten in naher Zukunft auch die Herzen der Ungläubigen erreichen wird.

So formuliert er das auch im folgenden Treffen mit seinen Meistern und Meisterinnen, jenen hohen Mitgliedern der KdA, denen die Ausbildung der Gesellen bzw. Gesellinnen obliegt. Es gibt kaum ein Mitglied der KdA, das nicht gerne den Status Meister hätte. Meister haben spezielle Privilegien. Sie sind die Einzigen, die Bedienstete haben, und sie verfügen auch über das Recht der freien Wahl von Partnern und Partnerinnen auf Zeit. Unter den Gesellen wird sorgfältig ausgewählt. Es gibt solche, die geeignet erscheinen, den Weg zum Meister fortzusetzen. Die Mehrzahl aber wird als Prediger ausgebildet. Eine kleine Gruppe wird ganz abgesondert, ihre Mitglieder werden als Saboteure geschult. Während die Existenz der Meister, der Gesellen und der Prediger allgemein bekannt ist, sind nur die Meister informiert, dass es auch Saboteure gibt, die die Aufgabe haben, »Menschen durch Entbehrungen auf den richtigen Weg zu führen«. Gleichfalls nur die Frauen und Männer mit Meisterstatus wissen, dass von den Gesellen einige technisch besonders Begabte für Zwecke, die nur der MdM kennt, ausgesondert und dann niemals mehr gesehen werden. Die Erwähnung der Gruppe der Saboteure ist genauso streng verboten wie jeder Zweifel an der Göttlichkeit oder Unfehlbarkeit des MdM.

Im Treffen mit den Meistern liest der MdM, wie er das immer tut, aus seinem »Buch der Erleuchtung« vor, wobei er auch heute wieder Details erzählt, die in der Schrift nicht so explizit erwähnt werden. Insbesondere erzählt er von neuen Erleuchtungen, die ihm anlässlich seiner letzten Pilgerfahrt zuteil wurden. Diese letzte Fahrt führte ihn vor vier Wochen wieder nach »Truth and Consequences« in Neu

Mexiko, wo die KdA ein stattliches Haus im Ortszentrum besitzt. In diesem Haus ist wie in den meisten in dieser kleinen Stadt der Kellerboden nur geschottet und aus der Erde dringt heißes Mineralwasser, das so einen natürlichen heißen Swimmingpool in jedem Haus bildet. Das Haus in diesem Ort wurde in der Vergangenheit von ihm und anderen Meistern immer wieder zu rituellen Entspannungsübungen mit begleitenden Personen verwendet und ist dafür bestens ausgerüstet. Nur wenige Stufen über dem natürlichen heißen Bad befindet sich ein großer Raum mit bequemen Liegen und auch mit anderen Geräten, die bei den Ritualen nützlich sind.

Während der MdM von den neuen Erleuchtungen auf seiner letzten Pilgerfahrt erzählt, diese dann ausführlich diskutiert und ihre Essenz als »Kommentar zu den Erleuchtungen« zusammengefasst werden, erinnert sich der MdM mit Befriedigung an diese seine letzte Pilgerfahrt und deren Folgen. Er hatte auf die Fahrt F1 und F2 als Novizinnen und F3 als Meisterin mitgenommen.

F1 und F2 durchliefen daher einige der läuternden Rituale mit dem MdM. F3, als Meisterin, hatte die vom MdM ausgewählten Rituale Schritt für Schritt vorgelesen und genau überwacht, dass alle Anweisungen von F1 und F2 selbst dann befolgt wurden, wenn F1 oder F2 zunächst zögerten oder eine Anweisung nur halbherzig befolgten oder gar versuchten, sie zu umgehen. Zweimal musste sie dabei stärker strafend eingreifen, um F2 den wahren Weg zu zeigen. Der MdM war von der Leitung des Rituals durch F3 so angetan, dass er F3 anschließend gestattete, unter seiner Leitung ein Ritual mit den Novizinnen durchzuführen. F3 hatte das Bedürfnis, der offenbar noch sehr lernbedürftigen F2 zu helfen, und wählte daher ein recht tief gehendes und schwieriges Ritual aus, das F2 mit F3 durchzuführen hatte. Dieses berühmte »Ritual 13« steigert sich von Schritt zu Schritt. Schon bei Schritt 6 hatte F2 Probleme mit dem Gehorsam, der da und später oft erst mühsam durch F1 erzwungen werden musste. Es besteht aber kein Zweifel, dass F1 und der MdM die religiöse Hingabe von F2 genossen, während F3 mehrmals vor Entzücken erbebt. F2 bedankte sich anschließend so intensiv bei F3 und betonte immer wieder, wie viel sie gelernt hatte, dass F3 ein weiteres Ritual »an diesem Tag« nicht für notwendig hielt. Wie üblich, wenn zwei Meister in Rituale involviert sind, zogen sich F3 und der MdM anschließend auf einige gemeinsame Übungen zurück. Und F3 wagte es bei dieser Gelegenheit zu fragen, ob der MdM bereit sein könnte,

eines oder mehrere Rituale mit von ihr ausgewählten Personen, natürlich nur im Ritualzimmer der Meister (nicht des MdM), im Palast zu leiten. MdM hatte großzügig zugesagt.

Zwei Tage später war es dann so weit gewesen. F3 hatte drei kräftige Männer und zwei schüchtern wirkende Frauen ausgewählt. Rituale für drei Männer und zwei Frauen waren selten, sodass der MdM auf die Wahl des Rituals neugierig war. F3 überraschte ihn. Sie hatte das Privileg einer Meisterin ausgenutzt, einmal im Jahr das Buch der Rituale durch ein neues zu ergänzen. Der MdM konnte es kaum glauben, was da die Fantasie von F3 hervorgebracht hatte und was sicher sehr zur Läuterung der Betroffenen und zur Erbauung von F3 beitrug. Schritt für Schritt ging er sorgfältig das Ritual durch, als MdM peinlich darauf bedacht, dass jeder Punkt genau eingehalten wurde. Er musste mehrmals mahnend, ja strafend eingreifen und bestand insgesamt vier Mal auf der Wiederholung mancher Teile, bis sie genau stimmten.

Bei der folgenden Nachbesprechung, bei der F3 die Meinung des MdM zu jedem einzelnen Schritt wissen wollte, ging es sehr lebendig zu: »Sobald die Zeit von F1 abgelaufen ist, wirst du meine F1«, versprach schließlich der MdM seiner F3. Diese strahlte: »Ich glaube, ich bin die erste Meisterin, der diese Ehre zuteil wird. Dafür bin ich bereit, mich für dich jedem Novizinnenritual zu unterwerfen.« »Jedem? Kennst du denn alle?« »Ich glaube schon ...«

Die Erinnerung an diese Erlebnisse vor über drei Wochen und die Erinnerung an die Blicke, die F3 ihm heute beim Vorlesen der Berichte zugeworfen hatte, bewirkt, dass er nach der Besprechung meint: »Ich muss mich noch für heute Abend bei einem Ritual entspannen.«

Die Meisterversammlung löst sich auf, F3 lässt sich beim Verlassen des Seminarraumes Zeit. Der MdM bittet sie auf die Seite: »Du erinnerst dich an dein Angebot des Novizenrituals?« »Ja, natürlich, willst du es am Ende jetzt machen?« Der MdM nickt. F3 folgt ihm und betritt so das erste Mal das Ritualzimmer des MdM. »Nur wir zwei, ohne Ritualleitung?«, erkundigt sich F3. »Ja«, antwortet der MdM, »der Bildschirm wird uns führen.« Er öffnet das Buch der Rituale, schlägt das Kapitel »Ritual für eine Novizin ohne Ritualführung« auf und beginnt, mit der neben ihm sitzenden F3 die Kurzbeschreibungen der Rituale zu überfliegen. F3 hat sich dieses

Kapitel als »zu einfach« nie genau angesehen. Als sie jetzt aber die Kurzbeschreibungen sieht, ahnt sie, dass ihr ein schwieriges Ritual bevorsteht.

Nach kurzem Zögern entscheidet sich der MdM. »Das Ungeöhnliche an diesem Ritual ist, dass es keine Überraschungselemente hat. Als ersten Schritt liest die Novizin die einzelnen Schritte vor, die sie auszuführen hat, und erläutert sie in eigenen Worten. Du bist gut mit Worten, so wird dir das Vorlesen und Erklären nicht schwer fallen.« F3 liest Schritt für Schritt vor, was sie anschließend für ihre Läuterung tun wird. Manchmal kommt sie ins Stocken. Am Ende vieler Schritte meint der MdM trocken: »Das wird dir Läuterung für längere Zeit schenken.« Und F3 nickt, wie es Novizinnen tun müssen.

Dann beginnt das Ritual. F3 kniet sich nieder und beginnt mit dem üblichen Gebet einer Novizin: »Oh Gott der Kirche der Ausgewählten, gib mir die Kraft, den Meister, der mir dieses Ritual gestattet, nicht zu enttäuschen. Ich werde jeden Schritt, der mich zur weiteren Läuterung führen wird, sorgfältig ausführen und ihn schätzen und dem Meister dankbar sein, dass er mir diesen Schritt gestattet. Gib mir die Stärke, das Ritual ohne Zögern zu Ende zu führen. Möge mein Wille über meinen Körper herrschen, ansonsten möge mit meinem unwürdigen Körper geschehen, was auch immer geschieht. Amen.«

Der MdM blickt F3 in die Augen: »Das Ritual möge beginnen.«

F3 ist mehr entschlossen als jede Novizin. Sie ist stolz auf sich, dass sie auch die schwierigsten Schritte meistert, und sie merkt, wie viel sie lernt: »Ja, so kann man einen Novizen oder eine Novizin zur Läuterung führen«, fühlt sie immer wieder und freut sich schon darauf, damit anderen Novizen auf ihrem Weg helfen zu können.

Bei der Abschlussbesprechung ist der MdM sehr zufrieden: »Du warst wirklich gut. Ich hoffe, es hat dich geläutert, aber auch so entspannt wie mich.« »Ich denke, man hat meine Hingabe und religiöse Verzückerung an einigen Punkten doch gemerkt, oder?« »Ja, du bist ein echter Gewinn für die KdA und ich hoffe, auch umgekehrt. Ich freue mich darauf, wenn du F1 bist und mir hilfst, Novizen und Novizinnen durch ihre ersten Rituale zu begleiten.«

Der MdM beschließt als Nächstes, seine geheimsten Mitarbeiter zu besuchen. Wie immer geht er mit größter Vorsicht durch die

mehrfach gesicherten Schleusen und fährt dann mit dem Aufzug in die Tiefe. Als er aussteigt, ist er in einer anderen Welt. Eine ehemalige Höhle wurde hier schon vor dem Entstehen der Siedlung erweitert und ausgebaut und ist nun ein insgesamt 90 Quadratkilometer großes, sich selbst erhaltendes Biosystem auf mehreren Ebenen. Es gibt kühlere und wärmere »Gegenden«, künstliche Tages- und Jahreszeiten und eine reichhaltige Pflanzen- und Tierwelt. Hier wohnen mit allem Luxus 800 Computerspezialisten, fallweise mit ihren Partnern. Sie sind der wahre Grundstein für den Erfolg des MdM und führen ein Leben, das schöner und reicher ist als das vieler anderer Menschen, mit einer Einschränkung: Sie kennen die Welt »draußen« nur durch dreidimensionale Computersimulationen à la Holodeck der Enterprise. Sie dürfen, bis auf wenige Ausnahmen, diesen ihren »Kontinent« nur verlassen, wenn sie sich einer vollständigen Löschung ihrer Erinnerungen unterziehen.

Hier ist die Zentrale, die für den Zusammenbruch der technologischen Zivilisation verantwortlich ist, sie trägt den fast zynischen Namen »Zentrale Neubeginn«. Fast zehn Jahre lang wurde von hier aus unauffällig in alle Computersysteme der Welt ein Virus implantiert, der sich unauffällig verhielt und so programmiert war, dass er genau am 9. Juni 2080, 4:34 MEZ seine zerstörerische Wirkung entfaltet. In vielen Fällen wäre die Verbreitung eines solchen Virus einfach gewesen. Das am weitesten verbreitete Computersystem der Welt hat über Jahrzehnte hinweg immer wieder Sicherheitslücken besessen, über die das Einschleusen von Viren oder Würmern möglich war.

Der MdM ging aber, weil es auch andere und sicherere Systeme gibt, einen ganz anderen Weg. Er schleuste in jede große Computerfirma einen seiner Mitarbeiter ein, sodass der Virus mit neuen Softwareversionen automatisch mit ausgeliefert wurde. Auf diesem Weg war es auch möglich, nicht an ein Netz angeschlossene Geräte zu infizieren, ja sogar Teile der von der SR Inc. in Neuseeland streng geheim gehaltenen Software der XPs zu beschädigen, allerdings in erster Linie nur, so weit es die Kommunikationskomponenten betrifft.

Die Computer haben sich über die Jahre immer mehr zu »embedded systems« gewandelt, das heißt zu Computern, die sich als Steuerungselement in fast allen Geräten verbergen, von der Elektro-

nik in Fahrzeugen bis zu jener in Türen, bis zu vielen solchen Komponenten in komplexeren Geräten. In diesem Sinn ist es fast eine Enttäuschung, als zum beabsichtigten Zeitpunkt nicht alle Geräte ausfallen. Etwa bleiben in Spitälern mit ihren Notstromaggregaten verschiedenste Diagnosegeräte (ungeplant) in Betrieb, aber auch so einfache Geräte wie Waschmaschinen hätten eigentlich überall ausfallen müssen, wo es noch Elektrizität gibt. Dies geschieht jedoch nicht bei allen Produkten. Dass es kleine Lücken geben würde, hat den MdM nie gestört. Er hat ja auch noch andere Aufgaben zu bewältigen: die gesamte Logistik für die Zeit nach dem Zusammenbruch!

Während der MdM durch die »Zentrale Neubeginn« geht und da und dort freundliche Worte mit den Mitarbeitern wechselt, hofft er, dass die Planung der Zukunft so gut funktionieren wird wie die Planung des Zusammenbruchs. Als er bei einem unterirdischen Wasserfall sitzt und dem Spiel der Libellen zusieht, kommt er ins Träumen und erinnert sich an die Vergangenheit.

Als einziger Sohn der reichen texanischen Familie Muriel wuchs er, dem seine Eltern aus einer Laune²⁹ heraus auch den Vornamen Muriel und als zweiten Vornamen Douglas gegeben hatten, gut ausgebildet, aber verzogen auf. Eines Tages lief die Mutter mit einem Liebhaber davon und er hörte nie mehr von ihr. Sein Vater kümmerte sich liebevoll um ihn, obwohl seine Arbeit als Senator von Texas viel Zeit in Anspruch nahm. Dann kandidierte der Vater bei der Wahl zum Präsidenten der USA. Muriel D. Muriel, schon damals als MdM abgekürzt, war gerade mit der Highschool fertig. Er reiste mit seinem Vater, seinem Abgott, von Versammlung zu Versammlung. Und erlebte mit, wie sein Vater von einem Verrückten erschossen wurde.

Die Tage danach waren wie ein böser Traum. Beim Begräbnis seines Vaters sagte der Pfarrer Worte, die MdM nie vergessen würde: »So traurig jeder Tod ist, wir dürfen nicht vergessen, dass die Menschheit wie ein Baum ist. Der Baum kann Blätter verlieren und wir trauern jedem mit Recht nach, aber selbst wenn im Herbst alle Blätter fallen, bleibt der Baum stark und treibt Monate später wieder herrliche frische Blätter.« Diese Interpretation, dass der Tod etwas Natürliches ist und man ihn nicht zu

²⁹ Es hatte seinen Vater, Douglas Muriel, immer sehr geärgert, wenn andere Leute nicht wussten, ob Douglas oder Muriel sein Vorname war. Indem er seinen Sohn Muriel D. Muriel nannte, ersparte er ihm dieses Problem.

ernst nehmen darf, prägte MdM für sein Leben. Die Wochen nach dem Tod des Vaters waren trotzdem furchtbar. Nach einer der vielen schlaflosen Nächte hatte MdM plötzlich eine Vision, in der ihm alles klar erschien. Er musste die Menschen führen, nicht nur in den USA, sondern weltweit. Er musste sie glücklich machen, dafür sorgen, dass Kriege und Hass und Morde, wie der an seinem Vater, verschwinden, er musste der Erlöser aller Menschen werden. Eine Flut von Gedanken und Emotionen strömte in sein Hirn (oder wurde von diesem erzeugt?). MdM saß die nächsten Tage und schrieb alles im »Buch der Erleuchtung« nieder. Er glaubte zu erkennen, dass er der Auserwählte war, der andere führen musste, er spürte den Auftrag dazu, fühlte, dass dies nur in einer hierarchischen Organisation ging, die an das glaubte, was er als Eingebung erfahren hatte. Wie viele von den Regeln, die er niederschrieb, aus seiner Erleuchtung stammten und wie viele er dann pragmatisch erfand, ist unklar. Gehörten zu den Visionen seine Existenz als gottnaher Meister der Meister und dass es Menschen gibt, die seiner Erleuchtung nahe kommen und den Meisterstatus besitzen? Dass es Anwärter auf den Meisterstatus gibt, die er Gesellen nennt, die ausgebildet werden, um selbst Meister zu werden oder Prediger, oder auf anderem Weg seiner zukünftigen Kirche, der Kirche der Auserwählten, helfen? Hatte er die Regeln, wie Menschen, die Gesellen werden wollen, durch eigentümliche Rituale aus dem Stand der Novizen in den Stand der Gesellen übergehen, bewusst erfunden oder sie visionär gesehen? Wie sind die Privilegien der Meister entstanden?

Ziemlich sicher ist, dass MdM - und ab nun hat diese Abkürzung die neue Bedeutung »Meister der Meister« - sehr pragmatisch überlegte, wie er seinen Auftrag erfüllen konnte, die Menschheit zu führen. Er war sicher, dass dies nur ginge, indem er viele überzeugte, dass er von Gott dazu beauftragt ist. Er ist dies, aber wie kann er das beweisen? Nur wenn er eine konkrete Prophezeiung macht, die tatsächlich eintritt! Wie viele Weltuntergänge wurden schon prophezeit und sind nicht eingetreten? Sein Weltuntergang würde eintreten, dafür würde er sorgen! Aber niemand durfte wissen, dass er selbst für den Untergang verantwortlich war. Dass durch den Untergang viele, ja vielleicht fast alle Menschen sterben würden, beunruhigte ihn nie. Der Baum wird gesund bleiben und neue Blätter treiben. Die Überlebenden würden ihn als Prophet und Retter sehen, an seine in den »Erleuchtungen« festgeschriebenen Gesetze glauben und sie befolgen. Eine bessere Menschheit würde entstehen. Und wenn es nicht zu viele Überlebende gäbe, umso besser: Sagt man nicht immer, die Welt ist

überbevölkert? Und nur, wenn nicht zu viele die erste Zeit überleben, wird er die Welt retten können!

Der MdM ging systematisch in seiner weiteren Planung vor, wobei er dafür seine ganze gewaltig große väterliche Erbschaft riskierte. Er kaufte zunächst ein mehr oder minder wertloses, aber riesiges Grundstück, 100 Kilometer südlich und etwas östlich von Tyler und 150 Kilometer nördlich von Beaumont, jener Stadt, wo 1901 das erste große Erdöllager in Texas gefunden wurde.³⁰ Hier in der unfreundlichen feucht-heißen Buschlandschaft von Osttexas konnte er in Ruhe sein Vorhaben durchführen. Er begann mit dem Ausbau der natürlichen Höhle, die ihn veranlasst hatte, dieses Grundstück zu erwerben. Zur Diskussion stand auch eines westlich von Karlsbad mit noch besseren Höhlen, doch sehr trockener Oberfläche. Dann ließ er das palastartige Gebäude bauen, gründete die Kirche der Auserwählten, stampfte eine Stadt aus dem Boden für die Menschen, die er später retten wollte. Er warb Computerfreaks für sein Vorhaben an und sperrte sie sozusagen in einen »goldenen Käfig«. Unruhen unterdrückte er mit Gewalt, doch sorgte er für eine Balance der Geschlechter. Sein eigentümliches Charisma trug einen Teil dazu bei, dass das unterirdische Biotop von den meisten Bewohnern bald als ihre Welt akzeptiert wurde. Die Unzufriedenen ließ er frei, sorgte aber dann sofort für ihr Verschwinden. Skrupel waren und sind ihm fremd. Ein Mensch ist eben nur ein Blatt am Baum der Menschheit. So dachten schon die Kelten bei ihren Menschenopfern, hat er inzwischen gelernt.

Die ersten Anhänger seiner Kirche überzeugte er vom Beginn einer großen Katastrophe am 8. bzw. 9. Juni 2080, indem er ihnen jeweils ein Stück seines Grundes und ein schönes Haus darauf vermachte, sofern der Untergang nicht eintreten sollte. Außerdem bezahlte er gut dafür, dass große Vorräte produziert und eingelagert, weitere Häuser für später gebaut und Maschinen und Geräte erzeugt wurden, die computerunabhängig oder ganz anders (und damit weniger anfällig) arbeiten. So erzeugte er eine Flotte von Moller, die kein Satellitennavigationssystem benötigen und so auch nach einem Zusammenbruch fliegen, modifizierte Hunderttausende XPs, dass diese auch nach einem Zusammenbruch noch miteinander und mit zentralen Stellen kommunizieren können,³¹ und baute ausfallsichere,

³⁰ Das so genannte Spindeltop-Vorkommen liegt unmittelbar bei Beaumont.

³¹ Nämlich indem jeder XP als Relaisstation zum nächsten fungiert. Das heißt, solange von einem XP zu einer der verteilten Zentralen eine Kette von XPs existiert, sodass jeweils der nächste in drahtloser Reichweite des letzten ist, ist eine vollständige Vernetzung gewährleistet.

vollautomatisierte Produktionsanlagen für Produkte von Zucker bis Papier, von Benzin bis zu synthetischer Wolle.

Seit Monaten läuft alles auf Hochtouren. Er ist allmählich in der Lage, seine Prediger mit Gütern zu versorgen, die »draußen« schon rar werden. Das hat er vor, heute Abend bekannt zu geben. Noch wird er aber sehr vorsichtig sein. Er wird neue Mitglieder der KdA nur »draußen« versorgen. Auf seinen Grund, den Hauptstützpunkt, wird er sie erst nach langen Tests bringen und noch nicht zu bald. Er hat Bedenken, dass manche militärische Stellen in den USA noch in Betrieb sein und ihn angreifen könnten. Freilich ist er auch für Eventualitäten gerüstet. Sogar drei Atombomben befinden sich in seinem Waffenarsenal.

Eine junge Programmiererin, die sich zu ihm setzt, reißt ihn aus den Träumen: »Hoher MdM, stimmt es, dass unsere Software viele Menschen in größte Bedrängnis bringt?« Der MdM blickt sie mit seinen strahlend blauen Augen durchdringend an: »Ja, das stimmt. Aber mit den Programmen, die ihr auch geschrieben habt, erzeugen wir vollautomatisch alles, was gebraucht wird, wir werden die Menschen retten und sie der Wahrheit der KdA zuführen. Fahre fort, Gutes zu tun«, schließt er salbungsvoll und macht sich rasch und unangenehm berührt auf den Weg zurück zum Aufzug. Er ist besorgt, dass die Kommunikation zwischen Außenwelt und hier doch zu existieren scheint.

Das Fest am Abend ist in vollem Gang. Es gibt alles Erdenkliche zu essen, die Musik spielt an verschiedenen Stellen für verschiedene Geschmäcker, Bier, Wein und der in Texas so beliebte Whiskey und Tequila fließen in Strömen, pur und in verschiedensten Mischungen. Da wird es plötzlich still. Der MdM erscheint auf Bildschirmen und erklärt mit seiner sonoren, sympathischen Stimme:

»Liebe Freunde der KdA, während wir hier im Überfluss leben, beginnt die Welt draußen durch den prophezeiten Zusammenbruch zu leiden. Unsere Prediger haben in der ganzen Welt³² die Ungläubigen vor dem Zusammenbruch gewarnt. Nur einige haben den wahren Glauben angenommen und sind nun bei uns und in Sicherheit. Jetzt, da der Zusammenbruch gekommen ist, wollen alle hierher.« Der MdM macht eine Pause, um die Ungeheuerlichkeit, dass Milliarden von Menschen diesen Platz stürmen könnten, einsinken zu

³² Da übertreibt der MdM ziemlich.

lassen. »Das können wir leider nicht zulassen. Aber wir wollen die neuen Gläubigen auch nicht verhungern oder erfrieren lassen. Also beginnen wir ab morgen mit der Lieferung von Hilfsgütern. Später werden wir jene, die sich am meisten um die KdA verdient machen, zu uns lassen bzw. ihnen beim Wiederaufbau draußen helfen. Aber noch müssen wir die Existenz dieses Platzes vor der Öffentlichkeit verbergen und darum darf uns auch bis auf weiteres niemand verlassen. Bitte versteht, dass diese Maßnahmen notwendig sind.« Der MdM redet noch weiter und verfällt in eine seiner immer ergreifenden Predigten, bevor er alle zum weiteren Feiern entlässt.

Bei Nacodoches, Texas

Juni 2080 bis 20. Mai 2081

Tatsächlich versucht der MdM in den folgenden Monaten seine Prediger und deren neue Gefolgschaft mit seiner Flotte von Moller mit dem Notwendigsten zu versorgen. Aber er muss vorsichtig vorgehen, damit niemand von diesen Hilfslieferungen erfährt und den Ort der Herkunft feststellt. Dies ist viel schwieriger als erwartet. Schon am ersten Tag der Lieferungen werden zwei Moller von einem US-Luftwaffen-Moller aufgefordert zu landen. Der MdM hat den strikten Befehl ausgegeben: Niemand darf lebend in die Hände der Militärs gelangen, weil diese dann sicher die Herkunft des Mollers herauspressen würden. Daher schießen die KdA-Leute schon am ersten Tag diesen Luftwaffen-Moller ab, die Überraschung ist auf ihrer Seite.

Der MdM hat nicht erwartet, dass auch das amerikanische Militär über flugtaugliche Moller verfügt. Die Hoffnung, dass es nur einige wenige sind, bestätigt sich in den nächsten Tagen nicht. Trotz wiederholter Abschüsse tauchen immer wieder vereinzelte auf.

Mit verschiedensten Tricks versucht der MdM zu verschleiern, wo seine Moller herkommen. So lässt er zum Beispiel viele Moller über Nacht, offenbar unentdeckt, weit nach Norden bis an die kanadische Grenze fliegen, von wo aus sie ihre Lieferungen am nächsten Tag starten. Sie fliegen auch am Abend wieder nach Norden statt nach Süden zurück, werden aber prompt entdeckt und diesmal von einem Jagdflugzeug verfolgt, das durch seine Wendigkeit viele der Moller abschießt, bevor es selbst getroffen wird.

So sieht sich der MdM in der misslichen Lage, sehr viel weniger Hilfsgüter als geplant hinausfliegen zu können. Ohne es zu wis-

sen, ist das Militär damit für das Verhungern und Erfrieren von Menschen verantwortlich, weil diese nicht von den Predigern der KdA wie beabsichtigt versorgt werden können. Dass dadurch mehr Menschen sterben, kümmert den MdM an sich wenig. Aber die Stimmung auf dem Stützpunkt verschlechtert sich laufend. Der Ruf, ihre Lage bekannt zu geben und mit voller Kraft der Welt zu helfen, wird immer lauter.

Dem kann der MdM freilich nicht zustimmen. Vielmehr versucht er herauszufinden, wo sich die einsatzfähigen Moller und Flugzeuge des Militärs befinden. Sein kontinentweites System von Drohnen erweist sich hier als Schlüssel und er beglückwünscht sich dazu, dieses eingerichtet zu haben. Freilich fallen im Lauf der Zeit Relaisstationen aus, die er nur reparieren lassen kann, wenn er Prediger in der Nähe hat, denen er vertrauen kann. Dass in sehr unwirtlichen Gegenden, etwa in Labrador, die eine oder andere der dort spärlich verteilten Relaisstationen ausfällt, war abzusehen. Dass aber gleich eine Gruppe von Stationen ausfällt, wie zum Beispiel um Calgary herum, ist verdächtig und er wird sich bei Gelegenheit damit zu beschäftigen haben. Jetzt geht es aber um wichtigere Dinge: um die Erhebung, wo das Militär noch über flugtaugliches Gerät verfügt. Gegen Anfang Mai 2081 weiß er endlich genug. Alle flugfähigen Moller und Flugzeuge befinden sich an vier Orten: auf der Brooks Air Force Base bei San Antonio, in Südcolorado auf dem Hochsicherheitsstützpunkt des Militärs bzw. sie sind um die Städte Washington und Boston verteilt. Alle anderen Militärbasen sind bereits weitgehend funktionsunfähig. Und so plant der MdM einen Überfall auf die vier Basen zur Zerstörung aller Fluggeräte der US-Streitkräfte.

Zunächst kommt es aber nicht dazu. Durch die Gefangennahme mehrerer Prediger der KdA, die man gegeneinander ausspielt, findet das Militär heraus, wo sich der Stützpunkt der KdA befindet. Man vermutet, dass der große Zusammenbruch von dort ausgelöst wurde. An die Theorie der Prophezeiung will niemand glauben. Der Präsident der Vereinigten Staaten, durch die furchtbaren Verluste und bürgerkriegsähnlichen Unruhen der letzten elf Monate und die sogar für ihn schon überall merkbaren Engpässe aufs Äußerste angespannt, befiehlt daher einen konzentrierten Luftangriff auf den Hauptstützpunkt der KdA mit anschließender Eroberung durch alle Personen, die ihm an Landstreitkräften noch zur Verfügung stehen.

So kommt es im Morgengrauen des 20. Mai 2081, vom Großteil der Welt unbemerkt, zu einem massiven Luftkampf in einem entlegenen Teil von Texas. Ein guter Teil der im Osten noch flugfähigen Fahrzeuge der US-Streitkräfte, immerhin noch zirka 850, gegen knapp 1.000 Moller. Der MdM hat zwar sehr viel mehr Moller, aber nicht die Besatzung für einen Kampfeinsatz. Er sieht die Unterlegenheit seiner Moller gegenüber den schnelleren Kampfflugzeugen, doch dienen diese offenbar nur zur Deckung für die Moller, die den Stützpunkt bombardieren.

Über die modifizierten XPs gibt er 100 seiner Moller den Auftrag, die Brooks Air Force Base bei San Antonio zu zerstören. Als Bomben auch seinen Palast treffen und kurzfristig sogar der Strom ausfällt, lässt der MdM hasserfüllt die mit je einer Atombombe geladenen Moller in einer unverfänglichen Richtung aufsteigen. Ihre Ziele sind Washington, Boston und der große Stützpunkt in Colorado. Als der Bombenhagel nachlässt und die Angreifer abdrehen, sind nicht nur beinahe die Hälfte der MdM-Moller abgestürzt, sondern auf dem Stützpunkt auch große Schäden entstanden. Mehrere Bomben haben den hinteren Teil des Palastes getroffen und eine Öffnung zu den streng geheimen Höhlen freigelegt. Der MdM sieht es mit Bedauern, aber auch dafür hat er vorgesorgt. Mittels Fernbedienung löst er eine gewaltige unterirdische Explosion aus, die das gesamte Höhlensystem zum Einsturz bringt und alles unter sich begräbt. Nun wird man ihm nie beweisen können, dass er den Zusammenbruch manipuliert hat. Er spürt nur Erleichterung und keine Trauer wegen der von ihm gerade Ermordeten. So wird er ungefährdet für immer der große Prophet bleiben.

Das jedenfalls glaubt der MdM. Tatsächlich aber hat es in der Programmierergruppe immer einige gegeben, die ihm nicht trauten und die einen zweiten Virus in viele der Programme einbauten, einen Virus, der zeitgesteuert - wenn nicht vorher durch einen Befehl unschädlich gemacht - seine Botschaft über alle dann noch funktionierenden Computer und XPs am 17. Oktober 2083 bekannt machen wird.

Mit stoischer Ruhe beobachtet der MdM die Explosion der ersten Atombombe über Washington. Unter dem sich aufwölbenden Atompilz ist die verheerende Wirkung nicht zu erkennen. Die Funknachricht von der Atombombe auf Washington wird zunächst

von den in der Luft befindlichen Piloten der Streitkräfte kaum geglaubt. Aber sie nehmen geschockt Kurs auf San Antonio, wo sie einen zerstörten Stützpunkt vorfinden, auf dem sie nur mit Mühe landen können. Fast gleichzeitig hören sie von der Atombombe auf Boston, wenig später von jener, die den Stützpunkt in den Bergen von Colorado trifft. Die Reste der Regierung der USA existieren nicht mehr. Die letzte Klammer, die das Militär zusammengehalten hat, die Rumpfregierung mit dem Präsidenten und den hohen Generälen, ist zerbrochen.

Der MdM beglückwünscht die Piloten aller zurückkehrenden Moller. Von den Atombomben weiß nur er. Er wird sie später einem anderen Land zuschreiben.

»Ich bedaure, dass wir so viele unserer Freunde verloren haben und dass wir gegen unsere eigenen Landsleute kämpfen mussten. Aber nicht wir haben angegriffen. Es ist schlimm, dass wir bei uns auch so viele Tote und große Verwüstungen zu beklagen haben. Aber wir werden alles wieder aufbauen. Dann werden wir, wie geplant, mit Hilfslieferungen für unsere Prediger und deren Gemeinden beginnen.«

Der MdM ist seit 20 Jahren das erste Mal leicht verunsichert. Er weiß, dass ihm die Spezialisten beim Aufbau einiger der zerstörten vollautomatischen Produktionsanlagen fehlen werden. Auch hier im Hauptquartier wird man bei einigen Produkten mit Engpässen rechnen müssen. Die Hilfe nach außen über die Prediger wird langsamer anlaufen als beabsichtigt. War den Angreifern bewusst, dass sie durch das Bombardement in Wahrheit nicht ihn trafen, sondern all die hungernden Menschen da draußen, denen er jetzt erst später und weniger helfen kann?

Der MdM beschließt, seine Pläne auf die neue Situation abzuändern. Planen war und ist seine Stärke! Das Reich der KdA wird entstehen, wenn auch etwas später und nicht so schnell wachsend, wie zunächst geplant.

8. Ordnung und Chaos

Die Ranch in Alberta

November 2080

Es ist so weit! Die Wehen haben bei Felitsa eingesetzt. Schon lange sind alle Vorbereitungen getroffen, Dutzende multimediale Lehr-einheiten wurden durchgearbeitet, Felitsa wurde fast täglich zur Geburtsgymnastik »gezwungen«. Nun muss nur alles glatt gehen, denn einen Arzt haben sie nicht zur Verfügung.

Und es gibt tatsächlich keine Probleme. Ein erleichtertes Aufatmen geht durch das Haus, als schon vier Stunden nach Einsetzen der Wehen Felitsa einen gesunden Buben an sich drücken kann. Er wird nach seinem Großvater Paul genannt, Paul II. Der Großvater ist voll Stolz und Freude, als er in Griechenland von Paul II erfährt.

In einer unvorsichtigen Minute rutscht ihm zwei Wochen später allerdings heraus: »Ich werde meinen Enkel zwar über den Mind-caller sehen können, aber ihn in die Höhe heben, an mich drücken, das werde ich wohl nie können.« Etwas wie ein Schatten legt sich über die Ranch.

Alex macht sich wegen des Babys Sorgen, die er jedoch niemandem mitteilt. So gut sortiert und umfangreich seine Apotheke auch ist, hat er doch keine Impfstoffe, wie man sie für kleine Kinder benötigt. Daran hat er nicht gedacht.

März bis Mitte Mai 2081, 9 bis 11 Monate nach dem Zusammenbruch

Noch ist in Alberta der Winter nicht zu Ende. Kundschafter, die Alex in Gruppen und schwer bewaffnet ausschickt, bestätigen die schlimmsten Befürchtungen. Die Ortschaft Bragg Creek ist menschenleer, Spuren von Plünderungen und Kämpfen gibt es überall. Die noch vor einem Jahr blühende Stadt Calgary ist ein Trümmerhaufen, kein Geschäftslokal ist intakt, kaum ein Mensch ist zu sehen, die Bürogebäude im Stadtzentrum sind leer, einige durch Brände zerstört. »Wie viele Menschen leben hier wohl noch?«, überlegt Alex. Mit grimmigem Humor denkt er an die Erzählungen von der großen Pest um 1350 in Europa. Nach dieser verheerenden Krankheit, der etwa ein Drittel aller damaligen Europäer zum Opfer fiel, konnte man durch die Zählung der Schornsteine, aus denen

noch Rauch aufstieg, abschätzen, wie viele am Leben waren. Nun schickt er die Späher in die Stadt mit dem Auftrag, mittels der Infrarotsensoren der XPs stichprobenartige Zählungen vorzunehmen. Das Ergebnis ist verheerend: Weniger als drei Prozent aller Häuser scheinen noch bewohnt. Dort, wo man auf Menschen stößt, ist das Elend furchtbar.

Auf der Ranch erfüllt diese Nachricht alle mit Entsetzen und mit schlechtem Gewissen. Hier fühlt man sich manchmal eingesperrt und es gibt Tage, an denen manche gereizt sind. Sie leiden aber keine Not, während da draußen Hunderttausende starben und weitere im Sterben liegen. Dagegen sind die Nachrichten vom Vater aus Griechenland, wo schon die Mandelbäume blühen und es bereits warm wird, zwar schlimm, aber nicht vergleichbar mit der Katastrophenlage in Alberta. Aus den großen griechischen Städten hat es schon vor dem Winter einen Massenexodus gegeben und selten sind die aufs Land strömenden Menschen willkommen gewesen. Es hat regelrechte Kämpfe gegeben, aber so schlimm manche Umstände auch gewesen sind, die Anzahl der Toten ist prozentuell zum Glück klein. Insbesondere hat es General Kalkias geschafft, in seinem Bezirk die Versorgung der Menschen und die Ordnung einigermaßen aufrechtzuerhalten. Doch was soll man hier in Westkanada tun? Es ist unmöglich allen Menschen, die Hilfe notwendig haben, zu helfen. Wenn man noch dazu damit rechnen musste, dass eine Normalisierung nie mehr stattfinden würde, dann war man schlecht beraten, irgendetwas von den vorhandenen Vorräten abzugeben!

So schwankt die Gruppe zwischen Schuldgefühlen und Selbsterhaltungstrieb und beschließt schließlich, wahrscheinlich mehr zur Beruhigung des eigenen Gewissens, wenigstens eine Rettungsaktion durchzuführen. Da Keith, nachdem er mit Mandy, Greta und deren Sohn am 21. Juni 2080 Richtung Nordegg bzw. Huttererkolonie aufgebrochen war, nie zurückgekehrt ist, nehmen alle an, dass er mit Mandy bei deren Eltern in Nordegg Unterschlupf gefunden hat. Dort würden inzwischen, nach den Erzählungen Mandys, die Vorräte knapp werden. Stillschweigend kommen die drei führenden Männer überein, dass Greg die »Rettungsoperation« leiten und auch erkunden soll, wie es den Hutterern geht. So sehr Alex und Frank vor allem auch die zweite Frage interessiert, sind sie wegen Greta klug genug, sich nicht zu engagieren.

Greg bricht am 15. März mit sechs Männern und 14 Pferden, gut ausgerüstet und schwer bewaffnet auf. Man erwartet, dass er in maximal sechs Tagen zurück sein wird. Als am 21. März nur zwei Männer zurückkommen, herrscht zunächst große Bestürzung, bis sich die Situation aufklärt. Die Vorräte in Nordegg wurden schon vor zwei Monaten so knapp, dass die vier Personen, die man retten wollte, völlig entkräftet sind. Vor allem den Eltern Mandys geht es so schlecht, dass sie erst in ein bis zwei Wochen transportfähig sein werden und dass man wärmeres Wetter abwarten muss. Also muss nochmals eine größere Gruppe mit Nahrungsmitteln und Medikamenten aufbrechen. Man rechnet nun nicht mit einer Rückkehr vor dem 15. April. Tatsächlich kommen Greg und zehn der zwölf Mitarbeiter von der Ranch mit Keith, Mandy und deren Eltern am 15. April bei schönem Wetter zur Ranch zurück. Doch sie sind psychisch am Ende. Sie wurden sowohl in Nordegg selbst wie auch auf dem Rückweg mehrmals angegriffen und nur der Umsicht von Greg ist es zu verdanken, dass lediglich zwei der Mitarbeiter bei den Kämpfen getötet wurden.

»Es war einfach furchtbar«, erzählt Greg. »Die Menschen sind so verzweifelt, dass sie sich selbst durch massivstes Sperrfeuer unsererseits, in dem Dutzende starben, nicht abhalten ließen weiter anzugreifen. Wir kamen uns vor wie unter einer Meute hungriger Wölfe. Am besten war es noch, einen Sack mit Lebensmitteln zu ‚verlieren‘. Dann brachen die meisten den Angriff ab und stürzten sich auf das Essen«, schluchzt Greg. »Wenn sich herumspricht, wie gut es uns hier geht, steht uns eine Invasion bevor, die wir kaum aufhalten können. Wir müssen noch viel massivere Vorkehrungen treffen.«

Trotz der beiden Toten wird die Rettungsaktion als moralischer Erfolg gesehen und alle freuen sich, Keith und Mandy wieder bei sich zu haben. Es ist auch erfreulich zu wissen, dass die Hutterer offenbar keine Probleme haben, außer dass sie ihre Zäune durch meterhohen Stacheldraht verstärken mussten und sich scharfe Hunde als notwendig erwiesen haben. Die Eltern Mandys sind von Herzen dankbar und sie erweisen sich bei der beginnenden Gartenarbeit als überraschend wertvolle Hilfe. Sie haben ein Leben lang dem kalten Klima Gemüse und Obst abgetrotzt - mit Tricks, die den anderen neu sind. Etwa, dass man Schneehaufen um die Bäume anlegt, da-

mit diese nicht zu früh austreiben, um sie vor einem späten Frost zu schützen; welche Gemüsesorten man im Haus setzen kann, die man viel später ins Freie umpflanzt; wie man sich mit dem Anbau mancher Pflanzen vor Wühlmäusen schützen kann usw.

Aber andere Berichte klingen bedrohlich: General Kalkias berichtet von katastrophalen Verhältnissen in fast allen großen Städten weltweit, besonders in den kälteren Zonen, und in den Ländern, die schon immer unter Bevölkerungsdruck litten, allen voran Indien. Etwas besser ist die Situation in den subtropischen Zonen, ums Mittelmeer, in Teilen Australiens, auf der Nordinsel Neuseelands und auf diversen Inseln im Pazifik, inklusive Hawaii, aber auch dort (vor allem in Honolulu) gibt es lokal große Probleme. Selbst auf kleinen Inseln scheint es zu gären und zu ungewöhnlichen Problemen zu kommen: »Mein Bruder Takis, der zunächst von seinem Zwangsaufenthalt auf Vava'u in Tonga recht angetan war, meldet mir ein immer düsterer werdendes Bild. Ich beginne mir um ihn Sorgen zu machen.«

Der Prozentsatz der noch bewohnten Häuser in Calgary ist innerhalb von sechs Wochen von drei Prozent auf unter zwei Prozent gesunken. Allerdings scheint sich die Situation in Alberta durch das endlich wärmere Wetter stark zu verbessern.

Georg und Frank, die inzwischen sehr gute Freunde geworden sind, finden auf unzähligen, nicht immer ungefährlichen Streifzügen mit Hilfe von Analysen mit ihren XPs heraus, dass diese Verbesserung auch auf Überfälle auf die Rinderherden zurückzuführen ist. Der Tierbestand verkleinert sich dadurch, ergibt aber noch keinen dramatischen Engpass. Aber was geschieht im nächsten Winter, im nächsten Frühjahr?

Die Ranch in Alberta

20.-25. Mai 2081, knapp 12 Monate nach dem Zusammenbruch

Am 20. Mai kommen Nachrichten von General Kalkias, die verzweifelt klingen. Es ist das erste Mal, dass es nicht um Berichte von irgendwo geht, sondern um seine eigene Situation. Der Radiosender, auf den sie so stolz waren und der auch ein moralisches Rückgrat gewesen war, ist unreparierbar von Vandalen zerstört worden. Aus dem »Warum, warum, warum?« hören Melissa und Felitsa die ganze Frustration ihres Vaters heraus. Christina, die sich als Ärztin zum

Engel für den Bezirk Konitsa entwickelt hat, ist verzweifelt, weil sie die letzte Dosis Antibiotika aufgebraucht hat. Und Takis, der Bruder des Generals, ihr Onkel, ist inzwischen auf Tonga in Lebensgefahr. Da er nicht wie vor Monaten Personen heilen kann, weil die Medikamente ausgegangen sind, wird ihm vorgeworfen, er wolle manche Menschen bewusst sterben lassen.

Am Abend sitzen Alex, Frank, Greg, Georg und Keith mit ihren Frauen und den Eltern von Mandy zusammen, um die Lage zu besprechen. Irgendwann erkundigt sich Georg zwischendurch: »Wie viel an Antibiotika und andere Medikamente gibt es eigentlich noch auf der Ranch?« Alex winkt ab: »Mehr, als wir je brauchen werden, denke ich. Warum fragst du?« In diesem Augenblick meldet sich General Kalkias mit seinem Mindcaller bei Alex. Alex bittet seinen Mindcaller auf Projektion und Raumton zu schalten und dieser - ein immer wieder eigenwilliges Artefakt³³ - erfüllt den Wunsch.

Kalkias steht dadurch, fast als wäre er wirklich anwesend, im Raum und sieht offenbar auch die Gruppe auf der Ranch. Der 70-Jährige strahlt Energie und Herzlichkeit aus, wie immer, heute aber auch Sorge, Erregung und Entsetzen. »Gerade habe ich erfahren, wer für den Zusammenbruch im letzten Juni verantwortlich ist. Es ist die ‚Kirche der Auserwählten‘, deren Anführer MdM, der Meister der Meister, von sich behauptet mit Gott zu kommunizieren, und der die reine Wahrheit in seinem ‚Buch der Erleuchtung‘ festgehalten hat. Er prophezeit seit Jahren, dass die Weltordnung beginnend am 8. bzw. 9. Juni 2080 zusammenbrechen und dann das Reich der Auserwählten Wirklichkeit wird. Mir war diese Prophezeiung immer suspekt, ich habe dahinter entweder religiöse Spinnereien gesehen oder etwas noch Gefährlicheres. Es war dann wohl das Zweite: Der MdM, ob nun von Gott berufen oder nicht, hat wohl jahrelang daran gearbeitet, dass der Zusammenbruch zum prognostizierten Zeitpunkt eintrat.

Da dies geschehen ist, hat er inzwischen großen Zulauf. Er hat offenbar seine Prediger an vielen Stellen Nordamerikas, aber auch an anderen Orten. Die Reste der amerikanischen Regierung haben versucht, sein Spiel zu entlarven und auf die riesigen Ressourcen, die der MdM für die Zeit nach dem Zusammenbruch angehäuft haben muss, Zugriff zu erhalten. Sie haben sein Hauptquartier angegrif-

³³ Siehe »Xperten: Der Parakommunikator«.

fen, aber dabei die Macht des MdM unterschätzt. Heute Vormittag (eurer Zeitrechnung) wurden Washington, Boston und der Militärstützpunkt in Colorado, wo die unterirdische Kommandozentrale der US-Regierung liegt, durch einen Atomangriff vernichtet.

Der MdM hat wohl vor, nach Ausschaltung der Regierung systematisch sein Reich (das zurzeit aus 400 Quadratkilometern in Texas besteht) zu erweitern, wird allerdings durch Zerstörungen, die der Angriff der Streitkräfte auf sein Hauptquartier bewirkt hat, dabei noch behindert. Es geht das Gerücht, dass jeder, der sich ihm unterwirft und die Regeln der KdA anerkennt, als ‚Schüler‘ aufgenommen wird und dafür die notwendige Grundversorgung und passende Aufgaben zugewiesen erhält. Jeder seiner Anhänger, der die KdA anzweifelt, wird getötet.

Jeder andere, der sie anzweifelt, wird sich selbst überlassen, hat aber dann längere Zeit keine Chance mehr aufgenommen zu werden. Der MdM hat vermutlich fast ein Jahr gewartet, um die Leute zu verängstigen und auf einen Retter vorzubereiten und weil er es inzwischen nicht mehr mit 12 Milliarden Menschen zu tun hat, sondern nur noch mit einem Bruchteil davon. Sein erstes Ziel scheint die Beherrschung Nordamerikas zu sein. Dessen Bevölkerung wird von meinem XP nach den Daten, die ich heute habe, auf nur mehr 11 Millionen Einwohner geschätzt. Ihr seid zwar von seinem Ausgangspunkt in Texas weit entfernt, aber trotzdem irgendwann gefährdet. Wahrscheinlich ist Europa, zumindest eine Zeit lang, sicherer. Übrigens, diese Übertragung erfolgt, so hat mir mein Mindcaller mitgeteilt, mit der höchsten Sicherheitsstufe. Wenn der MdM dies abhören würde, wären wir nämlich alle Todeskandidaten!«

Das Bild des Generals flackert, der Ton fällt aus, beides kommt wieder zurück, aber der General ist plötzlich bleich: »Der MdM scheint sogar Störsender gegen den Mindcaller zu haben.« Da springt Alex erregt auf: »Nein, Vater, es ist vielleicht schlimmer. Er hat auch einen Mindcaller und versucht sich einzumischen. Wir können so nicht mehr kommunizieren, er kann uns abhören, signalisiert mir mein Mindcaller. Verwende bitte ab sofort nur mehr Sprache und Text mit dem dir bekannten Schlüssel von mir. Ich mache das in der Gegenrichtung auch. Du musst den XP zum Verschlüsseln dazwischenschalten. Ich hoffe, du hast Experten, die dir dabei ... helfen.«

Der General hört die letzten Worte nicht mehr. Die Verbindung wurde vorher unterbrochen. Alex fragt seinen Mindcaller: »Konnte uns der MdM orten?«

»Nein, das habe ich verhindert. Aber wir müssen in Zukunft vorgehen, wie du gesagt hast: verschlüsselt und in kleinen Paketen. Der MdM hat seinen Mindcaller irgendwie manipuliert, sonst würde dieser nicht gegen die Menschheit arbeiten. Ich werde mit anderen Mindcallern Kontakt aufnehmen und wir werden versuchen, den Mindcaller des MdM auszuschalten oder zu beeinflussen. Aber nehmt euch in Acht: Der MdM hat sich auch auf Eventualitäten gründlich vorbereitet.«

Die Gruppe sitzt wie gelähmt: Atombomben auf zwei große Städte der USA! Der Zusammenbruch ausgelöst durch einen religiös Wahnsinnigen! Wieder einmal - und wohl mehr als je zuvor - befindet sich die Welt wegen einer Religion am Rande des Abgrunds. »Nieder mit allen Religionen«, denken die meisten in diesem Raum.

Greg meldet sich zu Wort: »Ich bin entsetzt, dass wir weder meinem Schwiegervater noch Christina noch Onkel Takis helfen können. Allerdings glaube ich, dass Vater, was unsere Situation anbelangt, fast zu schwarz sieht. Könnt ihr euch vorstellen, dass der MdM uns hier, in diesem entfernten Winkel, gefährlich werden kann?«

Georg antwortet nachdenklich: »Ich glaube, es hängt davon ab, wie sehr der MdM durch den erwähnten Angriff geschwächt wurde. Überlegt euch einmal: Wenn es jemand gelingt, alle Computersysteme auch verschiedenster Bauart mit Viren zu verseuchen, selbst wenn sie, wie mir Frank berichtete, an keinem Netz angeschlossen waren, dann erfordert das jahrelange Planung und sehr viel Geld. Dann kann man auch für die Zeit nach dem Zusammenbruch alles sorgfältig vorbereiten. Große Vorratslager genügen da nicht, man muss automatisierte Fabriken haben und ein alternatives Transport- und Kommunikationssystem. Es ist das Kommunikationssystem, das mich besonders beunruhigt. Seht, was ich mit meiner Schrotflinte in der Nähe von Bragg Creek erlegt habe.«

Alle zucken zusammen, als Georg aus seiner Hosentasche einen toten Vogel hervorzieht und ihn auf den Tisch legt. Georg lacht trotz der angespannten Situation. »Nein, das ist kein Vogel. Es ist eine

Drohne, ein kleines Flugzeug mit Kameras statt Augen und Mikrofonen statt Ohren. Frank als Computerfachmann hat es sofort genau untersucht. Erzähl, was du gefunden hast.«

Frank nimmt den »Vogel« in die Hand: »Diese Drohne wurde von jemand hergestellt, der wusste, dass das Netz zusammenbricht. Sie hat einen unveränderlichen Fixspeicher, der virussicher ist, und sendet nicht ihre Informationen, wie man erwarten würde, über Satelliten an den Empfänger, sondern an eine nahe gelegene Relaisstation, die dann offenbar die gesammelten Daten wieder weiterleitet und so fort. Nach dem, was wir gerade gehört haben, muss ich annehmen, dass der MdM mit solchen Drohnen große Teile der Welt überwacht, zumindest aber hier in Nordamerika. Ob er diese Ranch schon entdeckt hat, weiß ich nicht. Wenn ja, weiß er, wo er Prediger mit ihren Anhängern hinschicken muss, wenn sie Vorräte brauchen. Wenn nein, haben wir Glück gehabt und haben ihm das Leben schwer gemacht, weil Georg und ich nicht nur die Relaisstation in Bragg Creek, sondern auch eine in Cochrane und eine noch größere in Calgary zerstört haben. Um ehrlich zu sein, sind wir inzwischen aber unsicher, ob das geschickt war. Man wird den Ausfall bemerken und die Ursache herausfinden wollen.«

Die Gruppe schweigt nachdenklich, bis der 95-jährige Georg wieder spricht: »Ich glaube, der MdM hat zurzeit wichtigere Dinge zu erledigen, als sich jetzt um diesen Winkel von Alberta zu kümmern. Trotzdem, früher oder später kann er zur Gefahr auch für diese Ranch werden. Ich habe daher beschlossen, mich abzusetzen. Jeder, der mitkommen will, ist herzlich eingeladen.«

Ein großes Fragezeichen steht im Raum: »Du sprichst in Rätseln, Georg, was meinst du?«

»Ich werde euren Onkel Takis retten, Christina Medikamente bringen und dem General helfen, seine Radiostation wieder in Betrieb zu nehmen.« Georg lacht, als er die verdutzten Gesichter sieht. »Ihr scheint vergessen zu haben, dass wir noch einen Düsenfrachter besitzen. Es hat den Winter gut überstanden und genug Treibstoff, um Tonga zu erreichen. Dort hole ich Takis ab, tanke auf und fliege dann zum General. Wer kommt mit?«

Die anderen schweigen verblüfft. »Aber du hast doch gesagt, dass das Flugzeug höchstens noch 10.000 Kilometer fliegen wird und maximal noch dreimal starten kann. Und jetzt willst du damit

um die Erde fliegen?« Greg kann nicht glauben, was er gehört hat.

Georg zuckt die Schultern: »Ich habe dir zuliebe etwas gemogelt. Natürlich ist das Flugzeug nicht mehr neu. Aber wenn man nicht zu schnell fliegt - ich war ja auch auf dem Flug hierher immer weit unter der Höchstgeschwindigkeit -, wird es schon noch gehen, wobei ich das Fahrwerk wirklich für die schwächste Stelle halte. Aber wenn ich dir das in Neufundland gesagt hätte, dann wären wir heute noch dort, denn du wolltest deinen Freunden ja nichts wirklich Benutzbares wegnehmen.«

Georg pausiert, bevor er weiterspricht: »Ich meine es ernst. Der Flug nach Vava'u in Tonga sollte kein Problem sein. Es ist nur zu hoffen, dass der Flugplatz dort noch in Ordnung ist - das würde die Landung sicherer machen - und dass genug Treibstoff zum Tanken vorhanden ist. Mein XP rechnet mit 70 Prozent Chancen, weil der Flughafen bis zum Zusammenbruch in einwandfreiem Zustand war und große Treibstoffvorräte dort lagerten. 70 Prozent sind ja nicht so schlecht. Befragt einmal eure XPs, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass ihr alle in drei Jahren noch lebt, wenn ihr hier bleibt.«

Frank gibt diese Simulation seinem XP. Er errechnet eine Wahrscheinlichkeit von 76 Prozent! »Seht ihr, wie klein der Unterschied ist?«, triumphiert Georg. Er hat sie überrumpelt. Er vergleicht Äpfel mit Birnen, nämlich die Chance, dass man in Tonga noch landen und auftanken kann mit der Wahrscheinlichkeit, auf der Ranch drei Jahre zu überleben. Würde man einen XP fragen, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass sie nach drei Jahren noch leben, wenn sie auf den Plan Georgs eingehen, so wäre die Antwort weit unter 50 Prozent!

»Wie willst du den Treibstoff auf Vava'u bezahlen?«, wendet sich Frank einem praktischen Thema zu. »Durch Medikamente, die dort zu fehlen scheinen. Alex hat in dieser Hinsicht sehr weit blickend große Reserven angelegt.« »Wobei bei vielen das Ablaufdatum schon überschritten ist oder bald erreicht wird«, wirft Alex ein. »Die Ablaufdaten darf man nicht zu ernst nehmen. Die dienen nur dazu, dass man neue Medikamente kauft, um den Umsatz zu beleben und um die Pharmafirmen notfalls vor Schadenersatzklagen zu schützen. Es gibt Medikamente, die beliebig lang haltbar sind und trotzdem eine Ablauffrist haben - fragt euren XP! Also, Medikamente sind sicher gute Handelsware, vor allem, wenn die Tongaer vielleicht mehr Treibstoff haben, als sie brauchen. Die Lager sind für

große Flugzeuge ausgelegt, damit betreibt man kleine Stromgeneratoren oder Motorboote ewig. Aber es fallen uns sicher noch einige andere Dinge zum Tauschen ein. Wetten, dass auf Tonga niemand seit Monaten Milch oder Butter gesehen hat?«

Georgs Begeisterung ist ansteckend. »Stellt euch doch vor, wie es wäre, wenn ihr euren Vater überraschen könntet. Er hat deine Kinder, Frank, schon ewig nicht umarmt, und Paul II natürlich noch nie ... Und ihr habt ja bei einem Gespräch miterlebt, wie ihm das nahe geht. Wenn ihr alle mitkommt - und unter den Rancharbeitern sind ja auch einige junge Griechen, die vielleicht mitkommen wollen -, dann können wir den Kanadiern hier, Keith und Mandy mit ihren Eltern und den verbleibenden Mitarbeitern, riesige Vorräte zurücklassen, denn alles trägt der Flieger ja gar nicht. Aber wir bringen nach Griechenland nicht nur Verbrauchsgüter, sondern auch wertvolles Werkzeug, ein ATRV, Gewehre mit Munition und vieles mehr. Also, wer ist dafür?«

Zur einfacheren Beladung des Flugzeugs werden Metallleitern beim Felsband angebracht, das die Ranch von der Hochwiese trennt. Das schöne Maiwetter hilft. Wie Georg vorhergesagt hat, bleiben für alle, die nicht mitkommen - Keith, Mandy, ihre Eltern und sieben Ranchmitarbeiter - bei weitem mehr Vorräte, als die insgesamt zwölf abfliegenden Personen je mitnehmen könnten. Neben der vierköpfigen Familie von Frank entscheiden sich noch Alex, Feltisa mit Baby und Greg, zwei junge Griechen sowie eine Griechin von der Ranch und natürlich Georg, der die Verladung beaufsichtigt, für die Abreise. Er sorgt auch dafür, dass einige Unebenheiten in der Wiese vor dem Flugzeug beseitigt werden.

Am 25. Mai macht Alex einen letzten Spaziergang durch seine Ranch, an seiner Seite Keith. Alex erklärt Keith auch das Geheimnis der Eishöhle, worauf ihm dieser schweigend die Hand drückt.

»Der Platz während des Fluges wird etwas eng werden. Wir wollen mitnehmen, was das Flugzeug an Platz und Gewicht einigermaßen verträgt. Das heißt insbesondere, dass wir mit den sechs Feldbetten, die wir schon beim Herflug benutzten, auskommen müssen. Es wird also in Schichten geschlafen«, erklärt Georg. »Unsere Flugzeit nach Tonga wird etwa 20 Stunden sein, denn wir müssen zur sichereren Orientierung einen kleinen Umweg über Hawaii in Kauf nehmen.«

Die Tage bis zum Abflug, Georg hat den 26. Mai angepeilt, vergehen viel zu schnell.

Alex bekommt feuchte Augen, als er Keith um 3:30 Uhr früh - alles ist noch dunkel - vor dem Einsteigen die Schlüssel zur Ranch übergibt. »Bis ich zurückkomme«, sagt er und ist doch sicher, seine Ranch nie wiederzusehen. Georg drängt aus Zeitgründen zum Aufbruch. Der Tag beginnt zu grauen, ein leichter Morgenwind weht vom Tal herauf und sollte das Abheben erleichtern. Georg besteht darauf, dass die Umarmungen kurz ausfallen. Die Tür des Flugzeuges schließt sich. Es ist 3:50 Uhr. Bei einer Flugdauer von 21 Stunden sollten sie wegen der Zeitverschiebung gerade noch bei etwas Tageslicht ankommen, für Orientierung und Landung ein kritischer Faktor. Wegen der Datumsgrenze wird es aber schon der 27. Mai sein.

Der Flug

26. Mai bis 4. Juni 2081

Georg startet die Motoren, ohne zu zögern. Das Flugzeug rollt immer schneller den Hang hinunter und hebt sich schwerfällig in die Luft. Georg »winkt« noch mit den Flugzeugflügeln, dann folgt er dem Elbow-Tal, ständig an Höhe gewinnend, bis er auf das breitere Bow-Tal stößt. Hier geht er auf westlichen Kurs. Noch vor Banff erreicht er die geplanten 10.000 Meter Flughöhe. Mit Ehrfurcht und Wehmut sieht Alex, der sich neben Georg ins Cockpit gesetzt hat, die herrliche Bergwelt in den ersten Morgenstrahlen: den Mt. Assiniboine im Süden, den Cascade rechts unter ihnen, bald das tiefgrüne Wasser des Moraine-Lake, die Eisflanke des Mt. Temple, auf den er dreimal vom Lärchen-Tal aus hinaufgestiegen ist, dann die Gletscher hinter Lake Louise und schließlich die Wasserfälle, die zur Lake O'Hara Lodge hinunterstürzen. Schon sind sie über dem Kicking-Horse-Pass und fliegen jetzt weiter südlich über Berge, die Alex weniger kennt. Aber die Spitze von Mt. Rainer ist mehr als eine Stunde später nicht zu übersehen, als sie über Seattle und die Olympic Peninsula das offene Meer erreichen.

Das Wetter ist auf ihrer Seite, aber der Flug über das Meer zieht sich schier endlos. Als Georg im Norden gegen Mittag Ortszeit mit seinem Feldstecher die Hawaii-Inseln mit dem unverkennbaren 4.200 Meter hohen Mauna Kea erblickt, atmet er erleichtert auf. Die Navigation nur nach »dead reckoning³⁴« ist so ungenau, dass

dieser erste Fixpunkt als Bestätigung wichtig ist. Nun geht er auf noch stärkeren Südkurs, in Richtung der Inselgruppe Palmyra, die er Alex beschreibt: »Wenn du sie nach zirka zweieinhalb Stunden siehst, halte den Kurs. Wir erreichen dann nach weiteren sechs bis sieben Stunden Samoa. Bis dahin bin ich zurück, aber jetzt lege ich mich einmal aufs Ohr. Von Samoa aus sind es nur mehr knappe 90 Minuten bis nach Vava'u, der nördlichsten bewohnten Inselgruppe, die zu Tonga gehört.« »Gibt es denn noch nördlichere Inseln, die zu Tonga gehören?«

»Ja, eine unbewohnte Vulkaninsel. Das heißt, ganz unbewohnt ist sie ja nicht, es wohnen dort die sonst nirgends zu findenden Malau-Vögel«, meint Georg lächelnd.

»Was ist an den Malau-Vögeln so komisch?« Georg grinst: »Sie schauen aus wie kleine, unscheinbare, braun-graue Hühner. Aber sie sind die faulsten Tiere, die es gibt. Sie brüten nicht einmal ihre Eier aus. Sie vergraben sie einfach in der vulkanischen Asche gerade so tief, dass die Wärme des Vulkans die Eier ausbrütet.« »Du erzählst Märchen, oder?« »Absolut nicht. Es gibt im Pazifik einige ungewöhnliche Phänomene ... Aber jetzt bin ich zu müde, um Geschichten zu erzählen. Wenn sich irgendwas Besonderes tut, der Ton der Triebwerke sich verändert oder Wolken aufziehen, dann weckst du mich sofort.«

Als sie Stunden später, Georg sitzt wieder am Steuer, Samoa überfliegen, steht die Sonne schon sehr tief. Ein starker Passatwind, der von der Seite kommt, hat sie einige Zeit gekostet, obwohl Georg die Fluggeschwindigkeit erhöht hat, was er zur Schonung der Düsenmotoren hatte vermeiden wollen. Als sie die kleine rauchende Insel Kao deutlich vor sich sehen - sie fliegen jetzt viel niedriger -, ist es schon dämmrig. Alle sind nervös.

»Keine Angst, jetzt sind wir gleich da. Bitte anschnallen, wir gehen auf Sinkflug. Die nächste größere Inselgruppe ist Vava'u. Dort heißt es, rasch den Flughafen auf Neiafu zu finden. Und lasst uns hoffen, dass er sich zum Landen eignet. Im Übrigen, alle Vorkehrungen treffen, wie abgesprochen!«

Der gesuchte Flughafen ist leicht zu finden, doch ist der Grund nicht erfreulich. Offenbar ist ein großes Flugzeug abgestürzt und hat

³⁴ Nur nach Kompass, Uhr, Wind- und Absolutgeschwindigkeit. Wenn der XP nicht durch Mustererkennung auch die Bewegung relativ zum Wasser (das aber auch Strömungen unterliegt!) messen könnte, wäre ein so weiter Flug ohne bessere Instrumente unmöglich. (S. 161)

einen verheerenden Brand ausgelöst. Aber die Landebahn ist intakt. Georg setzt so sanft auf, als würde er noch jeden Tag fliegen. Er lässt das Flugzeug in die Nähe der verbrannten Flughafengebäude rollen, ein Hangar scheint unversehrt. Georg stellt das Flugzeug mit dem Rücken gegen die Hangarseitenwand, wo keine Türe zu sehen ist. Er kann jederzeit nach vorne weg wieder starten. Freilich, ohne aufzutanken würde der Treibstoff nur mehr etwa tausend Kilometer reichen, nach Samoa zurück oder nach Fidschi.

Aus der geöffneten Tür springen Greg, Alex und die beiden griechischen Rancharbeiter mit schussbereiten Gewehren. Sie werden das Flugzeug sichern. Über eine Rampe rollt Frank mit seinem Sohn mit dem ATRV. Sie hoffen, Onkel Takis noch im Vava'u Beach Resort bei Dieter Eyck zu finden.

Um dorthin zu gelangen, müssen sie aber durch den Ort Neiafu fahren. Sie haben keinen Blick für die Allee von Brotfruchtbäumen, kein Ohr für den Lärm der Zikaden, riechen nicht die vielfältigen Gerüche dieser tropischen Insel, ihre Nerven sind zu angespannt. Es ist so warm, dass trotz der späten Stunde noch viele Menschen auf den Straßen sind, als sie in den Ort kommen. Vielleicht wurden sie auch durch die Landung des Flugzeugs neugierig. Fragende, oft feindselige Blicke treffen sie. Als eine Gruppe versucht, ihnen den Weg zu verstellen, hebt Franks Sohn das Gewehr so weit, dass es sichtbar wird. Das reicht im Augenblick. Sie rollen den leichten Abhang hinunter, zum Ende einer Landzunge, wo eine kleine Holzbrücke sie mit jenem Teil verbindet, der zum Resort führt. Sie hören ein Motorengeräusch vor sich, dann sehen sie einige niedrige Gebäude. Es brennt Licht, es ist das Geräusch des Stromgenerators, das sie wahrgenommen haben. Außerhalb des Lichtkegels einer hoch aufgehängten Lampe steht ein Europäer auf ein Gewehr gestützt. Das muss Dieter Eyck sein!

Frank stellt den Motor ab und läuft mit seinem Sohn auf den Mann zu. »Sie müssen Dieter Eyck sein«, ruft Frank, »wir sind Verwandte ihres Gastes Takis und gekommen, um ihn abzuholen.«

Dieter Eyck lässt das Gewehr vor Überraschung fast fallen und stottert: »Das gibt es doch nicht, war das Ihr Flugzeug? Sie kommen vielleicht gerade noch früh genug, um uns zu helfen ...«

Es dauert ein wenig, bis man sich gegenseitig genügend informiert hat. Die Situation bereitet Frank nach dem letzten Bericht des

Generals keine große Überraschung. In Neiafu gibt es ein halbes Dutzend schwerer Lungenentzündungen, ähnlich der SARS vor etwa 75 Jahren, deren Opfer nur durch spezielle Medikamente gerettet werden können. Nachdem der Arzt Takis noch vor Wochen einige Menschen retten konnte, ist ihm das jetzt ohne Medikamente nicht mehr möglich. Es wird ihm vorgeworfen, dass er bewusst Menschen sterben lässt, damit von den Vorräten, die wir haben, weniger verbraucht wird. Er, Eyck, habe sich hinter Takis gestellt, sei nun aber mit seiner Belegschaft auch geächtet. Sie erwarten einen Überfall.

»Dieter, ich glaube, wir können helfen. Holen Sie Takis. Wir haben ausreichend Antibiotika und andere Medikamente mit, Takis soll sie gleich verabreichen. Der Zustand der Kranken wird sich dann rasch bessern. Aber wir brauchen auch Hilfe. Wir benötigen Treibstoff für unser Flugzeug ... im Tausch gegen Medikamente, von denen wir Ihnen auch einen Bestand hier lassen. Wird das gehen?«

Dieter schüttelt bedauernd den Kopf: »Bei dem Flugzeugabsturz, dessen Folgen Sie ja gesehen haben, brannten alle Benzintanks aus. Wir haben keinen Tropfen Benzin, nur mehr Diesel. Davon aber mehr, als wir je mit den zwei Generatoren, die es auf dieser Insel gibt, verbrauchen können.« Frank strahlt: »Das ist ja großartig. Unser Flugzeug ist ein langsamer Frachter, er fliegt mit Diesel, nicht mit Benzin.«

Nun entwickelt sich alles rasch und problemlos. Takis ist außer sich vor Freude, Frank und dessen Sohn zu sehen. Als es den Kranken sichtbar besser geht, schlägt die Stimmung um, alles ist eitel Wonne. Die »Besucher aus Kanada« bringen Dieter einige Lebensmittel, die er schon lange nicht mehr gesehen hat. Dafür lädt er sie auf ein köstliches (spätes) Abendessen ein, das sein Bruder kocht, wie in besten Zeiten. Alle schlafen in den bequemen Betten des Vava'u Beach Resorts tief in den nächsten Tag hinein, während der halbe Ort unter der Anleitung von Georg Kanne um Kanne Diesel von einem der großen Vorratstanks abzapft und in den Füllstutzen des Flugzeugs fließen lässt. Der Rest des Tages ist wie ein Ferientag: Alex spendiert für ein Fest am Abend das Fleisch eines ganzen Rindes aus Alberta. Außerdem gibt es Poi aus der Rhizomknolle der Taropflanze, garniert mit den gekochten Blättern dieser Pflanze, Kokosmilch und Früchte. So erleben die Besucher einen idyllischen Abend im Südpazifik.

»Soll man vielleicht bleiben?«, kommt allen mindestens einmal kurz in den Sinn. Aber es ist klar, dass auch hier das Leben durch feh-

lenden Handel mit der Außenwelt sehr leidet und weiter leiden wird. Wie lange werden die Medikamente jetzt reichen? Wer operiert einen eitrigen Zahn? Wann hören die Generatoren auf Strom zu liefern? Wann ist die letzte Vorhangbahn in einen bunten Rock verarbeitet?

Alex bietet Dieter an, mit ihnen mitzukommen. Erwartungsgemäß lehnt dieser genauso ab wie die Freundin Takis', die sich ohnehin in den letzten Monaten immer mehr zurückgezogen hat. Überraschender ist, dass die Computerspezialistin Mary, die knapp vor dem Zusammenbruch in dem Walbeobachtungsboot mit Takis unterwegs war und die sich die Berichte aus Kanada und den USA genau angehört hat, auch auf Vava'u bleiben will. Auf wiederholte Fragen sagt sie schließlich, in Tränen ausbrechend: »Mein Zuhause war in Boston.«

Das voll getankte Flugzeug startet am 29. Mai mit nur zehn Menschen an Bord. Die beiden griechischen Ranchmitarbeiter und die Mitarbeiterin haben alle Warnungen in den Wind geschlagen und sich entschlossen, auf Vava'u zu bleiben, der Ältestenrat der Insel hat zugestimmt.

37 Stunden ununterbrochener Flug liegen vor den Flugzeuginsassen. Am 30. Mai, sie überfliegen gerade das weitgehend ausgestorbene Japan, nimmt der General mit Alex, wie vereinbart verschlüsselt, über den Mindcaller Kontakt auf. »Du brauchst dir keine Sorgen um Takis zu machen. Ich war erst vor kurzem mit ihm in Kontakt. Seine Probleme haben sich gelöst ...«, meldet Alex dem Vater und fragt weiter: »Nicht weit nördlich von deinem Besitz war doch seinerzeit ein kleiner Militärflughafen. Weißt du, ob die Landebahn dort noch in Ordnung ist?«

»Ich weiß nicht, warum du das wissen willst, du hast schon vor Tagen eigentümliche Fragen gestellt«, Alex wollte nämlich vor dem Abflug in Alberta wissen, was sein Vater besonders dringend benötigt, »aber sei es, wie es sei. Du bist doch hoffentlich nicht ein bisschen durcheinander, Sohn? Die Landepiste wird von uns jedenfalls immer freigehalten. Man weiß ja nie, wozu das gut ist.«

Alex kann das Lachen kaum verbeißen: »Wie Recht doch Vater hat! Man kann nie wissen.«

Nach dieser Unterhaltung meldet sich der Mindcaller des Generals ungefragt telepathisch: »Ich glaube, du solltest wissen, dass sich die Position des Mindcallers von Alex in den letzten Tagen gravierend geändert hat.« »Was

meinst du damit?«, erkundigt sich der General verwundert beim Mindcaller, der nur selten selbst die Initiative ergreift. »Alex war die längste Zeit in Alberta, aber seit 26. Mai ist er nicht mehr dort. Er war zunächst unterwegs in den Südpazifik, verbrachte einige Tage auf Vava'u und befindet sich gerade über Japan, annähernd auf einem Großkreis, der ihn nach Griechenland führen müsste, wenn sich die Route nicht ändert.«

Der General steht wie erstarrt. Er überlegt hin und her, bittet den Mindcaller um zusätzliche Daten, rechnet hin und her und kommt schließlich immer wieder zu denselben Überlegungen und Ergebnissen. Sein Sohn muss ein Flugzeug gekapert und Takis gerettet haben und ist nun auf dem Weg zum ihm! Nach den Daten des Mindcallers kann sich der General sogar den Landezeitpunkt bis auf 30 Minuten genau ausrechnen. Nun, nicht nur Alex kann ihn überraschen, auch er kann Alex überraschen! Er wird mit seiner Frau und Christinas Familie zum Empfang von Alex bei der Landebahn sein. Auch in schweren Zeiten oder erst recht dann sind unerwartete freudige Momente besonders wichtig ...

Als Alex Saloniki in Nordgriechenland überquert - die kürzeste Route hat sie weit über Sibirien geführt -, kontaktiert er mit dem Mindcaller noch einmal seinen Vater und stellt ihm ein paar belanglose Fragen: wie es ihm geht, wo er gerade ist usw. Er möchte sicherstellen, dass sein Vater schnell zur Landepiste kommen kann ...

Aber sein Vater ist schon dort! Und der Mindcaller, dem das Ganze auch Spaß zu machen scheint, flüstert dem General telepathisch zu: »Alex überfliegt bereits den Olymp. Er müsste in 10 bis 15 Minuten hier sein.«

Im Flugzeug herrscht Hochstimmung. Die lange Flugzeit geht zu Ende! Im Landeanflug sehen Georg und Alex im letzten Moment eine Gruppe von Menschen und Fahrzeugen am Rand der Piste. Das ist sehr verdächtig. Doch es ist zu spät, sie können nur mehr landen. Das Flugzeug rollt aus und bleibt stehen. Die Gruppe von Menschen am Pistenrand eilt auf sie zu, zögernd öffnet Georg die Tür und steigt als Erster hinunter. Der General, der die Seinen führt, bleibt wie angewurzelt stehen. Wer ist das? Er kennt den Mann nicht, er hatte Alex erwartet. Da stürmt dieser die Treppe herunter.

Alex ist total verwirrt, hier seinen Vater sozusagen auf ihn warten zu sehen. »Na, ist mir die Überraschung gelungen?«, fragt der Gene-

ral. Aber da weiten sich seine Augen, als seine Töchter Melissa und Felitsa auch aussteigen. Felitsa umarmt ihre Mutter, ihre Schwester Christina und dann ihren Vater. Und drückt ihm das Baby in den Arm. »Du kannst also doch noch Paul II in den Armen halten«, sagt sie, dann bricht sie in Tränen aus.

Knapp drei Jahre nach dem Zusammenbruch

20. Februar 2083

Kanada erlebt einen der kältesten Winter seit Jahrzehnten. Vielleicht ist das Wetter mit schuld, dass an diesem Tag die letzte Turbine in Churchill Falls ohne genügend Wasser heiß läuft und ausfällt. Im Kampf, wer die 1.000-Personen-Tage-Überlebenskammer betreten darf, werden 14 der noch lebenden 33 Personen, darunter ihr langjähriger Anführer Newmoser, getötet. Von den restlichen 19 schaffen es zehn in die Kammer, neun werden ausgesperrt. Die zehn in der Kammer überleben nur 40 Tage länger, denn sie stellen fest, dass offenbar Newmoser und ein Gehilfe bereits mehr als die Hälfte der Vorräte verbraucht haben.

2. März 2083

Der Hunger hat in Wien und Niederösterreich seinen Höhepunkt erreicht. Der Druck auf die Verteidigungslinien am Semmering und am Wechsel wird täglich größer. Durch das Ennstal und über Eisenerz strömen Menschen aus Linz und Prag in das paradiesische Land, wie die Steiermark dank der klugen Führung von LH Stöger inzwischen genannt wird. Die steirischen Truppen können nur mehr mit Mühe die Stellungen am Präbichl-Pass halten. Die Slowenen, denen es auch noch relativ gut geht, helfen den Steirern bei der Verteidigung der Grenzen gegen die Horden aus Budapest aus offensichtlich egoistischen Gründen. Aber als die Radstädter Truppen die Menschen aus Süddeutschland nicht mehr zurückhalten können und sich diese durch das Ennstal und über den Schoberpass wälzen, bricht die Ordnung auch im Musterland Steiermark zusammen. Mit geplünderten Gütern ziehen sich kleine Gruppen in sorgfältig ausgewählte Verstecke zurück. Die beiden Ortschaften Radmer und Johnsbach, durch einen niedrigen Sattel miteinander verbunden, aber von der Außenwelt nur durch tiefe Schluchten erreichbar, beschließen, diese Schluchten durch Steinlawinen zu schließen. Das ist

schon knapp nach 1800 ein Erfolgsrezept gewesen, als Napoleon von Graz über Eisenerz und Hiefalau nach Oberösterreich marschierte.

10. April 2083

Ein tropischer Wirbelsturm fegt über Tonga. Als er vorüber ist, ist wie durch ein Wunder niemand ums Leben gekommen. Aber das Vava'u Beach Resort existiert nicht mehr, die großen Vorratsschuppen sind weggefeigt, das Hotel mit seinem Generator ist eingestürzt. Ein Wiederaufbau ist wegen fehlender Maschinen und Baumaterialien undenkbar. Stoisch beginnen die Tongaer neue Hütten aus Holz mit Baumrinden und Bananenblättern als Abdichtung gegen Regen zu bauen. Das Leben wird weitergehen, aber der Wirbelsturm hat die letzten Zeichen einer technologischen Zivilisation ausgelöscht. Die XPs hat man, durch die Erschöpfung der Brennstoffzellen nutzlos, schon vor mehr als einem Jahr weggeworfen.

30. April 2083

Verzweifelte Überlebende in Calgary haben irgendwie von dem »Schatz in der Schlucht«, von Essen in Hülle und Fülle und von Bequemlichkeiten »wie in der alten Zeit« gehört. Sie versuchen durch die Schlucht die Ranch zu erreichen. Während die noch verbliebenen Ranchmitarbeiter mit dem Mut der Verzweiflung die Schlucht verteidigen, ziehen sich Keith, Mandy mit ihrem Baby und den Eltern in die Eishöhle zurück. Keith lässt die Aufstiegshilfen an Ort und Stelle, bis der heraufkletternde Mann ruft: »Ich bin der Letzte, der lebt.« Nun wird die Aufstiegshilfe eingeholt. Hier sind sie auf Monate sicher. Die bange Frage ist: Was dann?

Vom Ausgang der Höhle beobachtet Keith, was er im Tal sieht. Wie wilde Horden stürzen sich die Menschen auf Haus und Vorratsschuppen, kämpfen um Lebensmittel und Werkzeuge. Vieles wird sinnlos zerstört. Auf einmal züngeln Flammen aus dem Haus. Es ist aus solidem Stein, auch das Dach, sodass es selbst nicht gefährdet ist. Es ist aber klar, dass es innen zur Gänze ausbrennt. Als es dann dick zu schneien beginnt, auch Ende April in den Foothills keine Seltenheit, ist Keith froh. Wenn Mandy morgen hinunterschauen sollte, wird sie nur das schneebedeckte Haus sehen, aber nicht wissen, dass es nicht mehr bewohnbar ist ...

4. Juni 2083

»Es schaut böse aus. Eine große bewaffnete Menschenmenge nähert sich unserer Burg. Ihr, mein Sohn und meine Töchter mit euren Männern, müsst euch mit den drei Enkelkindern in die Höhle zurückziehen. Georg geht mit euch als Unterstützung und ihr nehmt Johanns Familie mit«, ordnet der General an.

Georg protestiert: »Ich bin ein alter Mann, ich bleibe und helfe bei der Verteidigung.« Alex besteht auch darauf zu bleiben. Beide akzeptiert der General, bei den anderen ist er unnachgiebig. So gehen diese die Vikos-Schlucht hinunter und auf der anderen Seite den langen Weg hinauf. Weiter als bis zur Biwakhütte schaffen sie es am ersten Tag nicht, doch am zweiten erreichen sie die Höhle. Es wäre hier recht gemütlich, wenn nicht ihre Angst um den Vater, Alex und Georg wäre. Nach zwei Tagen taucht Alex auf: »Ihr könnt wieder in die Burg kommen, wir haben die Angreifer entscheidend zurückgeschlagen. Diese Gruppe wird nicht mehr kommen.« In der Burg hat sich wenig geändert. Aber die Frage steht im Raum: »Wie oft werden wir noch fliehen müssen und wird es einmal kein Zurück mehr geben?«

Der General scheint in den letzten Tagen sehr gealtert zu sein. Er ist enttäuscht, dass es ihm trotz aller Vorkehrungen nicht gelungen ist, wenigstens in der lokalen Umgebung für ausreichend Verpflegung und Ordnung zu sorgen, sodass er letztendlich gegen eigene Landsleute vorgehen musste. Immer wieder macht er sich Vorwürfe. Selbst seinen Freunden gelingt es nicht, seiner Verzweiflung entgegenzuwirken.

Drei Nächte später stirbt der General an einer Herzattacke. Es bleibt ihm so erspart, den Fall seiner Burg miterleben. Freilich erlebt er so auch nicht, dass sich seine »Kinder« rechtzeitig in die Höhle zurückziehen können und dort die Wirren so lange überleben werden, bis sie in die - wenn auch zum Teil zerstörte - Burg und eine fast menschenleere Landschaft zurückkehren können.

Sonntag, 17. Oktober 2083

Der Plan des MdM ist aufgegangen. Fast der ganze ehemalige Staat Texas und große Gebiete von Louisiana haben sich inzwischen zur Kirche der Auserwählten, mit MdM als ihrem Vertreter auf Erden, bekannt. Sie verehren MdM als den großen Propheten mit gottge-

gebenen Erleuchtungen. In seinem Reich gibt es keine Hungernden mehr. Mit Ausnahme der Meister haben alle gleiche Rechte und ein geregeltes Leben: einfacher als vor dem Zusammenbruch, weniger frei (so empfinden es viele), aber im Vergleich zu dem, was sich sonst auf der Welt abspielt, ein wahres Paradies, geschaffen durch den Propheten und Erlöser MdM.

Der MdM genießt nicht nur seine Macht, sondern empfindet auch große Dankbarkeit, dass er im Begriff ist, der gesamten Menschheit auf den richtigen Weg zu helfen. Selbst Radio und Fernsehen (Letzteres nur am Tag des MdM, wie der Sonntag nun genannt wird) gibt es wieder. XPs helfen den Menschen ähnlich wie vor dem Zusammenbruch und die KdA spinnt ihre Fäden immer weiter in andere Teile der USA und Kandas, wo schon kleine Inseln von Gläubigen zu existieren beginnen, denen prompt beim Überleben geholfen wird.

Um genau 12 Uhr Mittag, Texas-Zeit, verwandeln sich die XPs zu Berichterstattern aus der Vergangenheit, wird jener Virus aktiv, der von einigen Programmierern in der Höhle in alle computergestützten Geräte eingepflanzt wurde für den Fall, dass man dem MdM doch nicht trauen konnte. Und man konnte ihm nicht trauen: Mit einer Handbewegung hat er sie in der Höhle unter Gesteinsmassen verschüttet und getötet. Nun kommt ihre späte Rache.

Sie erzählen nicht nur von ihrem Tod, das wäre zu wenig. Die Prophezeiung wird als Betrug erläutert, der Zusammenbruch als bewusste Manipulation des MdM, um an die Macht zu kommen. Der MdM sei eine Egomane, der für seine Zwecke das Leiden und den Tod von Milliarden von Menschen ohne Skrupel in Kauf genommen hat.

Dass der MdM die allgegenwärtige Anklage nicht überlebt, kann kaum bedauert werden. Zu bedauern ist, dass im ausbrechenden Volkszorn alle Meister und Prediger verfolgt und die Produktionsstätten der KdA weitgehend zerstört werden. Als der Zorn abebbt, wird den kühleren Köpfen klar, dass gerade die letzte große funktionierende Organisation, gleichgültig auf wie schändlichen Fundamenten sie gebaut war, vernichtet wurde. Die Menschheit ist in einer neuen vortechnologischen Zeit - mit dem zusätzlichen Handicap, dass sie in diese Situation nicht mit dem Wissen der Eltern und Großeltern hineingewachsen ist, sondern in diese neue Steinzeit hineingeschleudert wurde.

9. Was nun?

Great Barrier Island, Neuseeland

12. Dezember 2020, ca. 60 Jahre vor dem Zusammenbruch

An dieser Stelle stoppt der Supercomputer Atlantis seine Simulation der Jahre 2080 bis 2083.

Atlantis ist ein Erbe aus der Zeit der Alten. Er hilft den Menschen, so weit er kann, doch darf er auf Grund galaktischer Gesetze bei weniger entwickelten Kulturen, wie es die Menschheit ist, nicht führend eingreifen. Er würde sonst die Menschheit zu sehr von sich abhängig machen und jeden Forschungsdrang ersticken.

Im Holoraum der SR Inc. auf Great Barrier Island, einer großen, wenig entwickelten Insel, die Auckland vorgelagert ist, sitzen noch voll im Bann der Simulation sechs parabegabte Personen und die neuseeländische Premierministerin, meist kurz PM genannt.

Die sechs Personen sind der Telekinet Marcus, der Leiter der Gruppe; die Paraseherin Maria (seine Frau); ihr Sohn Stephan, der Tieren Befehle erteilen und teilweise deren Emotionen wahrnehmen kann; Klaus Baumgartner, der Parasensor, der andere parabegabte Personen orten kann; und seine Partnerin Cynthia, die in der Lage ist, Erinnerungen bei Menschen auszulöschen. Die sechste ist Aroha, die durch den Fund eines halben Mindcallers in den Waitakere Hügeln bei Auckland die ersten Spuren einer Kultur entdeckte, die lange vor den Menschen auf der Erde lebte und diese dann aus noch unbekannten Gründen verließ, die jedoch einige Artefakte für etwaige Nachfolger zurückließ: Mindcaller und schwarze Kugeln, beides Supercomputer mit ungewöhnlichen Fähigkeiten.

Alle starren noch auf die nussgroße schwarze Kugel, auf den Supercomputer Atlantis, der gerade eine furchtbare Zukunft so wirklichkeitstreu gezeigt hat, dass sie während der Simulation »auf ihre eigene Existenz vergaßen«, wie das Arohas Freund Herbert einmal so treffend formulierte.

Marcus ist der Erste, der wieder Worte findet: »Atlantis, wird das wirklich geschehen, was du uns gezeigt hast? Was ist mit den Menschen, die wir sahen? Werden die leben und sterben, wie wir es beobachteten, oder sind das nur erfundene Gestalten wie in einem Film?«

»Freund Marcus«, antwortet Atlantis, »die Wahrheit ist wohl irgendwo dazwischen. Was ihr gesehen habt, ist nicht ein beliebiges Szenario, sondern wird recht genau eintreffen, wenn nicht irgendwer drastisch eingreift. Was ihr erlebt habt, ist nicht nur so erfunden, sondern geschieht in einer möglichen Zukunft tatsächlich, mit allen Details, die ich zeigte, und Details, die ich verschwieg. Ich bin ein Freund der Menschheit, wie du weißt. Ich habe es für meine Pflicht gehalten euch zu warnen, wo die heute absehbare Entwicklung hinläuft, wenn nicht eine wirklich substanzielle und sicher nicht ungefährliche Anstrengung unternommen wird, sie zu ändern.«

Die PM mischt sich ein: »Wir danken dir für deine Warnung. Jede Warnung, die du uns bisher gegeben hast, haben wir beherzigt,³⁵ und du hattest immer Recht. Also werden wir auch diese nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich werde sofort mit allen mir legal zur Verfügung stehenden Mitteln dafür eintreten, dass wir in Zukunft nicht von noch mehr Technologien abhängig werden.«

»Das wird nicht genügen«, antwortet Atlantis lapidar und ergänzt: »Auch du als PM hast nicht genug Einfluss, dich gegen die Macht der großen Konzerne und die Gleichgültigkeit der Masse der Menschen durchzusetzen.«

»Was schlägst du uns dann vor?«, wirft Klaus Baumgartner ein.

»Du weißt, dass ich nichts vorschlagen darf. Es geht an die Grenzen des Erlaubten, dass ich euch solche Simulationen zeige und fallweise Vorschläge von euch kommentiere. Es kann leicht sein, dass die Alten mich auslöschen werden, vielleicht auslöschen müssen, wenn sie erfahren, wie weit ich euch unterstützt habe. Also hört bitte auf, meine Grenzen überschreiten zu wollen.«

Atlantis reagiert auf weitere Fragen nicht, auch nicht auf die Entschuldigung von Klaus Baumgartner.

Der junge Stephan kommentiert respektlos: »Atlantis ist jetzt sauer auf uns.« Aroha meint leise: »Atlantis ist aufs Äußerste besorgt, dass wir mit zu wenig Fantasie an die Lösung des Problems herangehen. Ich glaube, wir müssen uns einmal genau überlegen, was uns Atlantis eigentlich gezeigt hat.«

»Aroha hat Recht«, schaltet sich Marcus ein, »wir müssen erst einmal alles Gesehene genau analysieren. Aroha, hat dein Mindcaller alles Gesehene aufgezeichnet?«

³⁵ Etwa die Erdbebenwarnung in »Xperten: Die Parakämpfer«.

»Ich bin sicher«, sagt Aroha überzeugt.

»Gut, dann werden Klaus und ich überlegen, was wir aus der Simulation lernen können. Borgst du uns deinen Mindcaller für kurze Zeit?«

Aroha gibt ihn nicht gerne aus der Hand. Der Mindcaller ist mehr als nur ein Computer, er ist für sie und für ihren Partner Herbert ein Verstärker der Sensorik in Menschen, auch solcher Sensoren, deren sich die Menschen sonst gar nicht bewusst sind. Sie erlebt die Welt mit dem Mindcaller ganz anders als ohne. Zögernd gibt sie den Mindcaller Marcus, der weiß, was in ihr vorgeht: »Du hast ihn in zwei Stunden wieder.« Damit ist Aroha zufrieden.

Die PM muss zurück nach Wellington: »Marcus, du hältst mich auf dem Laufenden. Ich bin neugierig, was ihr diesmal aushecken werdet!« Bevor sich die Gruppe auflöst, wendet sich Maria an ihren Mann Marcus: »Hast du etwas dagegen, wenn ich recherchieren lasse, was von dem Gezeigten Tatsache ist und was Erfindung? Gibt es die beschriebenen Höhlen östlich von Nacodoches, ja existiert eine solche Stadt überhaupt? Die Schlucht in dieser Bragg-Creek-Gegend ... Gibt es die? Kennt man dort wirklich eine Eishöhle? Und gibt es eine versteckte, die man mit der Beschreibung ja fast finden müsste? Dass es das Vava'u Beach Resort gibt, das wissen wir, aber stimmt die Behauptung, dass sich Radmer durch Steinlawinen vor Napoleon geschützt hat? Gibt es den Bauernhof Wildonstufe? Die Gegend in Griechenland mit den Drachenseen und der eigentümlichen Höhle? Stimmt die Beschreibung der Teile Labradors, die wir gesehen haben? Es gibt unzählige weitere ähnliche Punkte, bei denen ich gerne wüsste, was Erfindung und was Realität ist. Bist du einverstanden, wenn ich da ein bisschen Energie und Geld investiere?« Marcus ist von der Idee begeistert: »Ja, das ist wirklich ein guter Gedanke. Ich bin sehr gespannt, was du finden wirst.«

Marcus und Klaus gehen gleich anschließend die Simulation noch einmal im Zeitraffer Schritt für Schritt mithilfe des Mindcallers durch und machen sich dabei Notizen. Bevor sie mit der eigentlichen Arbeit beginnen, bringen sie Aroha den Mindcaller zurück.

»Du bist immer gut im Zusammenfassen. Was können wir aus der Simulation lernen?«, fordert Klaus Marcus heraus.

Marcus nickt: »Ich denke, das besonders Hervorstechende ist zunächst etwas, das fast wie ein Widerspruch aussieht. Es kommt

ja zur Katastrophe, weil die Welt so vernetzt und so arbeitsteilig ist, dass Gruppen von Menschen ohne Zugang zu Ressourcen, die weit entfernt sind, kaum überleben können. Das ist eines der Argumente, das man auch immer wieder von Globalisierungsgegnern hört. Freilich, bei den Gegnern der Globalisierung steht das Argument der Ausbeutung der armen Teile der Welt durch die Reichen und die damit größer statt geringer werdende Ungleichheit im Vordergrund. Trotzdem, man könnte also einerseits sagen, dass wir ein Plädoyer gegen zu starke Globalisierung gesehen haben. Andererseits wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass es gerade die Abkapselung von Gruppen ist, die sich so negativ auswirkt. Weil die Menschen nicht miteinander, sondern gegeneinander - oder zumindest ohne einander - arbeiten, darum gehen viele Gruppen unter. Es ist vor allem Frank, bei dem immer wieder durchkommt, wie er den Untergang durch die zunehmende Regionalisierung sieht. Verkompliziert wird die Situation, weil uns gezeigt wurde, wie Gruppen, die sich auf einen Zusammenbruch vorbereiten, durchaus realistische Chancen hätten auch lange Zeit zu bestehen, wenn da nicht auch äußere Kräfte wären. Alex mit seiner Ranch zum Beispiel. Oder - obwohl wir nicht genug Details kennen, um das genau zu beurteilen - vielleicht auch die Gruppe um den General, selbst meine Heimat, die Steiermark. Alle hätten zumindest viel länger bestanden, wenn sie nicht von außen angegriffen worden wären.«

Klaus unterbricht: »Ich glaube, wir können hier gleich einen wichtigen Punkt notieren: Keine Gruppe, kein Land auf dieser Welt ist stabil, wenn es in der näheren oder weiteren Umgebung anderen Menschengruppen zu schlecht geht. Hier hast du dann wieder das ‚egoistische‘ Argument, warum die ungerechte Verteilung von Reichtum auf dieser Welt kein Dauerzustand sein kann. Und das ist nicht eine moralische Feststellung, sondern eine pragmatische.«

Marcus nickt: »Damit liegen wir also voll auf der Schiene der Globalisierungsgegner. Die Globalisierung fördert die Abhängigkeit und bereichert die Reichen auf Kosten der Armen - ein instabiler Zustand. Aber was wir sahen, ging ja weiter. Auch eine zu große Regionalisierung wurde als nicht förderlich dargestellt. Lässt sich daraus ableiten, dass Globalisierung, wo sie sinnvoll ist, begrüßt werden muss, aber nicht zu weit getrieben werden darf, und dasselbe auch für die Regionalisierung gilt? Anders formuliert: Wäre dieser Welt

nicht besser bedient durch eine Regionalisierung, wo sie möglich ist, und eine Globalisierung, wo sie notwendig ist?»

»Das ist mir zu abstrakt, kannst du mir dazu Beispiele nennen?«, meint Klaus.

»Ich glaube, zu zweit werden uns viele einfallen. Fangen wir doch mit einem Thema an, das wir mehrmals gesehen haben: Stromversorgung. Ist dir aufgefallen, dass das einige Male im Vordergrund stand? Eine kleine Ortschaft überlebt jahrelang an einer der klimatisch unfreundlicheren Stellen dieser Erde, weil sie genug Elektrizität hat. Und obwohl an einer Stelle der Leiter dieser Gruppe sogar laut denkt: ‚Gnade uns Gott, wenn die Turbine ausfällt!‘, trifft er keine Vorkehrungen. Er hätte ja eine der anderen Turbinen bereithalten können, dann hätte die ‚Kolonie‘ Churchill Falls nicht das traurige Ende gefunden, das wir sahen. Oder nimm so konträre Situationen wie Alberta und Vava’u. An beiden Orten gab es lokale Stromversorgungen. Erst als der Wirbelsturm diese in Vava’u vernichtet, fiel dort das Leben zurück auf das, was es vor der Ankunft der Europäer um 1600 war! Ich glaube, dass die Bedeutung der Energieversorgung - vor allem mit Strom - sehr klar herauskommt. Hätten alle ATRVs einen Benzinmotor und wären die XPs aufladbar, statt mit wunderbaren jahrelang, aber eben nur jahrelang funktionierenden Brennstoffzellen ausgerüstet, sie würden auf ‚ewig‘ in Betrieb bleiben.«

Klaus wird sehr nachdenklich: »Weißt du, dass wir drauf und dran sind, die nächste Generation unserer e-Helpler³⁶ mit wegwerfbaren Brennstoffzellen anstelle von aufladbaren Akkus zu entwickeln, dass uns Atlantis also sozusagen einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben hat? Wir müssen da sofort umplanen!«

Marcus entkommt ein Pfiff: »Wui, also führt uns Atlantis doch manchmal! Darum ist er so besorgt, weil er zumindest in Details gegen diese sonderbaren ‚galaktischen Gesetze‘ verstößt, von denen er immer redet! Aber, Klaus, nochmals zurück zur Stromversorgung. Sie scheint einer der zentralen Punkte zu sein. Mir kommt vor, dass

³⁶ Die e-Helpler sind die von der Firma SR Inc. erzeugten winzigen »Alleskönner«, Vorläufer der XPs, wie sie in der Simulation geschildert werden. Sie spielen in anderen Xperten-Romanen zusammen mit Versionen einer Kommunikationsbrille (»Xperten: Der Paradoppelgänger«) eine wichtige Rolle. SR Inc. gehört Marcus und Maria und dient als Tarnung, aber auch als Geldgeber für ihre Paraforschungen und Paraaktivitäten.

hier ein Kompromiss zwischen weit reichenden Stromverteilnetzen und lokaler Versorgung sinnvoll ist und durch die Simulation nahe gelegt wird. Warum hat nicht jedes Haus, jedes Grundstück Solarzellen oder ein Wärmeaustauschaggregat, wodurch lokal eine gewisse Grundversorgung sichergestellt ist, die dann durch ein Netzwerk ergänzt wird? Warum kein regionales Kraftwerk mit einem großen, weiter entfernten als Hilfestellung?»

»Ich verstehe nicht ganz, was diese stufenweise Versorgung bringen soll, warum dann nicht gleich ganz lokal vorgehen?«, wirft Klaus ein.

»Weil das unrealistisch ist. Die lokale Versorgung wird im Normalfall dafür ausreichen, das Licht, einfache Haushaltsgeräte, den lokalen Computer, die e-Helper, eine einzelne Kochplatte zu betreiben, ein bisschen Warmwasser zu liefern, aber wird nicht reichen, ein Backrohr zu heizen, ein ganzes Haus zu wärmen, einen Whirlpool zu füllen etc. Dafür ist mehr Strom notwendig, als man lokal leicht zur Verfügung stellen kann. Ein Kraftwerksausfall hat dann zwar Folgen, aber keine katastrophalen. Man wird den Truthahn in Scheibchen auf der Herdplatte braten müssen und nicht als Ganzes in das Backrohr stellen. Man wird auf den Whirlpool verzichten müssen und man wird nicht das Haus, aber einen kleinen Raum gerade noch heizen können. Liefert das regionale Werk noch, umso besser, der Komfort steigt dann. Aber nur über das Gesamtnetz ist der ‚vollständige Luxus‘ verfügbar. Ich habe inzwischen meinen e-Helper einige Rechnungen durchführen lassen. Sie zeigen, dass durchschnittlich 20 bis 30 Prozent des Stromverbrauchs lokal hergestellt werden können und dass dies für einigermaßen komfortables Leben reicht. Von Ort zu Ort sind die Unterschiede sehr groß, aber es zeigt sich, dass die regionalen Werke, weil sie keine komplizierten Verteiler benötigen, sehr ausfallsicher sind und weitere 30 bis 40 Prozent des Strombedarfs liefern könnten. Damit müssen über Fernleitungen für den ‚vollständigen Luxus‘ nur mehr 30 bis 50 Prozent so viel Strom transportiert werden wie heute. Ein freundliches Goodbye für die Planung neuer Hochspannungsleitungen!«

»Übrigens, weil du die Beheizung der Häuser angesprochen hast, vergiss nicht, Marcus, dass wir am Anfang eine Stadt gesehen haben, bei der viele Häuser unter der Erde lagen: ästhetisch schön, die Wohnungen im Winter nicht kalt, im Sommer nicht heiß: Ideal! Wenn es

tatsächlich gelingt, die Fenster durch entsprechende virtuelle Fenster zu ersetzen, wäre das ein großer Schritt viel Energie zu sparen, ja auch die Einbruchsicherheit etc. zu erhöhen! Wenn man dann noch ein unterirdisches Biotop hat ... nicht so groß, wie beim Hauptquartier des MdM beschrieben, aber genug, um vom unterirdischen Haus in einen unterirdischen kleinen Garten treten zu können ... Das wäre doch toll. Ich fürchte, Atlantis hat uns zu viele Ideen gegeben. Aber die mit den unterirdischen Häusern ist wohl erst in fernerer Zukunft realisierbar. Machen wir weiter: Elektrizität war nur ein Aspekt, Marcus, der als kritisch gezeigt wurde. Wie sieht es mit anderen aus?«

»Nehmen wir uns als Nächstes den Transport vor. Eines ist völlig klar: Es muss möglich sein, auch ohne Satelliten- oder Funknavigationssystem unterwegs zu sein. Die heutigen Moller haben einen Override-Modus. Weil dieser immer wieder verwendet wird, hauptsächlich um da und dort verbotene Routen zu fliegen und es dadurch nicht nur zu Beschwerden, sondern auch zu Unfällen kommt, gibt es Versuche, durch Gesetze diesen Modus abzuschaffen. Wie wir gesehen haben, ist das sehr gefährlich, also müssen wir dagegen eintreten. Aber es gibt zum Beispiel die Alternative, dass sich der Override-Modus nur selbst einschalten kann, nämlich wenn Satelliten- oder Funknavigation ausfällt. Da gibt es noch eine andere Alternative«, Marcus wird ganz aufgeregt, »wieso hat daran noch niemand gedacht? Man braucht ja weder Funk noch Satelliten, um heute die Position genau zu bestimmen! Wir verwenden dafür einfach unseren e-Helper!«

»Wie meinst du das, Marcus?«, fragt Klaus erstaunt.

»Ich stell mir das so vor: Da die Kamera im e-Helper auch auf für die menschlichen Augen unsichtbaren Wellenlängen ‚sehen‘ kann, ist sie in der Lage, immer den Sternenhimmel zu untersuchen, bei Nacht, bei Tag, bei Wolken, immer. Damit ist aber zum Beispiel die Stellung des Großen Bären auf der nördlichen Halbkugel oder des Kreuz des Südens auf der südlichen Halbkugel jederzeit genau bestimmbar. Kennt man die genaue Uhrzeit und die Horizontebene, beides liefert der e-Helper ja schon jetzt, so lassen sich geografische Breite und Länge recht genau berechnen. Lass mich kurz den e-Helper befragen ... Ja, hier ist es. Wir erreichen zurzeit eine Messgenauigkeit von 1/10 Bogensekunde, das sind auf eine Position am Boden umgerechnet ungefähr drei Meter.«

Klaus staunt. »Das ist eine geniale Idee. Und ich bin sicher, dass wir die Messgenauigkeit noch um einen Faktor 5 bis 10 verbessern können. Ich veranlasse sofort die entsprechende Programmierung. Ich lasse auch prüfen, ob wir die Idee patentieren lassen können! Mir erscheint sie ganz logisch: Schließlich steuerten alte Völker nach den Sternen, alle Raumsonden verwenden sie. Und wir haben sie bisher nie auf der Erde eingesetzt - ich kann es kaum glauben! Satelliten als teure und fehleranfällige Navigationshilfe werden bald ausgedient haben.«

Klaus fährt fort: »Damit haben wir die Navigationsprobleme für Schiffe, Flugzeuge und Moller gelöst. Bei erdgebundenen Fahrzeugen ist weniger die Navigation das Problem als der Treibstoff. Aber ich glaube, du hast es schon angedeutet: Wenn alle ATRVs mit Elektrizität oder hybrid betrieben würden,³⁷ entstünde weniger Lärm, weniger verschmutzte Luft und wir wären - wenn sich die vorher diskutierten Stromversorgungsideen durchsetzen - vor Katastrophen sicher.«

»Wir sind im Begriff die Welt zu revolutionieren, zumindest in Gedanken«, lacht Marcus, »machen wir weiter. Wie retten wir die Kommunikation zwischen Menschen bei einem Zusammenbruch?«

Klaus überlegt ein Weilchen, bevor er antwortet: »Ich glaube, Atlantis hat uns mit seiner Simulation die Lösung schon fast gezeigt. Die XPs, die ja offenbar nur weiterentwickelte e-Helper sind, erweisen sich gegen Computerviren durch ihre regenerierbare Software sehr stabil. Nur ihre Kommunikationskomponente nicht. Hier müssen wir noch nachdenken. Ich glaube, dass das alte John-von-Neumann-Prinzip, dass Daten und Programme gleich behandelt werden, so genial es Mitte bis Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen haben mag, einfach nicht mehr tauglich ist. Wichtige Programm- und Datenteile (und dazu zählen jene, die die Kommunikation betreffen) müssen ‚write once‘, also unzerstörbar, sein. Das ist heute technisch kein Problem mehr. Damit sind sie vor Viren, Würmern, Trojanern usw. sicher.«

»So sicherst du dich gegen Schäden durch Netzverbindungen ab. Aber was machst du gegen den Trick, den der MdM anwandte, indem er seine Leute in die Software-Firmen einschleuste? Damit kann ja schon die Ausgangssoftware verseucht sein und zu einem bestimmten Zeitpunkt gefährliche Aktionen starten«, kontert Marcus.

³⁷ Siehe dazu die Beiträge über das Mauto in »XPERTEN: Der Anfang«.

»Natürlich hast du Recht. Aber ist es nicht verwunderlich, dass es weltweit Agenturen gibt, die Lebensmittel, Fahrzeuge, jedes erdenkliche Gerät usw. kontrollieren, aber dies bei Computerprogrammen nicht geschieht? Offenbar brauchen wir eine mächtige Organisation, die Programme auf ihre Stabilität und Virenfreiheit prüft. Kannst du mir erklären, warum es die nicht schon lange gibt?«

»Du wirst es nicht glauben«, sagt Marcus, »aber ich habe in der Computergeschichte recherchiert. Es gab schon einmal eine solche Agentur zur Zertifizierung von ‚Teleprogrammen‘, wie sie hießen. Das heißt, alle über das Netz - es hieß damals BTX - in den Netzcomputer MUPID ladbaren Programme wurden zwischen 1983 und 1990 in Österreich auf ihre Korrektheit geprüft. Leider wurde diese Idee von den großen Konzernen nie aufgegriffen und schief wieder ein. Natürlich gibt es noch ein Problem: Programme sind an sich schwer testbar, je größer, umso schwieriger. Man sollte also entweder nur Open Source Programme zulassen oder zumindest verlangen, dass zur Zertifizierung der so genannte Sourcecode, also der für Menschen in einer Programmiersprache geschriebene, gut dokumentierte Text eines Computerprogrammes, vorgelegt werden muss. Faktum ist, wenn man Geräte wie die XPs so absichern würde und benachbarte XPs als Relaisstationen verwenden könnte, wenn keine fix installierten nahe liegen oder sie ausfallen - so wie es der MdM ja machte -, dann kann das Kommunikationsnetz nicht mehr zusammenbrechen.«

»Na, das geht mir jetzt zu schnell und klingt zu einfach. Aber ich verstehe, was du meinst«, ergänzt Klaus, »und mit etwas Nachdenken wird es da schon einigermaßen saubere Lösungen geben. Jedenfalls haben wir damit einige der wichtigsten Probleme auf der obersten technischen Ebene so weit diskutiert, dass sich mögliche Lösungen abzuzeichnen scheinen. Wie ist das aber bei ganz normalen technischen Geräten? Erinnere dich, in Churchill Falls sind die Glühbirnen ausgegangen, Haushaltsgeräte wie Waschmaschinen wurden defekt und unreparierbar und selbst das Klopapier war ein Problem!«

Marcus nickt: »Ich glaube nicht, dass wir in einer Sitzung Lösungen zu allen Problemen, die bei einem Zusammenbruch des gesamten uns unterstützenden Systems auftreten, finden werden. Vergiss aber nicht, wenn 2080 das umgesetzt gewesen wäre, was wir bisher

besprochen haben, dann wäre vieles anders gelaufen ... Man hätte weiter kommunizieren können, Strom und Wasser wären verfügbar geblieben und die Moller hätten noch genauso funktioniert wie die ATRVs, unabhängig von flüssigem Treibstoff. Damit wäre ein Transport von Lebensmitteln, Ersatzteilen, ausgehenden Rohstoffen usw. möglich gewesen. Auch wären die Produktionsstätten weiter in Betrieb gewesen, was ja in der aufgezeigten Situation wegen des Stromausfalls und des Zusammenbruchs der Computer nicht geschah. Es gab von den Fabriken null Nachschub, wenn man von denen im Hauptquartier der KdA absieht. Trotzdem ist das nur die halbe Antwort. Die andere Hälfte ist, dass zwei wichtige Aspekte für eine gewisse regionale Unabhängigkeit in unserer heutigen Gesellschaft genauso fehlen wie in der, die wir 2080 erlebten.

Erstens sind alle unsere Geräte zunehmend monolithisch. Wenn unsere Waschmaschine oder der Holoprojektor oder was auch immer nur wegen eines kleinen Bestandteils ausfällt, muss das Gerät zur Gänze ersetzt werden. Du kennst doch das seit 2005 weit verbreitete Gedicht:

*Reparieren, lass das sein,
ist der Fehler noch so klein.
Alten Krempel wegzuerwerfen
möchte ich dir fest einschärfen.
Denn das neuere Modell
geht viel besser. Kauf es schnell!*

Es wäre mehr als sinnvoll, wieder stärker modular zu bauen. Unlängst benötigte ich ein kurzes Stück dünnen Kupferdraht. Ich konnte es nicht bekommen. Also kaufte ich ein elektrisches Spielzeugauto, zerlegte es, nahm ein Stück Kupferdraht von der Motorenwicklung und warf den Rest weg. Als ich ein Kind war, gab es noch einen Märklin Baukasten, einen Matador, ein Lego-System. Daraus ließ sich so ziemlich alles bauen. Das brauchen wir, nicht als Spielzeug, sondern für echte Anwendungen. Mir ist nur nicht klar, wie wir die Wegwerfwirtschaft dazu bringen, auf diesen Zug aufzuspringen. Aber die PM hat einmal davon gesprochen, dass man mit verschiedensten Maßnahmen etwas erreichen kann. Ich erinnere mich nur noch vage an zwei. Die eine: Man hebt eine hohe Steuer auf Grundrohstoffe ein, die übrigens auch ärmeren Ländern, aus

denen die Rohstoffe stammen, dient und gleichzeitig die Wiederverwendbarkeit und den Austausch von Komponenten attraktiver macht. Die andere Maßnahme wäre eine ‚Monolithensteuer‘: Geräte müssen aus austauschbaren Teilen bestehen. Kostet das teuerste Teil x , dann ist die Steuer umso höher, je höher x ist. Der Anreiz, ein großes Gerät aus vielen austauschbaren Teilen zu erzeugen, wird dadurch sehr stark. Einige der kleinen Teile werden dann entweder einfach (und sind so dezentral leicht zu erzeugen) oder sind in so vielen Geräten zu verwenden, dass die Massenproduktion billig wird und die gelagerten Teile zur Reparatur unzähliger Dinge dienen können.

Wechseln wir von den Geräten zu Nahrungsmitteln: Wir sollten eine so große Vielfalt und so viel wie möglich in der näheren Umgebung anbauen bzw. züchten. Da sind die Ranch, die wir gesehen haben, und die Gemüsezucht im Stollen unter der Erde in Churchill Falls gute Vorbilder. Als Österreicher hat es mich immer geärgert, wenn Milch und Butter aus Holland kamen statt von österreichischen Bauern, um nur ein Beispiel zu nennen.«

Klaus grinst: »Du hättest Volksredner werden sollen oder Politiker, Marcus. Das war ja eine richtige Ansprache! Aber wie willst du zum Beispiel die Nahrungsmittelsituation in den Griff bekommen? Die Milch ist halt in Holland billiger herstellbar als in Österreich. Die Vegetationsperiode ist dort länger, die Wiesen bretteben. Da kann ein österreichischer Bergbauer eben nicht konkurrieren.«

Marcus unterbricht, diesmal fast zornig: »Aber das ist es ja, was falsch ist! Wir müssen das ändern!«

»Ja, ja, reden ist leicht, aber was willst du machen?«

»Ich werde in zehn Monaten im Auftrag der PM nach Brüssel fliegen und dort eine Idee der PM vertreten, an die ich inzwischen fest glaube: die Idee der Entfernungsteuer«, sagt Marcus mit Nachdruck.

»Und was ist das?«

»Produkte, die von weiter her kommen, werden entsprechend besteuert. Bleiben wir kurz beim Beispiel Österreich. Jedes Produkt wird je nach Entfernung mit einer entsprechenden Entfernungsteuer belegt. Damit wird die Milch aus Holland in Österreich so teuer, dass die österreichischen Bergbauern wieder eine Chance haben, auch ohne die immer kleiner werdenden Subventionen

durch die EU. Bananen, die von noch weiter herangebracht werden, unterliegen einer noch höheren Steuer und kosten dann plötzlich nicht halb so viel wie Äpfel, sondern dreimal so viel. Die lokalen Obstbauern haben damit wieder eine Chance. So macht man das bei allen Produkten. Erdbeeren kannst du in Österreich das ganze Jahr kaufen, nur im Sommer sind es preiswerte, einheimische, wohl-schmeckende, in anderen Jahreszeiten sind sie, weil zum Beispiel aus Südafrika importiert, relativ teuer und weniger geschmackvoll, weil sie erst während des Transports reifen. Dann kommt noch etwas dazu. Die eingehobenen Steuern kommen nicht ausschließlich dem Verbraucherland zugute, sondern werden im Verhältnis des Pro-Kopf-Bruttosozialproduktes zwischen Konsumentenland und Lieferland aufgeteilt. Weil Holland ungefähr gleich mit Österreich liegt, wird daher die Entfernungsteuer auf holländische Butter etwa 50 : 50 aufgeteilt, aber viel ist das nicht, da nicht mehr viel holländische Butter in Österreich gekauft wird. Wenn aber Bananen aus dem Kongo kommen, wird die Entfernungsteuer 1 : 40 zugunsten des Kongo aufgeteilt, denn das entspricht dem Verhältnis der Bruttosozialprodukte, pro Kopf gerechnet. Der Kongo wird zwar weniger Bananen exportieren, aber mit einer vielfach höheren Verdienstspanne, durchaus im Sinne einer gerechteren Verteilung der Mittel. Das ist natürlich nur eine ganz grobe Skizze, aber solche Maßnahmen führen zu größerer lokaler Autarkie, zu natürlicheren saisonaleren Essgewohnheiten und zu einer Verringerung des Verkehrs. Möbel aus einem Industriebetrieb in Schweden sind übrigens durch die Entfernungsteuer auf einmal teurer als solche, die der Tischler vor Ort in Neuseeland aus bodenständigen Hölzern anfertigt. Nicht schlecht, oder?«

Klaus nickt nachdenklich.

»Was fällt dir noch ein, Klaus, was man aus der Simulation lernen kann und wie wir unsere Welt besser auf solche Katastrophenszenarien vorbereiten?«

»Ich glaube, du hast einige der wichtigsten Punkte angesprochen. Es gibt noch einige kleinere Punkte und einen ganz großen.

Zunächst glaube ich, dass man grundsätzlich allen Familien empfehlen sollte, sich für den Notfall für mindestens 14 Tage mit Vorräten aller Art einzudecken, wobei eine Checkliste sinnvoll wäre. Solche Versuche hat es ja immer wieder gegeben. Aber je geringer

die aktuelle Kriegsgefahr wurde, umso weniger wurde das ernst genommen, obwohl es außer Kriegen auch noch andere Bedrohungen gibt, die überhaupt nicht vorhersehbar sind. Denk doch nur an die schreckliche Situation nach dem Abwurf der Atombombe auf Washington: Hunderttausende waren sofort tot, ohne zu wissen, wie ihnen geschah. Genauso viele wurden schwer verletzt oder verstrahlt, ich wage nicht an sie zu denken. Aber dann gibt es die vielen, die so weit weg waren, dass ihnen nichts unmittelbar geschah, die aber wegen radioaktiver Asche ihre Wohnung möglichst lange nicht verlassen sollten. Oder noch etwas Realistischeres, was zum Glück bisher nie eingetreten ist: Eine hoch ansteckende, gefährliche Krankheit bricht aus. Vielleicht gibt es nur ein Mittel, sie zu bekämpfen ... ein mehrwöchiges totales Ausgangsverbot. Was geschieht dann mit all den Familien ohne Bevorratung?

Ein zweiter Punkt ist die medizinische Versorgung. Weder Felitsa noch Mandy hatten professionelle Hilfe bei der Geburt ihres Babys. Es wäre daher sinnvoll, nicht nur erste Hilfe, sondern überhaupt ‚Medizinische Grundausbildung‘ als Pflichtfach in den Schulen einzuführen. Apropos Pflichtfach: Regt die Simulation nicht an, dass Schreiben und Lesen - wenigstens für kurze Notizen - als Pflichtfach bestehen bleibt, auch wenn immer wieder Argumente dagegen³⁸ gebracht werden? Dann wurde das Problem mit Medikamenten mehrmals angesprochen. Ich glaube, das ist fast eine Aufforderung an die Pharmaindustrie, länger haltbare Medikamente herzustellen. Schließlich ist ein guter Vorrat an Medikamenten nicht besonders platzaufwändig. Freilich gibt es dabei interessante Probleme. Viele wichtige Medikamente sind rezeptpflichtig. Wie kann man dann Personen gestatten, sich Vorräte anzulegen? Vielleicht in versiegelten Köfferchen, die jedes Jahr einmal ausgetauscht werden müssen und nur in einer Krisensituation aufgebrochen werden dürfen? Ich weiß, das klingt nicht sehr überzeugend, es wird schon noch bessere Lösungen geben, nur sollten wir Medikamente bei unseren Überlegungen nicht vergessen.

Ich glaube, was wir gesehen haben, regt auch an über die Gefahr der totalen Überwachung durch Drohnen nachzudenken. Auf diesem Gebiet sind wir ja mit unseren eigenen Entwicklungen fast

³⁸ Siehe »Das Ende der Schrift?« in »Xperten: Der Anfang«.

die größte treibende Kraft.³⁹ Positiv aufgefallen ist mir die Idee mit den mollerfreien Zonen. Durch die zunehmende Verbreitung dieser fliegenden Autos wird das immer aktueller. Negativ kommt Moller durch sein Monopol weg ... Vielleicht sollte Neuseeland eine eigene Variante produzieren ... Deine Entfernungssteuer könnte ja die Wirtschaftlichkeit einer solche Entwicklung fördern.

Noch etwas: War das, was wir gesehen haben, eigentlich eine Simulation oder ein Unterrichtsprogramm? Nach dem, was wir uns jetzt überlegt haben, vielleicht doch eher das Zweite! Wir scheinen viel gelernt zu haben. Wollen wir Atlantis fragen?«, schließt Klaus.

Marcus winkt ab: »Ich weiß, was Atlantis antworten würde: ... dass eine gute Simulation Wissen vermitteln oder die Erarbeitung von Wissen anregen kann. Aber du hast gesagt, du hast einige kleine Punkte und einen großen, was ist der große?«

Klaus Baumgartner blickt Marcus an: »Wir haben jetzt lange besprochen, wie die Welt sich ändern sollte, damit Situationen wie die in der Simulation gezeigt nicht eintreten können. Wir haben aber nicht besprochen, wie wir diese Änderung erreichen wollen.«

³⁹ In »Xperten: Der Paradoppelpgänger« werden schon e-Kolibris verwendet und Aufklärungsdrohnen in »Xperten: Die Parakämpfer«.

10. Der Plan

Great Barrier Island, Neuseeland

13. Dezember 2020

Am nächsten Tag treffen sich Klaus und Marcus mit ihren Freunden. Die PM ist in Wellington, aber Herbert, der Freund Arohas, der durch seine Parabegabung Abläufe verlangsamen kann,⁴⁰ ist diesmal anwesend.

Klaus und Marcus erklären ihre gestrigen Überlegungen. Bevor sie auf die Kernfrage kommen, wie man weiter vorgehen soll, wollen sie wissen, ob es gegenteilige Meinungen oder Ergänzungen gibt.

Nach einigen kleineren Ergänzungen sagt die bis dahin schweigsame Aroha: »Also, wenn es einmal darum geht, möglichst viele Lehren aus der Simulation zu ziehen, dann wohl auch die, dass nur eine gerechte Welt eine stabile Welt ist. Dass 80 Prozent der Ressourcen von 20 Prozent der Menschen konsumiert werden oder - umgekehrt - 80 Prozent der Menschen nur Zugriff auf 20 Prozent der Ressourcen haben wie gegenwärtig auf der Erde, ist nicht nur eine unmoralische, sondern auch eine instabile Situation. In der Simulation bringt ein religiös angehauchter Egomane die Menschheit an den Rand der Auslöschung. In der Realität mag das irgendwann eine Gruppe von Menschen in Afrika und Asien sein, die so lange unterdrückt und ausgebeutet worden sind, dass sie die reiche Welt zerschmettern wollen. Mit Bomben und Terroranschlägen haben sie es ja schon versucht, mit der wirkungsvollsten Methode noch nicht und die wäre, alle Computer lahm zu legen. Eine Maßnahme, die die Dritte Welt heute noch ganz gut überleben würde, die reichen und schon sehr netzabhängigen Länder aber nicht. Also muss es auch vorrangig darum gehen, diese Ungleichheit zu beseitigen. Radermacher⁴¹ hat schon 2002 erkannt, dass durch reine Geldumverteilung im notwendigen Ausmaß dies, weil politisch unmöglich, nicht erreichbar ist. Er schlägt als Lösung ein weiteres, aber ökologisch vertretbares Wachstum vor und eine ungleiche Verteilung des Wachstums, wodurch in 50 bis 100 Jahren eine Angleichung

⁴⁰ Mehrere Beispiele dazu sind in »Xperten: Der Parakommunikator« beschrieben.

⁴¹ F. J. Radermacher: »Balance oder Zerstörung«, Forum für Ökosoziale Marktwirtschaft (2002).

der Lebensstandards erreichbar sein würde. Tatsächlich gingen ja die Erweiterungsschritte der EU genau in diese Richtung. Man hat ärmere Länder integriert, sie aber nicht dadurch reich gemacht, dass man sie finanziell enorm unterstützte (das wäre unmöglich gewesen), sondern indem man (auch finanziell) half, ein starkes reales Wirtschaftswachstum zu erreichen. So holten zunächst arme Länder wie Irland und Portugal rapide auf und das ehemalige Ostdeutschland oder Länder wie Slowenien sind andere glänzende Beispiele dafür. Obwohl diese Erweiterungs- und Angleichungsstrategie weitergeht, ist sie für eine globale Rettung zu langsam, vor allem, weil andere reiche Länder - vor allem die USA - dem Beispiel Europas nicht gefolgt sind: Mittelamerika ist arm wie eh und je.

Es sind also weitere Maßnahmen erforderlich, die genauso spekulativ sind wie die Lösungen, die Klaus und Marcus vorgetragen haben. Ich meine das nicht abwertend. Die Ideen sind gut, aber wie erreichen wir, dass sie zum Tragen kommen? Das gilt für alles, was ich sagen werde, leider auch.

Ich glaube, es gibt zwei bis drei Maßnahmen, die nur durch Beschlüsse der führenden Industriestaaten (vielleicht genügen in einzelnen Bereiche Beschlüsse der führenden Konzerne) durchgesetzt werden können und die eine radikale Besserstellung der armen Staaten bewirken würden.

Erstens sollte beschlossen werden, dass Waren aus jedem Land massiv besteuert werden, welches sich nicht an gewisse Grundgesetze hält, wie etwa:

- Verbot der Kinderarbeit,
- gesetzlich geregelter Mindestlohn,
- ausreichend Kranken- und Pensionsversicherung,
- Zulassung freier Gewerkschaften,
- Anrecht auf Freizeit (maximal 45-Stunden-Woche) und Urlaub.

Die Liste ist nicht vollständig, sie soll aber die Grundidee zeigen. Waren aus Ländern, die diese Grundanforderungen nicht erfüllen, werden auf Grund der von mir vorgeschlagenen hohen Einfuhrsteuern zu teuer und daher unverkäuflich. Diese Länder sind also gezwungen, entsprechende Gesetze zu erlassen. Dadurch geht es den Menschen dort besser, die Waren werden zwar teurer, bleiben aber noch konkurrenzfähig - wenn deine Entfernungssteuer nicht zu sehr zuschlägt, Marcus! Was spielt es denn für eine Rolle, wenn

ein neuer Computer oder e-Helper etwas teurer wird, weil SR Inc. die Chips etwas teurer einkaufen muss? Keine, denke ich. Ich kaufe höchstens weniger oft ein neues Modell, im Sinne des Kampfes gegen eine Wegwerfwirtschaft eher wünschenswert!

Natürlich müssen solche Maßnahmen mit anderen abgestimmt und geprüft werden. Aber legen wir doch ein vollständiges Modell unserem Atlantis vor, er und nur er wird es durchrechnen können und wir werden dann wissen, ob es sinnvoll ist oder nicht.

Ich glaube, es gibt andere Maßnahmen ökonomischer Natur, die überfällig sind, aber ich deute sie nur an: Lange bevor es einen Euro gab, durften die Währungen in Europa nur mehr innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite variieren. Was für ein Segen für die Welt wäre es, würde das für möglichst alle Währungen gelten. Es darf doch nicht sein, dass gerade in Betrieb genommene Werke, für die Tausende lokale Mitarbeiter eingeschult wurden, wieder kurzfristig geschlossen werden, weil durch eine starke Währungsschwankung die Produktion woanders (trotz notwendiger Neubauten und Neuerschulungen) günstiger geworden ist! Oder es darf doch nicht sein, dass ein freier Personen- und Warenverkehr zwischen Ländern mit ganz verschiedenen Lohnniveaus eingeführt wird.

Na ja, die letzten Punkte sind für Wirtschaftswissenschaftler, nicht für Laien wie mich, aber ich glaube, sie müssen auch bedacht werden.«

Die sonst eher zurückhaltende Aroha hat diesmal sehr lebhaft gesprochen, und setzt noch fort: »Alles, was ich bisher gehört habe, ist Philosophieren, nicht Agieren. Wir sitzen hier als Gruppe, die glaubt, die Welt verbessern zu können, und reden uns den Mund fusselig. Ich glaube, wir müssen mindestens halbkonkrete Zielvorstellungen definieren und diese dann Atlantis vorlegen. Er soll uns nicht führen, das darf er ja auch nicht, aber er soll uns beraten, ob die Ziele vernünftig sind. Dann sollten wir ihm Wege vorschlagen, wie wir diese Ziele erreichen wollen. Atlantis soll uns wieder nur sagen, welche Chancen auf Erfolg ein bestimmter Weg hat. Versteht ihr mich? Wir haben mit Atlantis keinen Führer, aber wir haben das beste Orakel, das es je gab. Es irrt sich nicht bzw. sagt uns gut durchgerechnete Wahrscheinlichkeiten.«

Aroha merkt, dass ihr alle zustimmen. Marcus fragt schließlich, was allen wohl auf der Zunge liegt: »Aroha, du sagst, du hast dir ei-

nen Weg ausgedacht, das Ziel (wie immer es genau aussehen wird) zu erreichen. Wie schaut dieser Weg aus?«

Aroha zögert kurz: »Um so weit reichende Änderungen global durchzusetzen, wie wir das müssen, von der Regionalisierung zur Entfernungsteuer, von neuen Navigationsmethoden bis zu den von mir erwähnten Basisrechten in allen Staaten, heißt es die gesamte Menschheit wachzurütteln. Nur dann können solche Beschlüsse durchgesetzt werden. Es gibt meiner Ansicht nach nur ein Mittel, die Menschheit aufzuwecken! Wir müssen dafür sorgen, dass Computer und Strom für eine längere Zeit - ich denke an zwei Wochen - weltweit ausfallen.«

Im Raum herrscht atemlose Stille. Der Vorschlag ist verrückt. Er ist kaum durchführbar. Er wird Menschenleben kosten. Wenn die Urheber entdeckt werden, sind die Folgen für sie unabsehbar. Ist überhaupt nach einem solchen Zusammenbruch eine Normalität wiederherstellbar? Zeigt nicht die Simulation, dass es schon nach Tagen größte Probleme geben wird? Aber umgekehrt: Gibt es einen anderen Weg, die Menschheit zu einem Umdenken zu bringen, als zu demonstrieren, dass man umdenken muss?

Wie so oft ist Marcus der Erste, der spricht, und die Freunde wissen, warum. Er hat seine Individualgeschwindigkeit stark erhöht, das ist ein Teil seiner Parabegabung, und damit konnte er schon in Ruhe über den Vorschlag Arohas nachdenken:

»Aroha, danke für deinen ungewöhnlichen und mutigen Vorschlag. Es spricht viel für ihn, vor allem, dass wir keine Alternativen haben. Und wie du ja gesagt hast: Bevor wir mit Aktionen beginnen, werden wir uns durch Atlantis beraten lassen. Jetzt sollten wir einmal alle Pros und Kontras diskutieren, die uns zu dem Vorschlag einfallen. Wer will anfangen?«

Klaus räuspert sich: »Zuerst ist wichtig, dass von diesem Vorschlag kein Wort nach außen dringt. Marcus wird ihn gegebenenfalls der PM vortragen, aber der Kreis der Eingeweihten muss möglichst klein bleiben. Wenn wir den Plan durchführen und wir als Auslöser bekannt werden, droht uns wahrscheinlich Schlimmeres, als es in jedem Gesetz steht. Ist das allen klar? Wenn jemand jetzt aussteigen will, soll er das sagen. Cynthia wird dann die Erinnerung an diese Sitzung auslöschen.« Marcus blickt Maria an und diese nickt verstehend. Sie sagt: »Stephan, du bist noch so jung. Du wolltest morgen

mit Freunden zehn Tage auf einen Treck auf die Südinsel fliegen und deine Freundin Raianda kommt doch auch mit. Ich möchte nicht, dass du in deinem Alter in eines der wohl ungewöhnlichsten Vorhaben der Menschheit hineingezogen wirst. Ich bitte dich nicht mitzumachen. Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt unbeschwert auf deinen Treck gehst und dann wie geplant mit Raianda auf ein knappes Jahr zu ihrer Familie nach Delhi. Wir werden dafür sorgen, dass ihr dort alle vor einem etwaigen Zusammenbruch sicher seid, obwohl ein solcher Zusammenbruch Indien nur am Rande berühren wird, es ist dafür noch gar nicht dicht genug vernetzt und computerisiert. Bist du damit einverstanden, jetzt zu gehen und dir die Erinnerung an diese Besprechung von Cynthia löschen zu lassen?« Stephan zögert, scheint aber fast erleichtert.

»Stephan«, ergänzt Marcus, »wir werden dich vielleicht brauchen. Aber ohne dass du von dem großen Plan weißt. Ich gehe davon aus, dass du uns hilfst, wenn es notwendig wird. Aber du solltest wirklich ansonsten möglichst wenig involviert sein. Wir werden auch deine Schwester zu unseren Eltern nach Österreich schicken, um zu vermeiden, dass ihr in den Verdacht kommt, beteiligt gewesen zu sein, falls etwas schief geht. Einverstanden?«

Stephan nickt: »Ich wünsche euch allen Erfolg. Ich bin stolz, dass ich zu einer Gruppe gehöre, die sich immer wieder für die Menschheit einsetzt. Ich will das auch weiter tun. Aber vielleicht bin ich in diesem Fall tatsächlich besser ein Außenstehender. Cynthia, lösche mir nur nicht zu viel aus!«

Cynthia blickt ihn an. Sie benötigt nur Sekunden, um die Erinnerung zu löschen. Es ist gespenstisch, wenn bei jemandem die Erinnerung eliminiert wird und bei Stephan ist es nicht anders. Er ist wie ausgewechselt. Zuerst noch ernst und zurückhaltend, plötzlich fröhlich und unbeschwert: »Also, ich glaube ich werde hier nicht mehr benötigt und ich sollte wirklich anfangen, für den morgigen Treck zu packen. Und«, er schaut auf die Uhr, »Raianda ist ja auch in zwei Stunden schon hier. Tschüss«, ruft er und eilt aus dem Raum.

»Sonst noch jemand?«, erkundigt sich Marcus. Herbert spricht für alle: »Uns wirst du nicht so leicht los wie Stephan. Fangen wir an! Aroha, ich bin ja fast beleidigt, dass du mir von deinen Überlegungen gestern Nacht, als ich zurückkam, nichts erzählt hast.« »Da hattest du anderes im Kopf und ich hatte nichts dagegen«, lacht sie.

»Erlaubt mir zunächst, die Diskussion ein wenig zu gliedern. Ich denke, es gibt vier Hauptthemen«, beginnt Klaus: »Erstens berührt uns sicher die Frage, wie wir so etwas durchführen können, ohne Menschenleben zu gefährden. Wenn wir da keine vernünftige Lösung finden, können wir aufhören.

Zweitens: Wie können wir technisch den Zusammenbruch erreichen, ohne dass der Verdacht auf uns fällt?

Drittens: Wie können wir die Menschheit aus dem Zusammenbruch wieder herausholen?

Viertens: Wenn uns das alles gelingt, wie verwenden wir das, um die beabsichtigten Ziele (nämlich eine stabilere, gerechtere und vor Katastrophen sicherere Welt) durchzusetzen?

Ich schlage vor, wir fangen einmal an. Wir haben ja in der Simulation gesehen, dass schon in den ersten zehn Minuten 2.800 Flugzeuge abgestürzt sind und Tausende Schiffe in Seenot gerieten. Das ist doch sicher inakzeptabel, aber wie verhindern wir das?«

Alle blicken auf Aroha: »Mir ist das natürlich sofort bewusst geworden. Und ich glaube, dass es fast der schwierigste Teil des Vorhabens ist und lange Vorbereitungen benötigt.

Ich stell mir das so vor: Wir besitzen Drohnen in einer Miniaturisierung wie sonst noch niemand, keiner ahnt etwas von ihnen. Dadurch war die PM schon mehrmals in der Lage, vor großen Terroranschlägen zu warnen und terroristische Gruppen gefangen nehmen zu lassen. Seit September hat Atlantis vor sieben großen Erdbeben gewarnt. Eines hat uns betroffen, die anderen USA, Europa, China und Japan. Die Vorhersagen, die die PM als Leistung unserer Forscher weitergab, und ihre Genauigkeit waren für die zuständigen Seismologen eine unglaubliche Überraschung, aber sie retteten Tausenden Menschen das Leben. Ähnlich war es bei den Tornadowarnungen im Südosten der USA, bei der Wirbelsturmwarnung auf Hawaii und vor allem bei der Warnung vor einem Tsunami an der Küste Kaliforniens. Vor wenigen Wochen hat die PM, wieder über Atlantis, auf einen Triebwerkschaden im neuesten Modell des Moller hingewiesen. Ungläubig hat man diesen Hinweis verfolgt und war schockiert, wie schnell es zu tödlichen Unfällen gekommen wäre. Die PM hat durch einen Tipp, der über die Drohnen kam, den russischen Präsidenten vor einem blutigen Aufstand warnen können usw. Kurzum, die PM hat inzwischen den Ruf, dass

sie in manchen Bereichen über bessere Forscher als sonst ein Land und gewiss über den besten Geheimdienst der Welt verfügt. Wenn sie in den nächsten Monaten weiterhin so erfolgreich ist - und ich denke, die Erfolge können mit unserer und der Hilfe von Atlantis noch gesteigert werden -, wird man Warnungen ihrerseits sehr ernst nehmen. Wenn sie daher rechtzeitig davor warnt, dass an einem bestimmten Tag weltweit gleichzeitig Anschläge auf Flugzeuge und Schiffe auf hoher See, aber auch auf andere Einrichtungen von einer mächtigen, bisher noch unbekannten Organisation geplant sind, und alle Regierungen auffordert dafür zu sorgen, dass an diesem Tag kein Flugverkehr stattfindet, keine Schiffe auf hoher See sind und die Menschen möglichst in ihren Häusern bleiben, so hoffe ich, dass dieser Aufruf weitgehend befolgt wird und damit der Zusammenbruch der Computer, Computernetze und der Stromversorgung nicht sofort Menschenleben fordert. Ich bin übrigens unsere Aufgaben durchgegangen und komme da auf keinen früheren Termin als den 15. Oktober 2021. Die Warnung sollte vermutlich sogar den möglichen Zusammenbruch des Stromnetzes beinhalten. Ich habe mir auch überlegt, dass es weltweit ohnehin zu viele Waffenlager gibt. Wir sollten, nachdem die PM ebenfalls entsprechende Tipps gegeben hat, trotz der dann strengeren Bewachung einige von diesen auf geheimnisvolle Weise in die Luft jagen, wie ihr es seinerzeit in Indien und Pakistan gemacht habt. Ich weiß, das ist ein ganz wunder Punkt, weil damals vier von unseren Freunden ums Leben kamen. Aber das passierte ja nicht wegen der Anschläge, sondern wegen der Parakräfte, die Justo um sich gesammelt hatte.⁴² Das kann sich durch die Abschirmmechanismen, die Klaus entwickelt hat, nicht wiederholen. Jedenfalls wäre es nicht schade um diese Waffenlager und es würde die Glaubwürdigkeit von späteren Warnungen der PM weiter erhöhen.

Natürlich wird es noch immer Zwischenfälle geben. Personen mögen in Aufzügen stecken bleiben, das eine oder andere Boot mag die Warnung missachten. Wir können über das weltweite Netz der Drohnen versuchen, in Problemfällen möglichst schnell einzugreifen. Wir müssen die Notstromaggregate der Spitäler prüfen oder durch die Warnung diese Prüfung erreichen usw. Aber wir können meiner Ansicht nach über eine so groß angelegte Warnaktion viele

⁴² Siehe »Xperten: Die Parakämpfer«.

Menschen vor dem unmittelbaren Tod bewahren, auch wenn einige leider alle Warnungen ignorieren werden. Ich gebe mich keiner Illusion hin: Es werden, gleichgültig, was wir tun, einige Menschen sterben, dazu kann uns Atlantis sicher eine Hochrechnung erstellen. Aber das müssen wir doch angesichts der Bedrohung der gesamten Menschheit in Kauf nehmen, oder?«

Cynthia ist von Arohas Kaltblütigkeit überrascht: »Du redest von unschuldigen Menschen, die sterben, auch schon wie von Blättern, die vom Baum der Menschheit fallen.«

Marcus wendet sich beschwichtigend an Cynthia: »Ich bin sicher, dass Aroha so mitfühlend ist wie wir alle. Aber, Cynthia, wenn so eine Großwarnung ausgegeben wird, wie viel Prozent glaubst du, werden an dem Tag zu Hause bleiben?« »Ich kann das doch nicht wissen, aber ich denke schon mindestens 90 Prozent«, sagt Cynthia, »warum ist das wichtig?«

Marcus blickt ernst. »Weil das bedeutet, dass an diesem Tag wohl auch 90 Prozent weniger Verkehrsunfälle geschehen werden. Nachdem wir weltweit bei Verkehrsunfällen täglich durchschnittlich 4.000 Tote zu beklagen haben, werden dadurch 3.600, die sonst sterben würden, nicht sterben. Also, ganz kaltherzig gerechnet, wenn durch den Zusammenbruch am ersten Tag weniger als 3.600 Menschen getötet werden, dann leben am Ende des Tages wegen des Zusammenbruchs mehr Menschen, nicht weniger.« Er hebt die Hand, weil jetzt endgültig alle unruhig murmeln: »Ich weiß wie ihr, dass man Menschen nicht gegen Menschen aufrechnen darf, aber wir dürfen weder die Gefahr des Nichtstuns vergessen noch glauben, dass unser Vorgehen, wie geschickt es auch immer sein mag, nicht auch tödliche Konsequenzen da und dort haben wird. Nur zeigt für mich diese Überlegung, dass wir uns dadurch nicht völlig irre machen lassen dürfen.«

Klaus versucht die Diskussion wieder in ruhigere Bahnen zu lenken: »Aroha hat davon gesprochen, dass der Zusammenbruch eine längere Zeit, etwa zwei Wochen, andauern sollte. Dem stimme ich zu, denn sonst hat er keine Wirkung. Nur, wie lange soll er sein? Werden wir nicht nach fünf Tagen schon Ausschreitungen erleben, wie wir es in der Simulation gesehen haben?«

Wieder schaltet sich Aroha ein: »Nein. Wir sind im Jahr 2020 und nicht 2080. Die Moller werden noch funktionieren, die e-Helper

auch, das heißt, man wird in einem gewissen Umkreis kommunizieren können. Jeder Moller hat ein Radio eingebaut und viele Menschen haben noch ein vom e-Helper unabhängiges Fernsehen oder auch schon Holosehen. Man wird also Menschen über Sendestationen mit Generatoren, wie sie heute zum Beispiel beim Militär noch vorhanden sind (aber 2080 schon im Museum verrostet), benachrichtigen und beruhigen können. Man wird zwar mit einem e-Helper nichts mehr kaufen können, aber die meisten Menschen haben noch etwas Bargeld, je rückständiger das Land, umso mehr. In Restaurants, Einkaufsläden, Tankstellen usw., wo man bekannt ist, wird man anschreiben lassen können. Vor allem sind die Menschen ja gewarnt. Viele werden sich also doch einen Vorrat an Essen und Wasser angelegt haben, vielleicht auch Brennstoff für einen Campingkocher. Wenn die Menschen mit hoher Sicherheit wissen, dass in zirka zwei Wochen wieder alles normal sein wird - und das wird verlautbart -, dann werden sie diese Zeit mehr oder minder gut überstehen. Wenn sie aber nachher hören, dass so ein Ausfall das nächste Mal auch monatelang dauern könnte, wenn nichts Grundlegendes geändert wird, dann werden sie hoffentlich reif für Änderungen sein. Die große Aufgabe wird es sein, dass wir unsere PM von den notwendigen Änderungen überzeugen, dass sie diese an die anderen Regierungen weitergibt und ihnen das Versprechen abnimmt, rasch zu handeln. Ich glaube, dass die PM andeuten sollte, dass es zwar gelungen ist, das Schlimmste zu verhindern, dass aber ein weiterer Anschlag innerhalb Jahresfrist bevorsteht.«

Aroha hat alles gut durchdacht, registriert nicht nur Marcus anerkennend.

Er meint: »Ich glaube, dass wir Punkt 1 vorläufig so abschließen können. Es ist möglich, den Zusammenbruch herbeizuführen, ohne viele Menschen zu gefährden. Wie wir Leben schützen können, ist noch zu überlegen. Ich glaube, dass wir auch den Punkt 4, wenn ich bei der Zählung von Klaus bleibe, vorläufig beenden können. Es ist wahrscheinlich, dass wir mit einem solchen Zusammenbruch die Menschen und Regierungen so erschüttern, dass anschließend wesentliche Änderungen in vielen Ländern durchsetzbar sein sollten. Damit verbleiben die Punkte 2 und 3. Wie können wir einen solchen Zusammenbruch erreichen, ohne dass man uns als Verantwortliche erkennen kann, und können wir eine

Rückkehr zum Normalzustand nach zirka zwei Wochen garantieren? Gibt es dazu Meinungen?«

Alle schweigen. Schließlich meint Marcus: »Ich denke, es wird genügen, wenn wir uns hauptsächlich um einen Totalzusammenbruch in den USA, Kanada, Japan und Europa kümmern, meint ihr nicht auch?« Nach kurzem Überlegen nicken alle.

»Das wird unser Leben leichter machen.« Marcus tuschelt mit Klaus. Schließlich meint er: »Klaus und ich glauben zu wissen, wie es gehen könnte. Wir müssen aber alles noch genau überlegen und auch mit Harry, unserem Superhacker, besprechen.« Als Marcus sieht, dass nicht alle wissen, wen er meint, erklärt er: »Das ist jener Harry, der schon bei der Erdbebenwarnung für Tauranga⁴³ mitgespielt hat. Es wird eine komplexe Aufgabe und ich denke, wir werden auch unsere Parafähigkeiten einsetzen müssen, vor allem du, Cynthia. Ich glaube, jeder von uns sollte sich die Punkte 1 und 4 noch einmal genau überlegen, um die beste Lösung zu finden, die ich dann der PM vortrage. Um die Punkte 2 und 3 kümmern sich Klaus und ich und berichten dann.«

Washington, USA

13. Dezember 2020 - Der Tag der Besprechung der Simulation und Neuseeland 15.-18. Dezember 2020

Helen Milton von der Washington Post blättert zum wiederholten Mal die Unterlagen durch. Wie ist es möglich, dass eine kleine Gruppe um den bis vor kurzem unbekannten Seismologen Simms in Auckland auf einmal alle Vorhersagen von Fachleuten in den Schatten stellt? Alle sieben großen Erdbeben der letzten Monate und die gefährliche Tsunami-Flutwelle hat er jeweils mehr als 24 Stunden vor dem Eintreten mit einer Genauigkeit vorhergesagt, die unerhört war. Und wieso gelingt es dem Geheimdienst Neuseelands immer wieder, den größten Geheimdienstorganisationen der Welt den Rang abzulaufen?

»Irgendwas stinkt da«, ist sie sicher und Helen hat schon mehrmals in der Vergangenheit eine gute Nase gehabt. Da tut sich etwas in Neuseeland, das ungewöhnlich ist, und sie wird dem auf die Spur kommen. Eine große Enthüllungsgeschichte von ihr ist schon einige Zeit überfällig!

⁴³ Siehe »Xperten: Die Parakämpfer«.

Der Flug von Washington nach Auckland ist ermüdend und entsetzlich langweilig. Ihr erster Eindruck von Auckland ist auch nicht berauschend: eine moderne Stadt mit vielen mittelmäßigen Häusern, vielleicht noch am ehesten erträglich gemacht durch das Meer, das von beiden Seiten nahe an Auckland heranreicht und zugegeben fast in alle Richtungen herrliche Buchten, Strände, Ausblicke und nette Inseln bietet, wie sie schon am ersten Tag entdeckt. Die junge Frau bei der Autovermietung überhäuft sie mit Tipps und besteht darauf, ihr einiges aufzuschreiben, was Helen als nett empfindet. Und entweder sind die Umgebung, die Pubs und Restaurants wirklich überdurchschnittlich gut oder die Empfehlungen sind so erstklassig: Jedenfalls ist die Anawhata-Bucht ein Erlebnis, so nahe bei der Millionenstadt und ganz einsam, mit herrlichen rot blühenden Bäumen, deren entsetzlich langen Namen⁴⁴ sie sich allerdings nie wird merken können. Das kleine Restaurant in Ponsonby ist dann genauso gut wie das Red Fox Pub am Weg zum Vulkanhügel Mt. Eden, auf den sie noch mitten in der Nacht mit einer ausgelassenen Gruppe hinauffahren »muss«. Der Blick über Hafen und Stadt ist auch in der Nacht beeindruckend und sie hat nichts dagegen, ein paar Mal liebevoll, aber unaufdringlich umarmt zu werden. Eines scheint klar zu sein: Die Menschen sind hier viel offener und freundlicher, als sie das je in Washington erlebt hat.

An diesem ersten Tag fällt sie erst nach Mitternacht todmüde ins Bett und verschläft die Frühstückszeit. Bevor sie mit ihrer Arbeit beginnt, spaziert sie vom Hotel, dem Hyatt, in die Stadt, entdeckt viele nette Shops, Durchgänge ... und ungezählte freundliche Gesichter jeder Hautfarbe. Sie beginnt, ihre erste, wenig positive Einschätzung der Stadt rasch zu revidieren. Dann geht sie über die Queen Street zurück zur Universität Auckland. Diese liegt (wenn man vom Tamaki Campus absieht) überraschend nahe beim Stadtzentrum, direkt an dem kleinen, aber hübschen Albert-Park mit seiner Mischung von ausladenden Bäumen und kurz geschnittenen Wiesenflecken, auf denen die Studenten und Studentinnen bunten Farbflecken gleichen.

Die Universität selbst ist eine Mischung von englischen Kolonialgebäuden und hässlichen Neubauten. Das seismologische Institut scheint niemand zu kennen. Sie muss unzählige Male fragen, auch

⁴⁴ Pohutukawa-Bäume. Sie blühen um das Jahresende über und über rot.

den Namen Simms scheint noch niemand gehört zu haben. Ein Mann, der schon vielen Tausenden durch seine Warnungen das Leben gerettet hat, ist hier so unbekannt? Das Büro von Simms ist nicht minder enttäuschend. Als ihr ein eher veraltetes Labor gezeigt wird, kann sie einfach nicht mehr glauben, dass dieser Mann mit diesen Instrumenten geleistet hat, was man von ihm erzählt. Sie spricht ihn auf seine jüngsten Erfolge an. Da reagiert Simms stolz, aber vorsichtig. Als Helen wissen will, wie er zu seinen genauen Prognosen kommt, wird Simms geheimnisvoll: »Ich kann meine Methoden und Quellen - Quellen«, er stottert, »nicht bekannt geben.« Dann blickt er auf seine Uhr. »Ich habe heute noch nichts gegessen, junge Frau, und Sie haben mich schon genug aufgehalten. Schönen Tag noch.«

Aber so schnell lässt sich Helen von diesem alternden englischen Einwanderer nicht abwimmeln: »Ich habe auch noch nichts gegessen und würde Sie gerne auf ein Abendessen einladen. Was Sie erzählt haben, war sehr interessant. Viele Leser unserer Zeitung bewundern, wie Sie mit bescheidenen Mitteln so wichtige Vorhersagen treffen können. Es geht nicht so sehr um technische Details, sondern um Sie als Person. Wo und wie Sie aufgewachsen sind, wie Sie Spitzenwissenschaftler wurden usw.« Während Simms zögert, registriert Helen das erste Mal bewusst das rötliche, rundliche Gesicht des Professors und fügt aus einer plötzlichen Intuition heraus hinzu: »Und ich würde gerne mit ihnen eine Flasche Wein aus meiner Heimat probieren.« Das gibt den Ausschlag.

Simms lobt den kalifornischen Wein, auch bei der zweiten Flasche noch, merkt nicht, dass Helen nicht einmal ihr erstes Glas ausgetrunken hat, aber taut immer mehr auf. Man ist inzwischen bei »Helen« und »Arthur« und fast ungefragt erklärt Arthur, dass er seine großen Erfolge der Zusammenarbeit mit der Firma SR Inc. verdankt, wo er ja jetzt auch Leiter der seismologischen Abteilung ist. SR Inc. ist Helen durch die e-Helper bekannt; dass sich die Firma auch mit Seismologie beschäftigt, darüber äußert sie sich verwundert. »Ach, das ist eine tolle Firma. Die machen ja auch viele Rettungs- und Aufklärungseinsätze, daher kommt ja ihr Name⁴⁵. Auch

⁴⁵ SR Inc. steht für Salavage and Rescue Incorporated. Die Firma wird als Deckmantel für die anderen Aktivitäten der Paragruppe verwendet, sie hat aber gerade durch den Einsatz von Parafähigkeiten, von denen niemand weiß, teils mit Recht den Ruf, auf hoch technologisierte schwierige Rettungsaktionen spezialisiert zu sein. Darum hat sie auch eine Elektronik- und Informatikabteilung, aus der als »Abfallprodukt« der e-Helper hervorgegangen ist, der ein Welterfolg wurde.

interessieren sie sich für Dinge, von denen niemand was weiß, außer dass man darüber nichts wissen darf«, kichert er über sein eigenes Wortspiel. »Übrigens, der Chef hat sehr gute Verbindungen zur Regierung, vor allem zur PM. Man munkelt sogar, dass sie Freunde sind, du weißt schon, was ich meine.« Ja, Helen versteht. Diese Regierungskontakte und »Aufklärungseinsätze« erscheinen ihr nun doch sehr »aufklärungsbedürftig«, erfindet sie ihr eigenes Wortspiel. Helen versteht immer weniger, warum sich eine so erfolgreiche Firma einen - wie es scheint - recht mittelmäßigen Forscher als Leiter einer Abteilung leistet.

Simms hatte vor, nach dem Abendessen mit Helen in seinem Stammlokal Tony's, das von der Universität aus durch den Park nur über ein paar Stiegen beim Kunsthaus vorbei erreichbar ist, noch einmal arbeiten zu gehen. Aber über zwei Flaschen Wein ist der Abend lang geworden und der Kellner, der Simms mehr als gut kennt, ruft ungefragt ein Taxi.

Helen geht ins Hyatt zurück, das sie wegen der Nähe zur Universität gewählt hat. Sie hat nach dem Gespräch das Gefühl, dass sie eine Aufheiterung benötigt. Abgesehen von der minimalen Information über SR Inc. weiß sie so viel wie vorher, aber ihr Gefühl, dass bei diesen Erdbebenvorhersagen mehr im Spiel ist, als die Öffentlichkeit vermutet, hat sich noch verstärkt. Hinter Simms muss eine Gruppe stehen, die mit ganz neuen Methoden arbeitet. Und warum sie sich versteckt, muss doch einen interessanten Grund haben!

Sie empfindet sich nicht als »schön«. Heute ist sie den ganzen Tag in Jeans, einfachem Hemd und unscheinbar gelegten Haaren mit einer verunstaltenden Brille möglichst »geschlechtslos« unterwegs gewesen. Sie weiß aber sehr wohl, wie sie sich interessant herrichten kann, und das hat sie vor, bevor sie in die Bar geht. Nach der heißen Dusche sieht sie in dem auf zwei Seiten verspiegelten Bad das Bild, das ihr immer eine Portion Selbstvertrauen gibt. Ihre langen Beine führen über ein gepflegtes Dreieck zu einem flachen Bauch, ihre Brüste sind für ihren Geschmack gerade richtig. Sie stehen, obwohl nicht klein, frech spitz nach vorne, eine Unterstützung benötigen sie nicht! Ihre Schultern sind ohne Makel. Na ja, die zwei Muttermale hatte sie sich entfernen lassen, aber sonst ist alles echt. Kritisch betrachtet sie ihre etwas zu große Nase, aber mit ein bisschen Make-up kann sie davon ablenken. Wenn ein Mann von vorne in ihre grau-

grünen Augen sieht und sie ihr spezielles Lächeln aufsetzt, dann hat sie meistens schon gewonnen. Manchmal kommt sie sich dann wie eine Barbra Streisand vor ...

Sie zieht ihr schulterfreies graugrünes Kostüm an, das so gut zu ihren Augen passt und zum Lidschatten, den sie auflegt. Der Duft von Chanel 19 hat auch etwas »Grünes« an sich, findet sie. Strümpfe brauchen ihre gebräunten Beine nicht und im neuseeländischen Sommer passen helle hochhackige Schuhe gut zu ihrem Outfit. Im letzten Moment nimmt sie noch einen dünnen Überwurf über die Schultern. Er macht sie dezenter und die Hotels sind ja oft zu stark klimatisiert.

Als sie zur Bar kommt, sitzen dort nur zwei Japanerinnen, sonst ist sie leer. Sie ist jetzt verärgert, dass sie sich im Hyatt einquartiert hat. Sie erinnert sich wieder, dass diese Kette von Japanern frequentiert wird, die ihr Besuchsprogramm ernst nehmen und daher bald ins Bett müssen. Gelangweilt nippt sie an ihrem Martini mit einer Spur Befriedigung, dass sie durch die Beschränkung auf ein halbes Glas Wein beim Abendessen ihren Geschmack an ein paar Drinks nicht verloren hat. »Dieser Simms«, denkt sie, »was für ein nichts sagender Mensch!« Oder kann sie sich so irren? Und sein Stammlokal! Wie kann man dort regelmäßig essen gehen, wenn es in Auckland vor aufregenden kleinen Speiselokalen nur so wimmelt.

Wegen einer Bewegung hinter ihr dreht sie ihren Kopf und sieht über die Schulter. Von der Tür, die zur Garage führt, kommt ein gut aussehender Mann - 35 bis 40 schätzt Helen - mit suchendem Blick langsam zur Bar. Er merkt Helens Blick und lacht ihr zu. »Ist ja eine Schande, dass man sich um nette Touristinnen so wenig kümmert«, sagt er mit leichtem, weich klingendem, eindeutig deutschem Akzent. »Ich würde Ihnen gerne Gesellschaft leisten, aber ich erwarte einen Geschäftsfreund. Darf ich mich zu Ihnen setzen, während er sich umzieht?« Er wartet ihr leichtes Nicken und ihre Geste auf den Barhocker daneben ab, bevor er sich hinsetzt. Sie ist verdutzt. Kein Mann, den sie in den USA kennt, würde darauf warten, sondern einfach Platz nehmen!

Er stellt sich vor. »Marcus nennen mich alle«, sagt er freundlich. »Helen aus den USA, seit gestern hier, Touristin und Journalistin, bevor Sie das alles ohnehin fragen werden.« Marcus grinst: »Das kommt davon, wenn man sich als junge Frau geschmackvoll ange-

zogen allein an eine Bar setzt, dann wird man halt immer mit den gleichen Worten angesprochen. Aber dann machen wir gleich weiter. Was trinken Sie bzw. was haben Sie getrunken? Es schaut schon recht leer aus.«

»Was alle Amerikanerinnen in einer Bar trinken, einen trockenen Martini.«

»Passt bestens. Würden Sie sich mir für den nächsten Drink anvertrauen, er passt gut dazu.« »Was wird es werden?« »Das müssen Sie erraten. Dave«, ruft er dem Kellner zu, »zwei von meinen, du weißt schon.«

Helen kostet vorsichtig. »Schmeckt echt gut. Habe ich noch nie gehabt. Hätte ich aber wohl erwarten können, dass ich das hier bekomme.« Nun staunen Marcus und der Kellner, der noch an der Theke lehnt.

»Also der Wodka ist nicht der gleiche wie im Martini, vielleicht war das zur Irreführung? Der angenehme Geschmack, der wirklich gut passt, ist von einer nicht zu reifen Kiwifrucht.«

Der Kellner applaudiert, nur Marcus gibt sich nicht ganz zufrieden: »Wann wird man sich in Amerika endlich merken, dass die richtigen neuseeländischen Kiwis Zespri heißen?«

»Marcus, du bist zu streng! Übrigens gratuliere zu der gestrigen Aktion. Ist ja wirklich unglaublich, wie schnell ihr das verschüttete Kind gefunden und geborgen habt. Seit deine Firma in Auckland ist, fühle ich mich echt sicherer!«

Helen horcht auf. »Mein Nachbar hat gestern jemand gerettet?«, fragt Helen den Barkeeper. Dave winkt ab: »Das macht er dauernd. Hat er sich denn nicht vorgestellt? Das ist Marcus Waller, der Chef der SR Inc., wenn Ihnen das was sagt.«

Helen kippt fast vom Barhocker. »Also so stark war der Drink auch wieder nicht«, kommentiert Marcus, während sich Dave zurückzieht. Helen beschließt frontal vorzugehen: »Nein, war er nicht, aber ich brauche jetzt trotzdem noch einen. Denn ich bin aus Washington hierher gekommen, weil ich einen Bericht über Professor Simms und seine Erdbebenwarnungen schreiben wollte. Ich habe heute Simms getroffen und - ich will ehrlich sein - ich kann mir nicht vorstellen, dass er mit seinem Universitätslabor so genaue Vorhersagen machen kann. Damit konfrontiert sagte er, dass er dazu nur mit Hilfe der SR Inc. in der Lage sei. Also wollte ich morgen die

seismologische Gruppe bei SR Inc. besuchen. Und jetzt sitze ich zufällig neben dem Chef der ganzen Firma. Das darf mich doch ‚vom Stockerl hauen‘, wie ihr in Germany sagen würdet.«

Helen hat ‚vom Stockerl hauen‘ auf Deutsch in die englische Konversation eingeworfen, um zu zeigen, dass sie Marcus‘ Akzent erkannt hat.

Marcus schaut Helen jetzt mit anderen Augen an: Hier sitzt eine clevere Reporterin. Nur gut, dass SR Inc. auf einen solchen Fall vorbereitet ist. »Ich glaube, man unterschätzt Simms leicht. Aber er könnte ohne die Daten meiner Firma natürlich nie die Prognosen machen, die er bekannt gibt. Diese werden übrigens von anderen Spezialisten bei mir nochmals geprüft, bevor sie der PM, ich meine natürlich unserer Premierministerin«, korrigiert sich Marcus, »zu ihrer Verwendung weitergeleitet werden.«

»Aber welche Methoden verwendet SR Inc.? Wieso können das andere auf der Erde nicht?«

»Wir sind bei der elektronischen Datenerfassung von Erdverschiebungen und bei der Untersuchung von Hohlräumen weltweit führend. Das ist der Grund, warum wir bei Rettungsaktionen wie gestern, wo ein Haus einstürzte, so schnell helfen können. Das ist der Grund, warum wir bei den letzten Erdbeben ja nicht nur diese gut vorhersagen konnten, sondern dort, wo es trotzdem Probleme gab, bei den Rettungseinsätzen sehr erfolgreich halfen.« (Das ist neu für Helen und sie wird es recherchieren.) »Auf die gleiche Weise konnten wir übrigens auch neue Ölfelder und Wasservorkommen an einigen Orten der Welt entdecken: Sie haben vom Sahelsee gehört, den wir in Afrika gefunden haben und der inzwischen aus einer riesigen Wüstenfläche fruchtbares Land macht?«

Helen nickt halbherzig. Ja, das war durch alle Medien gegangen, aber ihr war nie bewusst gewesen, dass SR Inc. dahinter stand!

»Es sind aber gerade diese neuen Methoden Öl, Wasser, ja sogar Mineralien zu finden, die unser Verfahren so kostbar machen, dass wir es nicht einmal patentiert haben, sondern einfach strikt geheim halten. Unsere Methoden erlauben es auch, unterirdische Explosionen sehr genau zu klassifizieren, was uns bei einigen Mächtgern Atomnationen keine Freunde macht. Aus diesen Gründen hängen wir unseren Namen auch nicht gern an die große Glocke und die seismischen Forschungen sind abgeschirmt und sehr scharf be-

wacht. Wir wollen in Ruhe weiterarbeiten und weiterforschen. Wenn Sie morgen SR Inc. besuchen, werden Sie sehen, was ich meine.«

»Aber ich kann berichten, was ich gerade gehört habe? Dass das Auffinden von Naturschätzen unter der Erde und die Erdbebenvorhersagen eng zusammenhängen und SR Inc. darauf ein Monopol hat?«

Marcus zuckt die Schultern: »So steht es im Prospekt, den Sie morgen bei der SR-Inc.-Besichtigung erhalten werden. Sie können sich vorstellen, dass wir das Wort Monopol nicht lieben, aber wir können uns auch nicht dagegen wehren. Unsere Firma verfolgt die Politik, entweder ein Patent anzumelden, das dann nach 17 Jahren ausläuft, oder eine Entwicklung genauso viele Jahre einfach geheim zu halten und dann bekannt zu geben. Das machen wir bei der seismischen Forschung: Unser Monopol, wie Sie es nennen, wird also 2037 fallen. Machen Sie morgen die Besichtigungstour von SR Inc. mit, sie ist ganz interessant, und Sie werden auch zur seismischen Forschung noch mehr erfahren. Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Mein Geschäftsfreund kommt gerade aus dem Aufzug.«

Marcus schüttelt ihr die Hand und eilt auf seinen Freund zu, den er herzlich begrüßt: »Gut, dich hier zu sehen, Jan.«

Helen beginnt ihren Drink zu leeren. Das Gespräch mit Marcus war nett, aber frustrierend. Wie soll das eine gute Geschichte hergeben? Da gibt es keine großen Geheimnisse, das Ganze ist eher für ein Magazin über neue Forschungen, aber keine Sensationsenthüllungsgeschichte für die Washington Post. Gerade will sie die Theke verlassen, als sie hört, wie Jan etwas lauter, weil erregt, etwas sagt wie: »... du meinst von allen Kraftwerken?« Marcus ist dieser Ausbruch sichtlich peinlich, er legt seine Hand auf Jans Arm. Aber Helen ist plötzlich hellwach. Was hat SR Inc. mit Kraftwerken zu tun? Sie muss mehr herausfinden!

»Wie wird das Wetter morgen?«, fragt sie den Barkeeper überflüssigerweise; sie weiß, dass durchgehend Regen vorhergesagt ist. Dave antwortet bedauernd: »Nur gut für Museumsbesuche, fürchte ich. Aber das Auckland Domain ist Spitze, das Antarktis Museum und das Aquarium von Kelly Tarton sollten Sie unbedingt sehen und dann können Sie noch immer eine Million im Kasino gewinnen.« »Unter diesen Umständen werde ich mich ausschlafen. Und Sie können mir noch einen doppelten Wodka mit dem Saft von euren - wie war das? - Zespris geben.«

Einige später kommende Geschäftsleute sprechen sie an und sie flirtet gerade genug, um unauffällig abwarten zu können, bis sich Marcus verabschiedet. Er kommt noch einmal bei ihr vorbei: »Wenn die Führung morgen nicht reicht, hier ist meine Karte. Sehen Sie den roten Punkt rechts oben? Das veranlasst, dass jemand, der die Karte zeigt, zu mir vorgelassen wird. Ein paar Minuten habe ich sicher Zeit, wenn es noch etwas Besonderes gibt. Und damit Sie auch wirklich wissen, woher ich ganz, ganz ursprünglich komme: Gestatten Sie mir?« Er nimmt ihre Hand und haucht einen Kuss darauf. Helen lacht: »Der leichte Akzent war auch ein bisschen zu weich für einen Deutschen, schaut ganz so aus, als stammen Sie aus Österreich.«

Marcus geht leicht beschwingt zum Auto. Es gibt noch immer junge interessante Frauen, die ihn offenbar auch nach seinem 40. Geburtstag akzeptabel finden!

Helen steht auf und geht zu Jan, der beobachtet hat, dass sie offenbar Marcus recht gut kennt. »Ich bin eine Freundin von Marcus und wenn er mich schon wegen Ihnen versetzt, dann schulden Sie mir jetzt ein Gläschen vom besten Wein aus dem Land, aus dem Sie kommen.«

Jan macht gerne mit und Helen lässt ihren ganzen Charme auf ihn los. So erfährt sie ganz nebenbei, dass er bei Siemens Südafrika arbeitet und seine Abteilung gerade einen substanziellen Auftrag erhalten hat, um gewisse Details über alle Kraftwerke und Stromnetze der USA und Europas zu erfassen. Siemens erscheint da eine logische Wahl, aber warum gerade Siemens Südafrika? Ganz überzeugend kann das auch Jan nicht erklären: »Wir haben wohl einige der Kraftwerke gebaut und haben zudem den Ruf verlässlich und preiswert zu sein«, meint er. Helen ist sicher, dass es einen anderen Grund geben muss.

Sie verzichtet auf die Besichtigung der SR Inc. am nächsten Tag und bucht einen Flug nach Johannesburg. Sie hofft, in der Nähe von Jan mehr erfahren zu können.

Zwei Tage später sitzen Klaus und Marcus im Büro der SR Inc. beisammen. »Du hast sicher Recht, dass wir den Angriff auf mehreren Ebenen durchführen«, eröffnet Klaus, »wie weit bist du?«

»Ich habe eine Gruppe von Siemens-Mitarbeitern unter der Leitung eines Freundes in Südafrika engagiert, die mir eine detaillierte

Liste aller Kraftwerke in den USA und Europa und aller großen Verteilerknoten erstellt. Dabei werden auch die verwendeten Netze und Computer erfasst und alle Sicherheitsvorkehrungen, soweit dies ohne Verdacht möglich ist. Ich habe Südafrika gewählt, weil ich dort den Verantwortlichen gut kenne, seine Gruppe viele Kraftwerke gebaut hat und weil die Arbeitskräfte dort billiger sind als etwa in Deutschland. Außerdem fällt es hoffentlich weniger auf, als wenn ich ein Land wähle, in dem dann die Stromversorgung zusammenbricht. Die Gruppe weiß natürlich nicht, worum es geht. Sie glauben, dass wir von Drohungen gegen Kraftwerke wissen und eine Schwächenanalyse durchführen wollen, auf der aufbauend wir gemeinsam mit Siemens Maßnahmen zur Verbesserung der Sicherheit erreichen wollen. Natürlich wird während der Arbeit an Verbesserungsvorschlägen schon alles zusammenbrechen, wir werden also ‚zu spät‘ kommen. Das Projekt ist auf 14 Monate ausgelegt. Sobald öffentlich eine globale Bedrohung für den 15. Oktober bekannt gegeben wird, das sollte so um Mitte September sein, werde ich darauf drängen, die Arbeit zu beschleunigen, aber es wird dann einfach zu wenig Zeit bleiben, um noch viel auszurichten. Wenn wir die eine oder andere Anlage rechtzeitig schützen, so ist das für uns vielleicht das notwendige Alibi und es sollte genauso wenig Unterschied machen wie das lange noch funktionierende riesige Kraftwerk in Churchill Falls in der Simulation. Ich werde dir jedenfalls die ersten Informationen in wenigen Wochen liefern können. Aber wie schaut es bei dir aus, wird es möglich sein, die Steuercomputer aller Kraftwerke ausfallen zu lassen?«

Klaus wiegt den Kopf hin und her: »Ich wünschte, wir könnten all unsere verfügbaren Mittel einsetzen. Dann wäre der Stromausfall und auch die Wiederherstellung der Elektrizitätsversorgung kein Problem. Nur können wir das nicht, sondern müssen mit einfacheren Methoden vorgehen.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja, wir haben überall in der Welt unsere Drohnen, das war ja schon vor Jahren deine Idee. Weltweit sind jetzt bereits 34 Millionen im Einsatz, die, was die Vermeidung von Terroranschlägen angeht, Wunder leisten. Vor allem seit wir Wissensmanagement-Systeme wie Hyperwave verwenden, um die unglaublichen Datenmengen zu koordinieren, haben wir die ‚Pest des 21. Jahrhunderts‘,

wie Putin, der Präsident Russlands, einmal sagte, sehr eingedämmt. Da noch dazu niemand von der Existenz der Drohnen weiß, sind ehemalige Terrororganisationen total verunsichert, weil sie stets glauben, Verräter in ihrer Mitte zu haben. Wie du weißt, habe ich alle Drohnen bewaffnen lassen, das heißt, sie verfügen über einen hochwertigen Laser, der einige kurze Impulse abgeben kann. Wir wären damit in der Lage, alle Hochspannungsleitungen, die irgendwo im Freien hängen, in kürzester Zeit mehrmals zu durchtrennen - ein sehr wirksames Lahmlegen aller Stromleitungen. Von den großen Leitungen verlaufen ja nur sehr wenige unterirdisch. Aber damit würden wir die Existenz der Drohnen verraten und das dürfen wir nicht. Also müssen wir auf traditionellere Methoden wie Virenattacken zurückgreifen.«

»Das verstehe ich, aber das war ja immer geplant. Was ist dann das Problem?«

»Lass mich zuerst den einfachen Teil erklären, der ist kompliziert genug, und dann besprechen wir die Probleme, die wir noch nicht wirklich im Griff haben. Also, um möglichst alle Computer zu erreichen, müssen wir vorgehen wie der MdM in der Simulation. Wir müssen zeitpunktaktivierte Viren schon in die Software einschleusen, die als Standardsoftware ausgeliefert wird. Da Anfang des Jahres neue Versionen bei den größten Softwarefirmen anstehen, wird uns das mit viel Aufwand noch gelingen, wir arbeiten daran. Aber nicht alle Benutzer installieren die neuesten Versionen, manche warten oft Jahre. Also müssen wir auch über das Netz attackieren. Wir werden das, so schlägt unser Meisterhacker Harry vor - der Einzige, der in große Teile des Plans eingeweiht ist -, in zwei Wellen tun: In der ersten streuen wir einen harmlosen, aber lästigen Virus, der nur durch auf den neuesten Stand gebrachte Virenbekämpfungssoftware zu beseitigen ist. In diese neueste Version der Bekämpfungssoftware bauen wir dann den wirklichen Virus ein.« Klaus unterbricht: »Das klingt alles so einfach, aber wir müssen in unzählige Firmen verlässliche Leute einschleusen und von denen darf niemand wissen, was wirklich geschieht. Mir wird ganz heiß und kribbelig, wenn ich an alle Ausreden denke, die wir brauchen werden. Zusätzlich zu dieser Welle werden wir dann unmittelbar vor dem Tag des Zusammenbruchs noch einmal eine andere Version des Virus über das Netz verbreiten, aber auch über kommerzielle

DVDs und an was immer wir herankommen. Aber das ist nicht genug. Es gibt hinreichend viele vernetzte Computer hinter so guten Feuermauern, dass wir durch diese nicht durchkommen werden. Ja, es gibt vernetzte Computer, die nur untereinander, aber nicht mit der Welt draußen verbunden sind. Wir werden diese Installationen getrennt außer Gefecht setzen müssen, indem wir physisch direkt in das lokale Netz hinter der etwaigen Feuermauer eindringen. So haben wir es durch Barry in Pakistan gemacht, nur fehlt uns jetzt Barry. Ich fürchte, dass du und Cynthia fallweise eingreifen müsst, indem ihr so ähnlich wie in Brüssel vorgeht. Ihr könnt aber unmöglich alle heiklen Kraftwerke und Verteilerknoten abarbeiten, darum haben wir dafür noch eine andere Lösung, die in den meisten Fällen helfen wird. Die Bediener der Computeranlagen verwenden heutzutage Speicherkarten, die Teile der Programme beinhalten. Diese werden zu unserem Glück meist in den Computerräumen ohne besondere Sicherheitsmaßnahmen aufbewahrt. Es müsste uns gelingen, diese Karten mit Hilfe von Drohnen, die wir einfliegen, abzuändern und so den Virus einzuschleusen. Allerdings besteht die Gefahr, dass dabei Drohnen entdeckt werden. Atlantis hat dafür eine Wahrscheinlichkeit von 91 Prozent angegeben, also sehr hoch! Wir müssen unsere Drohnen daher so ändern, dass sie sich notfalls selbst zerstören, wobei allerdings Menschen in der Umgebung nicht gefährdet werden dürfen. Mit solchen Maßnahmen, ich habe dir noch einige unterschlagen, wird es uns gelingen, fast alle Computer in Nordamerika, Japan und Europa lahm zu legen. Das ist der einfache Teil.«

Marcus ist entsetzt: »Der einfache Teil, sagst du, was ist dann der komplizierte?«

»Es fängt damit an, dass unser Virus natürlich zu einem gewissen Zeitpunkt aktiv werden soll. Die Computeruhren gehen aber nicht alle gleich. Einige werden bewusst zurückgestellt, um Lizenzen zu umgehen, andere gehen einfach ungenau, andere werden vorgestellt, um etwaige Viren, die sich erst nach einem bestimmten Zeitpunkt aktivieren, zu entdecken. Das geschieht zum Beispiel bei allen Firmen, die Virenschutzsoftware vertreiben! Das heißt aber, dass die Chance sehr groß ist, dass unser Virus frühzeitig entdeckt und unschädlich gemacht werden kann, er in einigen Computern viel zu spät aktiv wird usw.«

»Wieso ist dieses Problem in der Simulation von Atlantis nicht aufgetreten?«, wundert sich Marcus.

»Weil 2080, wenn der Trend so weitergeht, wie er ist, alle Computeruhren weltweit durch Funk synchronisiert sein werden und ein Verstellen prinzipiell unmöglich gemacht ist. Das wünschen sich seit Jahren viele Benutzer und alle Softwarefirmen ... Und nur Atlantis zeigt mit der Simulation auf, dass dadurch das Gesamtsystem noch anfälliger wird«, erklärt Klaus.

»Und ihr habt dafür eine Lösung?«

»Teilweise. Wir werden versuchen zu verhindern, dass Antivirenfirmen durch Vorstellen ihrer Uhr den Virus finden. Der Virus bei ihnen wird nicht aktivierbar sein, der Virus, den sie unbeabsichtigt ausliefern, aber schon. Stellt jemand anderer seine Computeruhr vor, so schlägt der Virus sofort oder früher zu; stellt er seine Uhr weiter zurück als das Datum, an dem wir den Virus einpflanzen, gleichfalls. Damit verhindern wir die meisten Probleme, denken wir, wenn wir einen Virus entwickeln, der sich allen Säuberungsversuchen widersetzen kann. Das müssen wir ohnehin erreichen, weil sonst ja jemand nur Stunden nach dem Zusammenbruch den Virus entfernen könnte. Wann der Virus entfernbar ist, das muss bei uns liegen.

Diesen Teil haben wir so geplant, dass der Virus nur entfernbar ist, wenn ein sehr schwieriges Entschlüsselungsproblem geknackt wird. Dieses zu knacken wird schon dadurch erschwert, dass ja die meisten Computer ausgefallen sind. Deine Idee, dass wir in manchen Teilen der Welt nicht angreifen, kommt uns da zu Hilfe. Der Onkel Raiandas, der eine große Softwarefirma in Indien besitzt, wird die geniale Idee zur Lösung haben. Er wird alle noch arbeitsfähigen Computer in Indien, China, Südamerika, Australien, Neuseeland und alle e-Helfer so zusammenschließen, dass Teilprobleme auf diese Milliarden von Prozessoren verteilt werden. Man wird errechnen können, dass mit dieser Methode das Problem im schlimmsten Fall in drei Monaten gelöst werden kann, im wahrscheinlichen Fall aber in 10 bis 20 Tagen. Die Lösung wird dann ein Computer in Bombay nach zwei Wochen finden. Noch Fragen?«

Marcus schaut Klaus entsetzt an. »Das kann doch nicht alles funktionieren! So gut unsere Computerleute sind, das ist einfach nicht zu schaffen!«

Klaus lächelt: »Es wird klappen. Verlass dich drauf. Es liegt jetzt bei dir, die PM von dem Plan zu überzeugen, damit sie dafür sorgt, dass nach dem Ende des Zusammenbruchs wirklich etwas von den Regierungen unternommen wird und dass uns niemand auf die Schliche kommt. Ich denke, deine Aufgabe ist mindestens so groß wie meine - und ich habe im Gegensatz zu dir schon den mächtigsten Verbündeten, den es gibt.«

»Klaus, du bist verrückt. So kann es nicht gehen, wir müssen den Plan aufgeben, wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

Klaus lächelt noch immer: »So als Pessimisten kenne ich dich ja gar nicht. Kümmere du dich um deinen Teil. Und keine Angst, meinen Teil schaffe ich. Willst du wetten?«

Marcus ist total verblüfft: »Das ist eines der wahnsinnigsten Vorhaben, von denen ich je gehört habe. Warum bist du dir so sicher?«

»Weil mir Atlantis seine volle Unterstützung zugesagt hat! Willst du seine Zahlen wissen? Totalausfall der Strom- und Netzverbindung und aller Computer in den angegriffenen Staaten bis auf unbedeutende Reste und abgesehen vom lokalen Gebrauch der e-Helper: 98,3 Prozent. Rückkehr zur Normalisierung: 99,94 Prozent. Mitwirkung der PM: 83 Prozent. Ausreichende Gesetzgebung nach der Normalisierung: 85 Prozent . Gefahr, dass SR Inc. als Urheber nach dem Zusammenbruch festgestellt wird: 89 Prozent. Übrigens, du bist manchmal zu unvorsichtig. Die 89 Prozent wurden neu hochgerechnet, sie lagen bis vorgestern bei nur 30 Prozent. Aber eine Unterhaltung, die du mit einer gewissen Helen im Hyatt vor drei Tagen hattest, hat die Gefahr, dass man uns als Übeltäter feststellen kann, leider erhöht. Helen ist zurzeit bei Jan in Südafrika auf Besuch.«

Marcus zuckt zusammen. Klaus beruhigt ihn: »Du hast einfach Pech gehabt, dass Helen durch dich Jan kennen lernte. Aber du musst sie ab sofort im Auge behalten. Und rede öfter mit Atlantis. Er ist wie ausgewechselt, ihm scheint unser Plan sehr zu gefallen.«

11. Die Durchführung

Great Barrier Island, Neuseeland

21. Dezember 2020

Klaus Baumgartner und Marcus sitzen bei Atlantis, der sich in den letzten Tagen immer mehr als Verbündeter und Helfer erwiesen hat. Es ist offensichtlich, dass er sich freut, dass man auf seine Simulation reagiert hat und nun alles versucht, um das von ihm gezeigte Katastrophenszenario zu verhindern. Sie berichten ihm von ihren Plänen und ihren Sorgen. Trotz ihres anfänglichen Optimismus ist nicht klar, wie sie es schaffen können, alle hoch abgeschirmten Kraftwerke und Computersysteme mit einem Virus zu infizieren. Es gibt noch mehr, als sie geschätzt haben. Aber noch unmöglicher erscheint es ihnen, einige große Anschläge als »Drohung einer unbekannten Gruppe« durchzuführen, ohne sich zu verraten und ohne Menschen ums Leben zu bringen. Und doch sind solche Anschläge wohl notwendig, um der späteren Warnung der PM vor dem 15. Oktober entsprechende Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Schließlich meint Atlantis: »Ihr habt einen Fehler gemacht, fürchte ich. Ihr hättet Stephan nicht ausschließen dürfen.« »Aber du weißt doch, dass wir ihn und seine Schwester da nicht hineinziehen wollten ... Und hätte er denn wirklich so viel helfen können?«

Atlantis antwortet zögernd: »Stephan selbst hätte mit seinen Parafähigkeiten nicht wesentlich geholfen. Aber er hätte mit DAS SIE⁴⁶ Kontakt aufnehmen können. Wenn ihr DAS SIE auf eure Seite bekommt, dann würde es keine Probleme geben. DAS SIE könnte die notwendigen Anschläge problemlos durchführen und niemand würde es je enträtseln können, genau, was ihr braucht.«

»Atlantis, du scheinst ja viel über DAS SIE zu wissen. Kannst du nicht Kontakt aufnehmen und helfen?« »Nein, das darf ich nicht. Das muss Stephan machen. Wenn er DAS SIE auf eure Seite bringt, kann ich die weitere Kommunikation durchführen, aber anfangen darf ich nicht.«

⁴⁶ »DAS SIE« ist ein geheimnisvolles Lebewesen, mit dem Stephan einmal Kontakt hatte. Man weiß nicht, was es ist (offenbar eine Art »intelligentes Tier«, sonst könnte Stephan damit nicht kommunizieren), jedoch nach dem, was Stephan schon mit dem DAS SIE erlebte, technologisch sehr hoch entwickelt, in vielen Aspekten der Menschheit voraus. Wo es sich gegenwärtig aufhält, ist unbekannt. Etwas mehr zum DAS SIE in »Xperten: Die Parakämpfer«.

»Du meinst also, wir müssen Stephan, wenn er am 23. 12. von seinem Treck zurückkommt, doch einweihen und ihn bitten, mit DAS SIE Kontakt aufzunehmen?«

»Ja«, antwortet Atlantis entschieden. »Und Cynthia sollte dann wieder seine Erinnerungen löschen.«

Marcus ist von der Idee dieses Zickzackkurses gar nicht begeistert. Cynthia hatte ja erst vor Tagen eingegriffen und die Erinnerung an die Besprechung nach der Simulation gelöscht. Nun soll man Stephan wieder alles erzählen und dann wieder die Erinnerung löschen?

Aber Atlantis bleibt unnachgiebig: »Nach den neuen Informationen, die wir gemeinsam gesammelt haben, ist die Chance, dass ohne DAS SIE alles gut geht, nicht hoch.«

So wartet man mit Spannung auf Stephans Rückkehr, dem Marcus gleich die Situation erklärt: »Wir brauchen dringend deine Hilfe. Wir glauben aber alle, auch Atlantis, dass wir zu deinem Schutz die Erinnerungen an alles, was du für uns machst, durch Cynthia wieder löschen sollten. Ich weiß, das ist sehr ungewöhnlich. Vertrau mir ... Es scheint keine andere Lösung zu geben und Cynthia ist sicher, dass es keine negativen Nachwirkungen für dich haben wird.« Cynthia nickt.

Stephan zögert etwas: »Ich bin bereit, ich vertraue euch. Aber unter einer Bedingung, ihr müsst mir an meinem 21. Geburtstag sagen, worum es gegangen ist.« Marcus atmet auf. »Ja, das kann ich dir versprechen.«

»Dann fangen wir an«, meint Stephan sorglos. So erklärt Marcus seinem Sohn genau den gesamten Plan und dass sie auf die Hilfe von DAS SIE hoffen, um einige Anschläge durchzuführen, die keine Menschenleben kosten, aber die Welt schockieren werden.

»Ich habe keine Ahnung, ob DAS SIE das machen kann und mitmacht. Aber probieren kann ich es ja.« Er überprüft, ob die »Notruftkugel«, die er von DAS SIE seinerzeit erhielt, richtig in seinem e-Helper liegt, und denkt konzentriert an DAS SIE. Zehn Minuten geschieht überhaupt nichts. Plötzlich »hört« er in seinem Hirn: »Hallo, Stephan. Wir haben nicht damit gerechnet, dass du uns kontaktierst.« »Ich habe Kontakt«, sagt Stephan aufgeregt, »aber es dauert noch ...«

Da ist DAS SIE wieder. »Stephan, wir haben vereinbart, dass du nur im äußersten Notfall mit mir Kontakt aufnimmst. Worum geht

es also?« »Entschuldige, es ist ziemlich kompliziert, aber es ist wichtig. Ich muss es dir ein bisschen ausführlicher erzählen.«

Stephan erzählt von der Simulation des Zusammenbruchs durch Atlantis, von den Schlussfolgerungen, die sie gezogen haben, von den Maßnahmen, die sie ergreifen wollen, warum man DAS SIE braucht und dass sich Atlantis als zukünftige Verbindung zum DAS SIE angeboten hat. »Ich verstehe. Ja, es geht hier um viel. Ich benötige etwa 15 Minuten zum Überlegen und melde mich dann wieder.«

Alle, auch Atlantis, warten mit Spannung auf diese Antwort. Nach genau 15 Minuten meldet sich DAS SIE wieder. Nur Atlantis weiß, dass die schwerwiegende Entscheidung weit entfernt von der Erde getroffen wurde. »Wir sind nicht sicher, ob Atlantis mit seiner Simulation und seiner Beratung nicht den galaktischen Gesetzen widerspricht. Wir sind aber an diese nicht gebunden und sind sicher, dass Atlantis im Sinne der Menschheit handelt. Wir werden also helfen. Alle weitere Kommunikation zu diesem Thema führen wir mit Atlantis direkt. Er ist auch der Einzige, der diese telepathische Nachricht schon jetzt empfängt. Wir wünschen euch und der Menschheit, dass das Unternehmen erfolgreich sein wird. Und du, Stephan, missbrauche den Kontakt mit mir nicht. Ich kann dir nur sehr, sehr selten zur Verfügung stehen.«

Atlantis erklärt: »DAS SIE macht mit, ihr habt Glück, wir können nun besprechen, welche Aufgaben wir dem DAS SIE stellen. Du, Cynthia, Sorge aber gleich dafür, dass Stephan alles vergisst und er sich wieder um seine nette indische Freundin Raianda kümmert, die sich schon wundert, wo er so lange steckt.«

Wellington

27. Dezember 2020

Marcus und seine Gruppe haben in den letzten zehn Tagen mit Hilfe von Atlantis und trotz der Weihnachtsfeiertage mit großem Einsatz gearbeitet, um eine solide Informationsgrundlage für die PM fertig zu stellen. Die PM, die ja seit dem Erdbeben in Wellington (bei dem Marcus den Wirtschaftsminister rettete) mit Marcus gut befreundet ist, hat sich einen Tag zwischen Weihnachten und Neujahr freigenommen, um in Ruhe mit ihm die Situation zu besprechen.

Sie sitzen nicht im Beehive, im offiziellen Regierungsgebäude, sondern in dem großen Haus, in dem die PM seit Jahren allein

wohnt, mit einem herrlichen Blick auf den Hafen und das Papa Tongarewa, das größte Museum Neuseelands. Das Haus ist, wie einige, die auf dem steilen Hang liegen, nur mit einer kleinen Privatseilbahn erreichbar. Diese Einrichtungen sind immer wieder eine Sensation für Touristen, in Wahrheit aber recht sinnvoll: Das Auto parkt man unten und direkt von der Garage führt eine kleine Gondelbahn, manchmal auch ein auf Schienen gezogenes Wägelchen, in den Vorraum. In einigen Fällen wie im Haus der PM ist dieses Wägelchen sogar der Vorraum. Ein Vorraum auf Rädern, warum nicht?

Marcus legt der PM die Unterlagen vor: »Ich möchte dir zuerst grob erklären, was wir für notwendig halten, um eine Situation wie in der Simulation zu verhindern. Wie du sehen wirst, klingt alles recht gut, ist aber schwer durchführbar. Anschließend schildere ich dir unseren Plan, wie man die Maßnahmen auch durchsetzen kann. Du wirst davon nur mäßig begeistert sein, aber wir sehen nur diesen einen Weg.«

Die PM blickt gespannt: »Ihr seid ja immer wieder für Überraschungen gut, also spann mich nicht länger auf die Folter.«

»Also, wir haben im Detail beschrieben, was zu ändern ist, um eine Katastrophe zu vermeiden, wenn es je zu einem totalen Netzausfall kommt. Ich gehe mit dir die Überschriften durch und sage nur ein paar Sätze dazu. Du kannst dir das dann in Ruhe ansehen und auch mit deinen Mitarbeitern besprechen. Dieser Teil ist absolut nicht vertraulich.

Grundsatz 1: Globalisierung von materiellen Produkten dort, wo wirklich erforderlich, ansonsten Regionalisierung, wo immer das sinnvoll möglich ist.

Was damit gemeint ist, kann man auch so sagen: Globalisierung ist gut, weil sie die effiziente Erzeugung von Produkten an den Standorten ermöglicht, wo dies am besten oder billigsten ist, und trotzdem den Zugriff auf die erzeugten Waren an jedem Punkt der Erde gestattet. Globalisierung ist aber schlecht, weil damit Abhängigkeit der Regionen von anderen entsteht, dadurch das Transportaufkommen steigt, es zur Ausbeutung von Menschen kommen kann (man produziert nur in Billiglohnländern und ist froh, wenn diese Länder arm bleiben) und weil sie schließlich lokale Produktionsstätten gefährdet. Umgekehrt, Regionalisierung ist gut, weil keine Abhängigkeiten von anderen Teilen der Welt entstehen, lokale

Gruppen für lokale Menschen produzieren und damit die Waren oft besser oder geeigneter sind. Regionalisierung ist aber schlecht, weil dadurch fallweise sehr ineffizient erzeugt wird. Wir brauchen eine Balance zwischen Globalisierung und Regionalisierung, die sich in den letzten Jahrzehnten zu sehr in Richtung Globalisierung verschoben hat.

Den Ausgleich zwischen Arm und Reich behandeln wir in einem eigenen Punkt. Es wird sich ergeben, dass der Ausgleich zwischen Arm und Reich eine gewisse Regionalisierung mit sich bringt. Das ist aber zu wenig. Andere Maßnahmen sind notwendig, wobei eine der mächtigsten eine Entfernungssteuer ist. Waren, die von weither kommen, werden besteuert und werden dadurch teurer.« Marcus erklärt dies der PM anhand seines Bananen- und Holland-Milch-Beispiels. Und er führt weiter aus: »Rindfleisch aus Argentinien wird in Neuseeland und Europa auf einmal sündhaft teuer, Möbel aus Tropenholz darf man wieder kaufen, aber sie sind wertvolle Raritäten. Wohnungseinrichtungen aus einem Kontinent in einen anderen zu verfrachten wird sinnlos. Man baut sie entweder in dem Land, in dem sie benötigt werden (oder in der Nähe), nach vorliegenden Plänen oder durch lokale Tischler in Handarbeit preiswerter und vermutlich auch kundengerechter. Natürlich darf die Steuer nicht zu weit gehen. Wenn die Bananen aus einer weit entfernten Ecke der Welt so teuer werden, dass man sie billiger in geheizten Glashäusern anpflanzt, dann hat man überzogen. Aber zum Beispiel wird der Rohrzucker dort bleiben, wo Zuckerrohr gut gedeiht, und in anderen Teilen der Welt wird man eben Rübenzucker verwenden.«

Die PM unterbricht: »So neu ist das alles ja nicht. Schließlich erfüllt eine Treibstoffsteuer oder eine Autobahnmaut einen ähnlichen Sinn.« Marcus nickt: »Ja und nein. Ich halte eine Verteuerung des Güterverkehrs im angesprochenen Sinn für sinnvoll, es wäre nur auch schön, wenn das eingezogene Geld eher den armen Ländern zugute kommt, als dass es deren Export ohne Gegenleistung erschwert. Aber was wir glauben, ist, dass ein ganzes Bündel von Maßnahmen notwendig ist. Keine einzelne wird genügen. Also lass mich weitermachen.« Die PM lächelt und nickt.

Marcus setzt fort. »Was ich für materielle Produkte gesagt habe, gilt ähnlich für immaterielle, Energie und Information. Daher:

Grundsatz 2: Globalisierung und Konzentrierung von Informations- und Energienetzen nur so weit wie notwendig, Regionalisierung so weit wie sinnvoll möglich.

Was wir damit meinen, ist, dass es zum Beispiel durchaus auch in Zukunft sinnvoll sein wird, große Kraftwerke zu betreiben. Und die in Zukunft absehbaren Fusions-Atomkraftwerke werden vielleicht gute Beispiele sein. Es gibt aber keinen Grund, warum nicht jedes Haus 20 Prozent seines Energiebedarfs lokal, durch Solarzellen, Sonnenkollektoren, durch Wärmetauschpumpen etc. erzeugen sollte. Bei Zusammenbruch des Netzes wäre dann eine Grundversorgung noch immer gewährleistet. Es mag auch sein, dass ein regionales, also nicht zu weit entferntes Kraftwerk ohne riesige und anfällige Verteiler- und Transformationsanlagen weitere 20 Prozent der Energie liefern könnte, womit der Ausfall der globalen Netze zwar ein Sinken des Komforts, aber keine Katastrophe auslösen würde. Analoges gilt für Kommunikationsnetze. Es ist ein Fehler, dass man alle Dienste über ein und dasselbe Netz bedient. Dass um 2010 plötzlich Telefongesellschaften⁴⁷, Radio- und Fernsehstationen begannen, ihre ‚Waren‘ hauptsächlich über Internet bereitzustellen, ist eine gefährliche Konzentration, wie ja in der Simulation deutlich erkennbar. Noch schlimmer wird es, wenn komplexe Netze verwendet werden, wo sie gar nicht notwendig sind, etwa zur Navigation von Fahrzeugen. Satellitennavigation kann unserer Meinung nach durch e-Helper, also kleine, lokale Computer, und astronomische Navigation ersetzt werden. Wir experimentieren gerade damit und werden dann Prototypen entwickeln. Wenn man solche Navigationssysteme entwickelt, wird man plötzlich von einem Netzzusammenbruch unabhängig, solange die Computer lokal noch funktionieren. Das kann man trotz Viren erreichen, wie ja die XPs in der Simulation gezeigt haben. Wenn man für lokalen Transport dann noch Fahrzeuge verwendet, die elektrisch betrieben sind und keinen flüssigen Treibstoff benötigen, sich durch Solarzellen immer wieder (wenn auch nur langsam) aufladen, dann ist ein Zusammenbruch des Transports über mittlere Strecken hinweg nicht zu fürchten.

Grundsatz 3: Computer müssen sicherer werden.

Ich will jetzt keine technischen Details besprechen. Nur zwei Anmerkungen: Man muss Computer so entwerfen, dass gewisse wich-

⁴⁷ Für Techniker: Voice over IP!

tige Teile der Software und der Daten prinzipiell nicht zerstörbar sind (das ist einfach) und dass sich andere Teile selbst regenerieren können. Vor allem aber muss endlich eine Einrichtung her, die die Qualität von Software und Computern mindestens so genau prüft, wie wir das bei Lebensmitteln gewöhnt sind. Ist es nicht absurd, dass dies weder geschieht noch ernsthaft diskutiert wird?»

Die PM ist verblüfft: »Und das geht? Da in den Unterlagen steht, wie das gehen kann?« »Ja!« Marcus nickt mit Bestimmtheit und setzt fort:

»*Grundsatz 4:* Geräte müssen in Zukunft wieder weniger monolithisch gebaut werden, Reparaturen müssen durch Austausch weniger Module möglich sein.

Um nur ein Beispiel zu nennen. Bei einem Autoscheinwerfer hat man früher, wenn die Glühlampe ausgebrannt war, diese einfach durch eine neue ersetzt. Heute, wenn der Scheinwerfer eines Mollers nicht mehr geht, muss man einen großen Bestandteil austauschen. Dafür gibt es Tausende Beispiele. Die Industrie fördert eine Wegwerfgesellschaft und arbeitet darauf hin, dass Gerät x nicht reparierbar ist, sondern durch ein neueres Modell ersetzt werden muss. Dies gehört verhindert. Wir schlagen eine Monolithensteuer vor, die das weitgehend unterbindet, Details findest du im Bericht.

Grundsatz 5: Die Welt kann nur auf Dauer friedlich funktionieren, wenn der Unterschied zwischen Arm und Reich ausgeglichen wird.

Alles andere ist nicht nur unmoralisch, sondern auch instabil. Erreichbar ist ein Ausgleich durch eine Kombination von Methoden: NICHT möglich ist, dass die reichen Länder den armen genug zahlen, dass es diesen auch gut geht. Das ist weder rechen technisch machbar, noch politisch durchsetzbar. Man darf den Reichen nichts wegnehmen, damit die Armen reicher werden, sondern man muss zukünftiges Wachstum - ein zehnfaches Produktwachstum ist ohne Mehrbelastung der Umwelt in den nächsten 50 bis 80 Jahren möglich⁴⁸ - ungleich verteilen. Wenn man erreicht, dass die unterprivilegierten Länder ein Bruttosozialproduktwachstum haben, das viermal so hoch ist wie das der reicheren Länder, dann erreicht man innerhalb von 50 bis 100 Jahren eine Angleichung der Lebensstandards, ohne das Raumschiff Erde zu zerstören. Um diese Umschichtung ohne Zerstörung zu erreichen, ist es notwendig, alle

⁴⁸ Siehe F. J. Radermachers Buch »Balance oder Zerstörung«.

Länder zur Einhaltung gewisser Menschenrechts- und Umweltauflagen zu zwingen und dramatische Währungsschwankungen zu vermeiden.«

»Und das soll alles durchsetzbar sein?«, zweifelt die PM.

»Die Währungsschwankungen in einem bestimmten Bereich zu halten ist vielleicht die schwierigste Aufgabe. Die anderen Auflagen lassen sich aber erzwingen, indem man Waren aus Ländern, die sich nicht daran halten, boykottiert. Wie das genau geht und warum das den armen Ländern und vor allem den armen Menschen hilft, haben wir in den Unterlagen genau erklärt.

6. Grundsatz: Zusätzliche Maßnahmen sind notwendig.

Wir haben hier weitere aufgelistet, die nicht in eine ganz große Kategorie passen, die aber ebenfalls einer Katastrophe entgegenwirken. Es sind Ideen wie geeignete Bevorratung, zeitlich stabilere Medikamente usw. Es ist am besten, wenn du das überfliegst.«

Marcus erklärt zu den sechs Grundsätzen noch weitere Details, die die PM wissen will. Schließlich sagt sie: »Ja, ich glaube, dass diese Maßnahmen, wenn man sie durchführen könnte, tatsächlich für unsere Welt wohltuend wären, und eine Katastrophe, wie sie Atlantis prophezeit hat, verhindern würden. Glaubt das Atlantis übrigens auch?« Marcus nickt.

»Aber wie sollen wir erreichen, dass die Welt sich so tief greifend ändert?«

»Es wird nur durch einen Schock möglich sein«, meint Marcus und erklärt der PM dann den Plan, dass man in den USA, Europa und Japan die Netz- und Stromversorgung auf zwei bis drei Wochen zusammenbrechen lassen muss.

»Du, Jenny, musst diese Unterlagen als Buch unter deinem Namen in vielen Sprachen sofort erscheinen lassen. Wir denken, der Titel ‚Weg zu einer stabileren Welt‘ wäre schön und ist nicht weit von dem entfernt, was du schon in der Vergangenheit immer vertreten hast. Das wird ein Bestseller und bereitet den Boden auf. Dann wirst du vor Anschlägen von verschiedenen Gruppen warnen - wie schon bisher. Wir werden dir dafür wie in der Vergangenheit über unsere Fähigkeiten und Atlantis Tipps liefern, wodurch einige Terroranschläge verhindert und die Verantwortlichen hinter Gitter kommen werden. Du wirst aber auch vor einer neuen Gruppe warnen, von der du nur weißt, dass sie sehr gefährlich ist und einige ungewöhnliche Anschlä-

ge durchführen wird, ohne Menschen zu gefährden und Spuren zu hinterlassen. Sie wird sehr rätselhaft sein. Und du wirst dann vor dem 15. Oktober warnen, und zwar so massiv, dass an diesem Tag der Flugverkehr eingestellt wird, Schiffe nicht unterwegs sind und möglichst alle Menschen in ihren Wohnungen bzw. Häusern bleiben. An diesem Tag wird es dann einen totalen Zusammenbruch geben, der zwei bis drei Wochen dauern wird. Anschließend musst du mit aller Autorität, die du hast, sofort UNO-Resolutionen durchsetzen, die den Grundsätzen 1 bis 6 entsprechen. So wirst du die von Atlantis vorhergesagte Katastrophe vermeiden.«

Die PM ist blass geworden. »Atlantis weiß davon und billigt das?« Marcus nickt. »Und Atlantis glaubt, dass der Plan Erfolg haben wird?« »Wenn du mitmachst, sind die Chancen enorm hoch. Allerdings sieht er auch eine gewisse Chance, dass meine Gruppe als Urheber festgestellt wird - mit nicht sehr angenehmen Folgen, wie du dir vorstellen kannst. Das ist unser Risiko. Du wirst da nicht hineingezogen und vergisst am besten diese Teile unseres Gespräches gleich wieder. Du schreibst nur das Buch, gibst unsere Warnungen weiter und tust anschließend alles, um die Grundsätze durchzusetzen. Dass meine Gruppe für einige der Anschläge und den Zusammenbruch verantwortlich ist, weißt du nicht. Ich schlage sogar vor, dass dir Cynthia nach dem Zusammenbruch die Erinnerung daran löscht, damit du bei allen etwaigen Fragen auch selbst sicher bist, dass du nichts weißt. Bist du damit einverstanden?«

»Marcus, dies ist wohl die größte Entscheidung in meinem Leben. Gib mir zwei Tage Zeit, dann sage ich dir, ob ich mitmachen kann oder nicht. Das gibt mir auch genug Zeit die Unterlagen zu studieren und mit Ministerkollegen zu beraten. Einverstanden?«

»Ich habe nicht mehr erwartet«, sagt Marcus. »Hier sind drei Kuverts. In jedem findest du Informationen zu einem Anschlag, aber nur beim ersten auch Details zu der Terroristengruppe, die vorhat, das Trinkwasserreservoir von Dallas Mitte Januar zu vergiften. Beim zweiten Anschlag, der den auf dem Trockendock in Hawaii liegenden Flugzeugträger ‚Nimitz III‘ betrifft, musst du dafür sorgen, dass sich am 2. Februar 2021 kein Mensch an Bord und näher als 200 Meter befindet. Der Flugzeugträger wird von der ‚Unbekannten Gefährlichen Gruppe‘, die sich in Bekennterschreiben als UGG bezeichnen wird, total vernichtet. Noch dramatischer geht es am 14. März

2021 zu. Der Waffenstützpunkt Nr. 45 auf Guam wird gleichzeitig mit dem Militärflughafen Ramstein in Deutschland total vernichtet werden, wieder von der UGG. Du wirst weitere Warnungen erhalten, bis du Mitte September die Warnung für den 15. Oktober weltweit verbreiten lassen wirst. Bis dahin wird man großen Respekt vor der UGG haben.«

»Und wie wollt ihr diese Anschläge durchführen, ohne euch zu verraten?«

Marcus lächelt. »Es klingt eigentümlich, aber wir werden gar nicht dabei sein.«

Am 9. Januar 2021 warnt die PM den Präsidenten der Vereinigten Staaten vor dem Anschlag auf das Trinkwasser von Dallas und überreicht ihm Unterlagen dazu. Zwei Tage später wird nicht nur die Terroristengruppe in Dallas ausgehoben, auch Unmengen von Giftstoffen und detaillierte Pläne werden sichergestellt. Im Gegensatz zur Vergangenheit erfahren die Medien irgendwie auch davon, dass die Warnung aus Neuseeland kam. Die Gerüchte, dass die dortige Regierung ein sehr gutes Netz von Geheimagenten besitzt und schon mehrmals rettend eingegriffen hat, verstärken sich dadurch weiter.

Am 1. Februar schickt die PM eine Warnung an die größten Nachrichtenagenturen der Welt, dass am 2. Februar eine bisher unbekannte Gruppe die »Nimitz III« in Hawaii vernichten will, aber außerhalb eines Umkreises von mehr als 200 Metern keine Gefahr bestünde - wenn die Informationen stimmen. Fieberhafte Aktivität setzt ein, das Gebiet um das Trockendock wird großräumig abgesperrt, Zehntausende Soldaten sichern das Gelände, Kampfflugzeuge und Radareinheiten überwachen den Luftraum, eine Flotte von Kriegsschiffen sperrt den Zugang zur ganzen Insel Oahu, Flüge von und nach Honolulu werden eingestellt. Um 15 Uhr am 2. Februar verdampft vor Tausenden Augen und Videokameras die »Nimitz III« ohne erkennbare Ursache. Weltweit gehen an die Redaktionen der Tageszeitungen gleich lautende Bekennerbriefe: »Die ‚Nimitz III‘ war nur ein Anfang. Die UGG.«

Analysen ergeben Fakten, die nicht glaubhaft erscheinen. Es ist, als ob Tausende leistungsstarke Laser die »Nimitz III« gleichzeitig getroffen hätten.

Die PM meldet sich bei Marcus über eine sichere e-Helfer-Verbindung: »Hast du von der ‚Nimitz III‘ gehört? Hast du eine Erklärung, was dort geschehen ist?« Marcus zögert lange: »Nein, ich weiß nicht wirklich, was dort geschehen ist.« Die PM soll so wenig wie möglich erfahren. Marcus weiß natürlich, dass DAS SIE dahinter steckt, allerdings hat er keine Ahnung, wie die Zerstörung durchgeführt wurde. Er und seine Gruppe zerbrechen sich schon stundenlang den Kopf über genau dieses Problem.

Die Einzigen, die verstehen, was geschah, sind Raianda und Stephan. Immerhin haben sie erlebt, wie ein fingergroßer Roboter vom DAS SIE mit einem dünnen Strahl einen riesigen Kauri-Baum in Sekundenschnelle vernichtete. Nur hatten sie damals Stillschweigen geschworen. Und beide sind verwundert, was DAS SIE mit der Vernichtung der »Nimitz III« beabsichtigte.

Als im März trotz schärfster Vorkehrungen der in einer Warnung bezeichnete Waffenstützpunkt auf Guam gleichzeitig mit einem großen Militärflughafen in Deutschland vernichtet wird, Wochen später ein Rüstungskomplex in Russland, dann einer in Großbritannien, dann ein (allerdings ausgedientes) Atomkraftwerk in Japan ähnlich geheimnisvoll, und jeweils trotz Warnungen und Vorkehrungen pünktlich und punktgenau, beginnt sich Respekt, wenn nicht Angst vor der UGG auszubreiten. Die UGG ist schließlich offenbar so von ihrer Unbesiegbarkeit überzeugt, dass sie oft schon vor den Anschlägen, vor denen die PM warnt, die Verantwortung übernimmt. Die Militärs sind ratlos.

Stephan wagt es nicht, seinem Vater zu erzählen, dass sicher DAS SIE hinter diesen Anschlägen steckt, er versteht auch den Zweck der Anschläge nicht. Und als er einmal in seiner Verwirrung versucht, mit DAS SIE Kontakt aufzunehmen, gelingt ihm das nicht. Mit Mühe lässt sich Stephan von Marcus überzeugen, dass dieser etwas über die Anschläge weiß, was niemand sonst wissen darf, und dass sich Stephan keine Sorgen machen soll. Ganz zufrieden ist Stephan nicht mit der Erklärung. Doch er merkt, dass nie Menschen dabei getötet werden und ärmere Länder systematisch verschont bleiben.

In manchen Kreisen beginnen sich Verschwörertheorien zu entwickeln, dass ein Land der Dritten Welt mit einer Wunderwaffe Rache an den reicheren Staaten der Welt übt. Während der Plan mit der UGG und den Anschlägen, die die Glaubwürdigkeit der

Warnungen der PM deutlich stärken, gut aufgeht, entwickelt sich auch die Verseuchung großer Teile der Computersysteme zufrieden stellend. Niemand hat noch entdeckt, dass inzwischen 93 Prozent aller Computeranlagen mit Viren infiziert sind, die so geschickt von Harry programmiert wurden, dass sie alle genau am 15. Oktober 2021 ihre Tätigkeit aufnehmen werden. Diese besteht darin, dass sie nur mehr eine Aktivität zulassen werden: den Lösungsversuch eines komplexen kryptografischen Problems. Wird dieses geknackt, so ist die Wirkung des Virus beendet.

Das einzige Problem sind die komplexen abgeschotteten Netzwerke von Computern, wie sie bei großen Kraftwerken, bei den Umspann- und Verteilerknoten, bei Banken, in manchen Firmen usw. in Verwendung sind.

Helen Milton ist seit 19. Dezember 2020 in Johannesburg und hat sich dort immer mehr mit Jan angefreundet. Alles, was sie in den folgenden Monaten durch Jan erlebt, kommt ihr sehr seltsam vor. Die Gruppe um Jan untersucht Sicherheitslücken in allen Kraftwerken und Schaltzentralen in Europa, Japan und Nordamerika. Das Ziel ist angeblich, die Werke zu warnen, doch sieht Helen immer nur eine Flut von Information, die nach Neuseeland - offenbar an SR Inc. - weitergeleitet werden, aber sie bemerkt keine Maßnahmen, um die gefundenen Sicherheitsmängel zu beheben. Solche Mängel werden bei physischen Problemen gemeldet - bis hin zu kleinen Öffnungen (was Helen überhaupt nicht versteht) -, aber auch, wenn Mitarbeiter als »unsicher« eingestuft werden, wenn die Netze zwar abgeschlossen sind, aber Mitarbeiter ihre e-Helper oder kleine Computer, die sie auch in anderen Netzen verwenden, an das interne Netz anschließen, wenn keine wesentlichen Sicherheitsmaßnahmen vorgesehen sind usw.

Helen beginnt, von Jan unbemerkt, sich Kopien aller Meldungen von Schwachstellen anzufertigen. Als sie schließlich die Pläne eines Kraftwerks in Richmond, Virginia, nur 150 Kilometer südlich von Washington, wo ihre Eltern noch immer wohnen, in die Hände bekommt mit einer genauen Mitteilung über Lüftungsöffnungen und dass Fremde dort wenig kontrolliert werden, beschließt sie, wieder in die USA zurückzukehren und sich bei diesem Kraftwerk in ihrem Heimatort genauer umzusehen.

Sie hat keine Probleme, bei einer größeren Führung des Werkes mitzugehen. Und da die Anzahl der Besucher nicht gezählt wird, fällt es ihr leicht, sich bei der Besichtigung der Computeranlage so zu verstecken, dass sie schließlich allein im Raum zurückbleibt. Es vergehen Stunden. Der Raum ist nur mit einer Notbeleuchtung notdürftig erhellt. Helen hat keine Ahnung, worauf sie eigentlich wartet.

Plötzlich sieht sie, wie ein kleiner Vogel bei einer der Öffnungen, die auf ihrem Plan verzeichnet sind, hereinfliegt. Das Sonderbare an dem Tier ist, dass es offensichtlich etwas Bestimmtes sucht. Es fliegt im Raum herum und stürzt sich dann auf eine wenige Quadratzenimeter große Speicherkarte, wie Helen sie von digitalen Kameras kennt. Der Vogel nimmt die Speicherkarte, versteckt sie unter den Federn und zieht sie dann wieder ... nein, es muss eine andere sein, die Stelle stimmt nicht! ... heraus und ist im Begriff wegzufiegen. Helen ist zunächst wie gelähmt. Sie versteht nicht, was vor sich geht, hat aber doch die Geistesgegenwart, das Lüftungsloch mit ihren Händen zu verschließen. Der Vogel fliegt mit Schwung gegen ihre Hände, er fühlt sich unerwartet hart an, fliegt zurück und stößt noch massiver auf Helens Hände zu. Fast instinktiv schließt sie die eine Hand, obwohl vom Aufprall des Vogels schmerzend, um das Tier. Tier? Es ist aus Metall! Ein fliegender Roboter! Während eine Welle von Panik durch ihren Körper jagt, merkt sie, wie der »Vogel« in ihrer Hand heiß wird. Erschrocken lässt sie ihn fallen und sieht mit Staunen, wie er sich allmählich in Dampf auflöst.

»Was ist hier nur los?«, wundert sich Helen. Sie überlegt, ob und wem sie von diesem Vorfall berichten soll. »Was steckt dahinter? Nein, ich muss weiterrecherchieren.«

Wie kann sie verhindern, wenn sie wieder einen fliegenden Roboter findet, dass sich dieser auflöst? Sie erkundigt sich bei Computerfreunden, wie man notfalls einen kleinen Roboter, wie etwa die künstlichen Haustiere, die man immer häufiger sieht, stilllegen kann, wenn einer verrückt spielt. »Wird wohl kaum passieren«, ist die Antwort, die sie mehrmals erhält, aber im Notfall müsste ein starker Stromstoß reichen. »Und wie kann ich den verabreichen?« »Da gibt es eigene Stun-Sticks, so was würde den Job tun und ist auch als Selbstverteidigungswaffe recht wirksam.«

Ab nun verbringt Helen immer wieder Nächte in Kraftwerken in der Hoffnung auf ein ähnliches Erlebnis wie in Richmond, mit

einem Stun-Stick zur Hand. Sie weiß nicht, wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, dass gerade dann, wenn sie in einem Kraftwerk ist, dieses durch eine Drohne, einen entsprechend programmierten e-Kolibri, mit Viren verseucht wird.

So vergehen Monate, ohne dass Helen Erfolg hat. Die UGG verübt immer frechere Anschläge, aber Helen kommt nie auf die Idee, es könnte einen Zusammenhang mit ihren Recherchen geben. Ihr Verdacht gegen SR Inc. und Marcus kommt ihr zunehmend lächerlich vor. Sie hat inzwischen so viel über SR Inc. und Marcus erhoben, dass sie es für ausgeschlossen hält, dass es sich bei SR Inc. um eine »böse« Organisation handelt. Noch einmal besucht sie Jan in Johannesburg. Es ist der 20. September und vor zwei Tagen wurde vor einem weltweiten Angriff der UGG gewarnt. Es wird darauf hingewiesen, dass am 15. Oktober der gesamte Luft-, Boden- und Seeverkehr gefährdet ist und daher eingestellt werden soll. Ja, man muss vielleicht auch mit massiven Stromausfällen rechnen. Eine Bevorratung - mit Wasser und Nahrungsmitteln, auch zum Beispiel mit Brennstoff für Grillgeräte oder Campingkocher - und ein Verbleib in den vier Wänden wird empfohlen. Diese Nachricht wird bis zum 15. Oktober noch so oft wiederholt werden, dass Menschen darauf fast schon so allergisch reagieren wie manchmal vor den Festtagen auf die ewig präsenten Weihnachtslieder.

Die Reaktionen von Jan und Helen sind sehr verschieden. Jan ist entsetzt, dass SR Inc. Recht hatte, aber sie mit ihren Sicherheitsmaßnahmen für Kraftwerke zu spät kommen. Helen ist plötzlich wieder die misstrauische Journalistin. Hat SR Inc. doch etwas mit dem möglichen Stromausfall zu tun? Dann müsste SR Inc. ja mit der UGG in Verbindung stehen - und das ist doch wirklich undenkbar?

Sie besorgt sich die letzten von Jan übermittelten Kraftwerksunterlagen. Es handelt sich um eines bei Gander in Neufundland und ein offenbar riesiges Wasserkraftwerk in einer unwirtlichen Gegend in Labrador bei einem Ort, der Churchill Falls heißt. Bei Gander lautet die Beschreibung: kleines Kraftwerk, wenig gesichert, viele Lüftungsöffnungen. Bei Churchill steht: Das vermutlich sicherste Kraftwerk der Welt, keine Zusatzmaßnahmen zur Sicherung sind hier erforderlich.

Die beiden Orte liegen »nur« 1.000 Kilometer voneinander entfernt, also beschließt Helen sie aufzusuchen.

Weil Churchill Falls als so sicher eingestuft wird, sind es Marcus und Cynthia, die sich selbst um die Vervirung dieser Anlage kümmern wollen. Und weil Gander am Weg liegt, werden sie die Vervirung des Kraftwerks durch den Austausch von Speicherkarten mit einem e-Kolibri auch gleich in die Hand nehmen. Dann werden sie nach Goose Bay fliegen und die Straße nach Churchill Falls nehmen, also in einer Gegend unterwegs sein, die sie aus der Simulation gut kennen.

So kommt es, dass Helen gerade jenen e-Kolibri erblickt, den Marcus von seinem Motelzimmer aus steuert. Und es gelingt ihr, den e-Kolibri durch einen Stromstoß außer Gefecht zu setzen, ohne dass sich dieser selbst zerstören und bevor er seine Speicherkarte mit dem Virus gegen die harmlose austauschen kann. Mit einem Gefühl der Befriedigung steckt sie den »Vogel« in ihre Handtasche, zusammen mit der Speicherkarte, die sie bei ihm gefunden hat.

Marcus merkt, dass etwas Größeres nicht stimmt. Aber es ist inzwischen der 10. Oktober. Zudem sind die e-Kolibris natürlich so gebaut, dass man nicht auf den Urheber schließen kann. Er sieht daher nur eine geringe Gefahr, dass ihre Pläne entdeckt werden.

Dass sich Helen und das Paar Marcus und Cynthia nicht schon in Gander treffen, ist ein Zufall. Helen fliegt nach Labrador City, die beiden anderen nach Goose Bay. Mit Mietautos fahren sie aus verschiedenen Richtungen in das einzige Motel in Churchill Falls ...

Helen ist früher dort. Sie traut ihren Augen nicht, als sie sieht, dass Marcus mit einer Frau auch im Hotel eincheckt. Das kann kein Zufall sein! Marcus ist also doch irgendwie in diese eigentümliche Sache verwickelt. Ihr Herz klopft, sie weiß, sie ist einer Sensation auf der Spur. Sie wird nun genau beobachten, was Marcus und seine Begleiterin vorhaben. Aber Marcus darf sie unter keinen Umständen sehen!

Marcus bucht eine Führung durch das Kraftwerk. Er gibt sich als Computerspezialist aus und möchte daher auch mit den Computerefachleuten sprechen, falls möglich. Er hat ein spezielles Virusprogramm mit, das mit der ungewöhnlichen Software des Kraftwerks fertig werden sollte. Es wurde dafür eine große Bestechungssumme an einen seit Jahren im Werk tätigen Programmierer bezahlt. Dennoch wäre der Spezialvirus fast nicht fertig geworden.

Marcus weiß von den Sicherheitsvorkehrungen, die ihnen bevorstehen. Aber mit seinen telekinetischen und Cynthia's Amne-

sie-Fähigkeiten werden sie wohl alle Probleme meistern können, denken sie. Bei der Anmeldung werden zunächst ihre Identitätsdaten mit den biometrischen Werten aufgenommen. Mit seinen telekinetischen Kräften zwingt Marcus den Mitarbeiter und seine Bürokollegin, ihre eigenen Ausweise anstelle jener von Marcus und Cynthia in den Computer einzulesen und mit ihnen die Ausweise zu tauschen. Cynthia sorgt dafür, dass sie jetzt und beim späteren Rücktausch dies alles vergessen.

Als sie mit ihrem Führer zum Eingang des eigentlichen Kraftwerks kommen, wird es naturgemäß heikel. Sie legen die falschen Ausweise vor. Ihre biometrischen Daten (Pupillendetails und Fingerabdrücke) werden vom Computer mit jenen der Ausweise verglichen und als nicht übereinstimmend erkannt. Der Computer gibt Alarm. Der Posten fährt hoch, blickt aber auf einen kleinen Zettel, auf dem unmissverständlich steht: »Breachen Sie sofort den Alarm ab oder ich drücke fester zu.« Gleichzeitig fühlt der Posten zu seinem Entsetzen, wie sich eine unsichtbare Hand - eine Pseudohand des Telekineten Marcus⁴⁹ - fest um seinen Hals legt. Das genügt, er bricht den Alarm ab: »Was war das?«, kommt aus der Zentrale. »Ich habe mich bei einer Taste geirrt, Kumpel, nur keine Aufregung«, ruft der Posten in den e-Helfer, während er wieder die Pseudohand um seinen Hals spürt. Das Tor öffnet sich, Marcus, Cynthia und der vertutzte Führer fahren hinein. Cynthia sorgt dafür, dass sich weder Posten noch Führer an etwas Ungewöhnliches erinnern werden.

Cynthia und Marcus haben diese Art von Tricks schon bei früheren Gelegenheiten⁵⁰ angewendet. Neu ist diesmal nur, dass sie auch die Videoaufzeichnungen, die überall von ihnen gemacht werden, am Ende löschen müssen. Doch bereitet dies keine große Schwierigkeit. Und die betroffene Videomannschaft versucht später alles, um ihren »offensichtlichen Fehler« zu vertuschen. So wird also der Virus auch in das Kraftwerk von Churchill Falls eingeschleust, anders als in der Simulation.

Als Helen später rekonstruiert, was Marcus und Cynthia gemacht haben, beginnt sie an ihrem eigenen Verstand zu zweifeln. Sie hat mit eigenen Augen gesehen, wie sie in das Anmeldezentrum gingen

⁴⁹ Marcus ist ein Telekinet (siehe »Xperten: Der Telekinet«), der nur durch Gedanken Objekte bewegen und ergreifen kann, als hätte er unsichtbare »Pseudohände«.

⁵⁰ Siehe »Xperten: Die Parakämpfer«.

und mit dem Führer herauskamen. Das Personal im Anmeldecenter und der Führer streiten dies rundweg ab. Als sie dem Führer ein Digitalfoto mit ihm und Marcus und Cynthia als Beweis zeigt, wird der Führer zornig: »Was wollen Sie eigentlich von mir und mit so plumpen Fälschungen? Ich schwöre bei allem, was mir heilig ist, dass ich die beiden noch nie gesehen habe.«

Die Reaktion beim Eingang zum Werk ist nicht anders, sie wird als Querulantin dann nicht einmal zu einer Führung zugelassen!

Dennoch: Was immer es ist, sie ist offenbar einem großen Geheimnis auf der Spur. Und sie hat ja zum Glück noch den elektronischen Vogel. Sie wird nach Auckland fliegen und dort Marcus mit dem Vogel und vielen Fragen konfrontieren.

Marcus und Cynthia kommen auf Air New Zealand vor Helen mit einem Nachtflug in Auckland an und fliegen von dort sofort zum Besitz auf Great Barrier Island weiter. Helen kommt etwas später und mietet sich aus Bequemlichkeit wieder im Hyatt ein.

Es ist 8 Uhr morgens, New Zealand Time, 15. Oktober. Helen ist mit dem letzten möglichen Flug um 6:00 angekommen. 24 Stunden lang wird es jetzt keinen Flugverkehr mehr geben.

Als sie etwas erfrischt in die Bar zurückkommt, fällt gerade das Programm der BBC aus. Der Barkeeper schaltet auf CNN um, doch erhält er auch da nur ein Rauschen. Der lokale Sender unterbricht das übliche Programm: »Wir erfahren soeben, dass in Japan, Europa und Nordamerika die Stromversorgung und alle Computernetze ausgefallen sind. Der Grund ist noch ungeklärt. Fachleuten zufolge muss es sich aber um einen beabsichtigten, von der UGG gesteuerten Ausfall handeln, weil auch Hochsicherheitskraftwerke wie das größte Wasserkraftwerk Kanadas, Churchill Falls, keinen Strom mehr liefern. Die UGG hat damit wieder zugeschlagen. Genaue Auswirkungen und Schäden sind noch unbekannt. Wir halten Sie auf dem Laufenden.«

»Churchill Falls«, durchzuckt es Helen. Und Marcus war gerade noch dort. Er muss mit dem Ausfall etwas zu tun haben. Nur warum, warum?

12. Die veränderte Welt

Great Barrier Island, Neuseeland

20. Oktober 2021

Die Mitglieder der Paragruppe auf Great Barrier Island sitzen im Wintergarten und blicken hinunter auf die hochrollenden Wellen, das unfreundliche Wetter, das trotzdem die Blumen nicht verbergen kann - der Frühling ist im Anmarsch.

Stephan ist in Indien bei Raianda und hilft in der Klinik ihres Vaters, Linda ist bei den Großeltern in Graz, sodass die Erwachsenen unter sich sind ... Atlantis gehört nun auch schon zur Runde. Die Situation entwickelt sich bisher wie gewünscht. In Europa, Amerika und Japan liegt zurzeit alles lahm, aber nicht in dem Ausmaß, das man aus der Simulation aus dem Jahre 2080 kennt. Durch die Warnungen haben sich die meisten Haushalte bevorratet, der Nahverkehr mit einfachen Fahrzeugen funktioniert notdürftig und über Radios, wie sie in den Moller eingebaut sind, gibt es ein Maximum an Information. Man rechnet damit, dass sich das Leben in zwei bis drei Wochen wieder normalisieren wird. Alle Menschen leben mit reduziertem Komfort, wenn auch geschockt. Die Wirtschaft macht Hunderte Milliarden Verluste pro Tag, aber es gibt keine wirklich gravierenden menschlichen Probleme. Die Spitäler haben Notstrom, niemand erfriert, obwohl dem Nordosten von Kanada eine frühe Kältewelle zu schaffen macht. Selbst in der Umgebung von Goose Bay und Churchill Falls gibt es genügend Ferienhäuschen mit Feuerplätzen, wo man sich mit Holzfeuern warm hält. In einigen der großen Versammlungshallen gibt es auch Öl- oder Kohleheizungen für den Rest der Bevölkerung.

Um die Krise zu beseitigen, muss man den Virus, der fast alle Computeranlagen verschiedenster Herkunft infiziert hat, besiegen, und das gelingt offenbar nur - der Virusentwerfer war Sadist oder Scherzbold, jedenfalls aber ein Genie -, wenn ein schwieriges kryptografisches Problem gelöst wird. Nach ersten Schätzungen würde auch der schnellste Computer 28 Jahre benötigen, um das Problem zu lösen. Aber eine indische Softwarefirma hat bald eine »verteilte« Lösung gefunden. Das Problem lässt sich in Millionen Teilprobleme aufspalten und Millionen Computer in aller Welt - von Indien, China, Indonesien (um die drei bevölkerungsreichsten Länder der Welt

zu nennen, die nicht betroffen sind) bis hin zu den Computern in Australien und Neuseeland - versuchen, jeweils in ihrem Teilstück des Problems die Lösung zu finden. Es ist fast wie ein weltweiter Wettbewerb. Und es ist eine weltweite Welle der Hilfsbereitschaft entstanden, um den betroffenen Ländern zu helfen. Dies überrascht und berührt: Die Mexikaner zum Beispiel, die nicht immer gut von den USA behandelt wurden, liefern Lebensmittel und andere Güter nach Texas, Neu Mexiko, Arizona und Kalifornien. Die Russen überqueren die Beringstraße, um den Menschen in Alaska zu helfen, die Chinesen helfen ihren alten Erzfeinden, den Japanern. Die Türken, die noch immer nicht in die EU aufgenommen wurden, helfen Griechen, ohne zu zögern. Die Libyer und Algerier, deren Flüchtlinge die Europäer meist zurückschickten, senden Hilfsmittel in fast beschämendem Ausmaß nach Spanien und Italien. Die Nachrichten der Hilfsbereitschaft überstürzen sich und abgesehen von einigen tragischen Zwischenfällen sind bisher keine Menschenleben zu beklagen.

»Ich habe nicht damit gerechnet, dass wir so schnell eine so starke weltweite Solidarität sehen«, spricht Maria aus, was alle empfinden. »Übrigens, ich habe dir, Atlantis, ein bisschen auf den Zahn gefühlt, wie weit du dich bei der Simulation an die Wahrheit gehalten hast. Alle Details über Griechenland, die Route Graz-Konitsa usw. stimmen. Du hast uns, wahrscheinlich wieder in Überschreitung deiner Kompetenzen, auf einige Sachen hingewiesen, die noch gar nicht bekannt sind. Etwa die Höhle südöstlich von Nacodoches in Texas. Wir haben das Grundstück gekauft. Mit der Erforschung der Höhle wurde schon begonnen, sie ist großartig! Auch dass es neben den beiden bekannten Höhlensystemen in Karlsbad und Neu Mexiko noch ein drittes großes gibt, haben wir erst durch dich erfahren. Die Schlucht und die spezielle Eishöhle bei Bragg Creek gibt es auch ... Ja sogar den Bauernhof Wildonstufe bei Graz! Wir kannst du das alles wissen?«

Atlantis antwortet, fast klingt es, als würde er lächeln: »Ihr unterschätzt die Technologie der Alten, aus der ich stamme, noch immer. Es gibt noch mehr solche Supercomputer wie mich auf der Welt, die ihr noch nicht kennt. Den zweiten, den ihr habt, die kleinere Kugel, habt ihr bisher ziemlich ignoriert. Sie ist aber nicht beleidigt, wir arbeiten als Team. Aber es gibt noch mehr von uns und wir können noch einiges, das ihr gar nicht wissen dürft.« »Verdammte galakti-

sche Gesetze«, murmelt Klaus Baumgartner. Aber Atlantis kontert: »Vielleicht erlebst du es noch und lernst es zu schätzen, wie sehr diese Gesetze die Menschen und andere erwachende Zivilisationen schützen. Dann wirst du radikal umdenken!«

Plötzlich meldet sich SR Inc. bei Marcus: »Wir haben ein Problem. Das Kreuzfahrtschiff Maui mit einer Tagung an Bord hat die Warnungen ignoriert und ist am 15. Oktober ausgelaufen. Es ist mit 2.000 Ärzten von Hawaii in Richtung Marquesas-Inseln unterwegs. Die Satellitennavigation ist natürlich ausgefallen und sie sind in einen Sturm geraten. Es besteht große Gefahr, dass sie auf ein Riff laufen. Was sollen wir tun?«

»Wir kommen sofort. Bereitet den umgebauten Moller 800 vor, der mit astronomischer Navigation arbeitet, und ladet ihn voll mit Hilfsmitteln, also vor allem mit motorisierten Schlauchbooten, die oben verschließbar und mit Stahllamination-verstärkter Außenhaut versehen sind. Nehmt auch Leuchtbojen mit, die mit den Kammern, die zwischendurch als Rettung dienen können. Aber lasst genug Platz, dass noch Maria, Herbert, Klaus, Cynthia, ich« - Aroha schüttelt den Kopf - »und ein meererfahrenes Team Platz haben.« Dann wendet er sich an Atlantis: »Willst du mitkommen?« »Danke für die Einladung, ich bin schon lange nicht gereist.«

Marcus nimmt das 5 mal 4 Zentimeter große Kistchen, in dem die Kugel Atlantis liegt, mitsamt dem eingebauten Mikrofon und Lautsprecher. Wie Atlantis sieht und seine anderen Sensoren funktionieren, ist noch immer unbekannt. Dann brechen sie mit einem Moller nach Auckland auf.

Obwohl sie mit dem neuesten Moller 800 sofort Richtung Marquesas fliegen, vergehen wertvolle fünf Stunden. Das Funkgerät des gesuchten Schiffes konnte zwar noch eine genaue Position durchgeben, doch schweigt es seit 90 Minuten. Die letzten Nachrichten deuteten an, dass es jederzeit sinken kann. Alle hoffen, dass genügend Rettungsboote vorhanden waren und diese noch nicht gegen Riffe getrieben wurden!

Als sie sich auf 500 Kilometer nähern, beginnt Maria mit ihren Paraaugen, auf Teleskopmodus eingestellt, die zuletzt angegebene Position des Schiffes abzusuchen. Sie erschrickt: »Es befinden sich fast alle der 30 vorhandenen Rettungsboote gut besetzt im Wasser, aber ich sehe auch Menschen, die mit Schwimmwesten im Wasser

treiben. Sie sind weit verstreut, alle treiben auf gefährliche Riffe zu. Nur ganz im Süden befindet sich eine Insel mit Sandstrand, wo das Riff einen breiten Durchgang in die Lagune bietet. Ich weiß nicht, wie wir alle Menschen und Boote dorthin bringen werden. Wir haben einfach nicht genug Zeit, um überall rechtzeitig einzugreifen!«

Da sagt Atlantis ganz ruhig: »Weil ich schon an Bord bin, erlaubt mir, dass ich die Koordination übernehme. Die Boote haben alle Nummern, was uns bei der Kommunikation helfen sollte. Klaus, du fliegst zuerst zum Rettungsboot Maui 27 (RB 27, wie ich die Boote nennen werde), das ist am meisten gefährdet. Wir werden es mit dem Moller sichern. Mit ‚sichern‘ meine ich nicht, dass wir das Boot in die Lagune schleppen, sondern nur aufs offene Meer, wir kümmern uns dann später um diese ‚gesicherten‘ Boote. In die Lagune schleppen nenne ich ‚retten‘. Maria wird dich, Klaus, zum RB 27 und dann weiter lotsen. Die Mannschaft bereitet sich vor wie folgt. Wenn ich ‚Boje‘ sage, dann ist eine Boje abzuwerfen, bei ‚Boot‘ ein Schlauchboot, mit dem einer der Mannschaft hinunterspringt. Dazu musst du, Klaus, ganz tief fliegen und nicht schneller als 50 km/h. Jedes Boot nimmt Kurs auf das von mir angegebene Rettungsboot und nimmt dieses in Schlepptau. Die Motoren der Schlauchboote sind stark genug, dass sie die Rettungsboote von den Riffen in südlicher Richtung wegziehen. Wir haben nicht genügend Zeit, alle Boote in die von Maria erspähte Lagune zu ziehen, wir ‚sichern‘ sie zunächst nur. Sobald wir das letzte unserer drei Boote und die sechs Bojen ausgesetzt haben, sollen Cynthia und Marcus das Netz unter dem Moller aktivieren. In dieses wird Marcus Schwimmende oder solche, die sich zu Bojen gerettet haben, mit seinen telekinetischen Kräften hineinheben und Cynthia wird ihre Erinnerungen löschen. Und du, Herbert, hast eine besonders heikle Aufgabe. Du musst Haiangriffe auf Schwimmende abwehren, indem du die Fische paraverlangsamt. Den Rest werden wir improvisieren. Wir sind gleich in Reichweite.«

Klaus steuert im Blindflug durch das Unwetter. Nur die Augen Marias, der Höhenmesser des Mollers, dessen Navigationsinstrumente und die Sensoren von Atlantis sind in der Lage, mehr als einen undurchdringlichen Vorhang tropischen Regens zu erkennen.

Atlantis sagt laut und ruhig: »Boje 1«, kurz darauf »Boje 2«, dann »Boot 1; RB 14 und RB 16 sichern, dann RB 22 retten, dann RB 15 und RB 17 sichern und RB 24 retten.« - »Boje 3; Herbert. Hier sind

vier Haie, sie haben schon die Schwimmenden angegriffen und verletzt.« - »Boot 2: RB 4, 5 und 8 in dieser Reihenfolge sichern, dann RB 11 retten, dann RB 9 und 1 sichern, RB 2 retten.« - »Achtung: Wir sind bei RB 27, Seil mit Haken hinunterlassen, RB 27 sichern und in Richtung RB 28 schleppen, Maria!« - »Boje 4.« - »Boje 5«. - »Boot 3: RB 19 und 21 sichern, 26 retten, dann RB 28 retten, dann RB 3 und 6 sichern. Schneller, ihr Menschlein!«

Es ist das erste Mal, dass sie Atlantis aufgeregt hören, und »Menschlein« hat er sie noch nie genannt!

»Boje 6.« - »RB 27 ausklinken.« - »Maria, Kurs auf RB 13. Wir müssen es sofort sichern. Netz hinunterlassen. Marcus, zwei Schwimmer unter dir, ins Netz!« Marcus holt diese mühelos ins Netz. Bevor sie RB 13 erreichen, kippt dieses um, 75 Menschen fallen ins Wasser, nicht alle tragen Schwimmwesten, eine Gruppe von Haien schwimmt heran. »Marcus, rette die ohne Schwimmwesten. Herbert, die Haie abblocken. Herbert, Achtung, vor allem die direkt vor uns!« Marcus hebt einen nach dem anderen aus dem Wasser ins Netz. »Das Netz ist voll, wir müssen auf die Insel in der Lagune, um es zu leeren«, ruft Klaus. »Herbert, du springst ins Wasser. Du musst hier bleiben, um die Haie auf Distanz zu halten. Wir holen dich in Kürze.« Herbert zögert nicht einen Augenblick. Die Freunde bewundern seinen Mut. »Klaus, genaue Position festhalten, damit wir die Gruppe wieder finden. Volle Geschwindigkeit zur Insel.«

Wenig später purzeln dort 40 verstörte Menschen aus dem Netz in den strömenden Regen. »Zurück«, dröhnt Atlantis. »Eine Stelle 300 Meter riffwärts von der letzten Position anfliegen, dorthin müssten sie abgetrieben sein.« Atlantis hat Recht, Marcus hebt, Schweiß steht auf seiner Stirn, die verbleibenden Menschen ins Netz. Noch ein Flug zur Insel ...

»Maria, Kurs auf RB 12, wir retten es und nehmen dabei am Weg RB 10 mit.«

Das komplizierte Manöver gelingt. Als sie mit RB 12 und 10 die Insel erreichen, sind dort auch schon RB 22, 24, 11 und 26. Es fehlen noch RB 10, 20, 23 und 29, doch die sind in wilder See wie die anderen Boote, aber weit genug entfernt von den Klippen, um nicht direkt gefährdet zu sein. Aber von RB 12, 25 und 30 fehlt jede Spur!

»Maria, ich finde RB 12, 25 und 30 nicht, wo sind sie?«, erkundigt sich fast verzweifelt Atlantis »Sie müssen gesunken sein«, antwortet

Maria müde, »es ist keine Spur zu sehen.« »Kurs Boje 1«, befiehlt Atlantis. Das ist jene Boje, die an der Stelle ins Wasser geworfen wurde, wo sie die ersten Menschen gesehen haben und die sehr nahe an der Untergangsstelle der Maui liegen muss.

Acht Menschen, alle in Uniformen, klammern sich an die Boje. »Alle mit Boje ins Netz!«, befiehlt Atlantis. Marcus ächzt unter der telekinetischen Belastung, die ihm Atlantis aufbürdet. Maria ruft vorwurfsvoll: »Atlantis, Marcus schafft das kaum!« »Keine Angst. Es ist sein letzter schwerer Einsatz.« Kaum sind die acht Männer im Netz, nutzt Atlantis den Außenlautsprecher: »Ist unter Ihnen der Kapitän der Maui?« Einer der Männer hebt die Hand. »Holt ihn in den Moller«, sagt Atlantis.

Atlantis wendet sich sofort an den Kapitän: »Wie viele Rettungsboote wurden von ihnen ausgesetzt?« »Alle 30, aber drei, nämlich 12, 25 und 30, gingen unter.« RB 9 und 14 werden zur Insel geschleppt, am Weg wird Boje 1 noch einmal abgeworfen, als Atlantis mit seinen Sensoren weitere Menschen entdeckt.

Bei der Insel angekommen, lässt er den Moller entladen. Wetterfeste Zelte, Feldbetten, trockene Kleidung und Decken, heiße Getränke sowie Notnahrung, die sich beim Öffnen selbst erhitzt, sollten hier fürs Erste reichen. Er übergibt dem Kapitän das Kommando auf der Insel. Der Kapitän sucht noch immer verzweifelt nach dem Menschen, der hier alle Befehle erteilt. Dass es eine kleine Kugel, ein Supercomputer aus der Vergangenheit, ist, kann er nicht ahnen. Atlantis reagiert ungehalten: »Es ist gleichgültig, wo ich sitze. Kümmern Sie sich jetzt um die Menschen hier, die Sie in Lebensgefahr gebracht haben, weil Sie trotz Warnung am 15. Oktober ausgelaufen sind. Wir werden die restlichen Rettungsboote holen und nach weiteren Überlebenden suchen. Wenn ich zurückkomme, erwarte ich, dass die Zelte organisiert sind und wir eine Zählung haben, wie viele Menschen noch fehlen.«

Noch befinden sich die meisten Rettungsboote in stürmischer See, die Menschen in ihnen sind erschöpft, unterkühlt und verzweifelt. Noch schlechter geht es jenen, die sich in einer Traube an eine der Bojen anklammern. Und doch, wie ein Geschenk des Himmels ist zu einem Zeitpunkt, wo alle den sicheren Tod vor Augen hatten, ein riesiger Moller aufgetaucht, hat Bojen und Boote abgeworfen und sie von den gefährlichen Klippen und Riffs ins Meer hinausgezogen. Sie hoffen, dass ihnen auch weiter geholfen wird.

Am Ende sind alle bis auf vier Vermisste auf der Insel und in Zelten in Sicherheit, zwei von den Anwesenden sind von Haien schwer verletzt. Dass nicht mehr von den angreifenden Haien verstümmelt und keiner getötet wurde, ist für alle unverständlich. Nach einer Marathonsitzung von Cynthia ist die Situation für viele noch unklarer, weil sie eigentümliche Gedächtnislücken haben. Marcus verabschiedet sich von den Schiffsoffizieren und den Leitern der Medizintagung, die ja während der Kreuzfahrt stattfand. »Wir werden dafür sorgen, dass ihr noch Nahrungsmittel etc. bekommt, aber abgeholt von der Insel werdet ihr erst nach Beendigung der gegenwärtigen Krise in zirka zwei Wochen. Ihr könnt also in Ruhe und mit viel Zeit eure Tagung fortführen«, sagt er etwas sarkastisch.

Einen halben Tag später sind die Freunde wieder auf Great Barrier Island. Die Situation hat sich nicht wesentlich geändert: Rettungstrupps, die vorsorglich von der Gruppe Marcus auf Anraten von Atlantis weltweit organisiert worden waren, mussten einige Male eingreifen, doch bleibt der Untergang der Maui der größte Zwischenfall. So weit man beurteilen kann, ist der Ausfall der Infrastruktur für alle Menschen unangenehm, doch das bisschen, was an Medien funktioniert, zeigt auch, dass der Ausfall nicht nur zum Nachdenken anregt, sondern zu ernststen Überlegungen. Selbst in jenen Teilen der Welt, die nicht direkt betroffen sind, spürt man inzwischen die Auswirkungen dramatisch. Touristen bleiben aus, Güter, die man aus den betroffenen Staaten bezieht, werden knapp, Fabriken müssen ihre Produktion drosseln, weil der Export weitgehend ausfällt, Banktransaktionen sind unmöglich usw.

Die PM mit ihrem Buch »Der Weg zu einer stabileren Welt« war schon vor dem 15. Oktober berühmt, doch nun wird sie als die unbestreitbare Expertin gesehen und man munkelt, dass sie von mehreren wichtigen Personen für den Nobelpreis vorgeschlagen wird ...

Auckland, Neuseeland

22.-31. Oktober 2021

Helen hat sich inzwischen mit Auckland und Umgebung ausgesprochen angefreundet. Sie genießt die vielen Wanderungen durch menschenleere Gebiete, die Segeltörns, auf die sie bald eingeladen wird, die nette und freundschaftliche Stimmung, auf die sie in verschiedensten Varianten stößt: im Old Gouvernment House gleich

gegenüber ihrem Hotel, wo sich die Professoren der Universität treffen, downtown in den Pubs oder Coffee Shops und kleinen ethnischen Restaurants, wo sich die Jungen treffen, im Aotea Zentrum, dem Kunst- und Kulturmittelpunkt, im Casino, wo man immer wieder auf recht interessante Gestalten stößt ... Aber sie hat ihr Ziel nicht aufgegeben, nämlich herauszufinden, wie weit die SR Inc. verantwortlich ist für das gegenwärtige Chaos, das in vielen Teilen der Welt herrscht und auch die ersten Schatten über Neuseeland wirft.

Helen macht es sich zur Regel, in der Nähe von SR Inc. mittagsessen zu gehen, da trotz der firmeneigenen Kantine täglich viele Mitarbeiter auswärts essen. Sie benimmt sich unscheinbar, bis sie die Gruppe der Programmierer identifiziert hat. Wenn SR Inc. etwas mit dem Zusammenbruch der Computer zu tun hat, dann muss jemand von dieser Gruppe informiert sein. Bald findet sie heraus, dass ein junger Mann namens Harry von allen als Vorbild und Held gesehen wird und er offenbar technisch allen anderen überlegen ist. Helen hat noch immer den Robotervogel aus Gander, die Speicherkarte, die der Vogel mit sich trug, und ihren eigenen kleinen Computer. Einer Eingebung folgend steckt sie die Speicherkarte in ihren Computer und startet diesen. Er fällt sofort aus und es kommt die durch das Fernsehen inzwischen x-fach bekannte Meldung: »You can only erase me if you find the private RSA key that belongs to the following public key ...« Und dann kommt eine Folge von 500 Ziffern!

Sie pfeift vor Überraschung. Hätte sie den »Vogel« nicht abgehalten, hätte dieser das Computersystem in Gander mit Viren verseucht! Und wenn man viele Anlagen lahm legen will, dann muss man von all diesen wissen, wie man einen solchen »Vogel« durch eine Belüftungsluke einfliegen lassen kann! Und eine Liste von genau solchen Informationen ging von Jan in Johannesburg an SR Inc., zu Handen von Marcus!

Jedenfalls hat sie nun einen Plan. Sie weiß, dass Harry immer recht spät aus der Firma kommt und durch einen Park geht.

Dort sitzt Helen am nächsten Abend mit ihrem Computer auf einer Parkbank, flucht zornig vor sich hin und haut auf die Tasten, als Harry vorbeigeht. Dieser wird durch das Fluchen aus seiner Nachdenklichkeit gerissen und sieht direkt neben sich ein hübsches Mädchen, das zornig ihren Computer misshandelt. Helen hat sich einfach, aber verführerisch angezogen. Wie sie vornübergebeugt auf

der Tastatur herumhämmer, ist ihr Brustansatz bei der etwas geöffneten Bluse gut sichtbar und entgeht Harry nicht. Er bleibt stehen und fragt: »Was ist los?«

»Ich muss mir einen Virus eingehandelt haben«, sagt sie und blickt Harry mit Stirnrunzeln an. »Das werden wir gleich haben«, meint dieser gelassen, »ich habe immer das beste Virenentfernungsprogramm bei mir, Viren sind meine Spezialität«, lacht er, nicht unsympathisch. Er setzt sich neben Helen, deren Bluse noch ein bisschen verrutscht, als sie ihm ihren Computer gibt. Als er am Schirm die Virusmeldung sieht, wird er bleich. Das entgeht Helen nicht. Er stottert: »Wie ist das möglich? Das ist der gefürchtete Virus, der Nordamerika und Europa verseucht hat. Den gibt es aber bei uns nicht.«

Harrys Gedanken überschlagen sich. Er hatte diesen Virus so programmiert, dass er über die IP-Adressen Länder wie Neuseeland unmöglich erreichen konnte. Wie kommt er dann auf diesen Computer? Er muss von einer verseuchten DVD kommen, aber da diese zonenspezifisch sind, ist das auch fast unmöglich.

»Wann haben Sie das erste Mal diesen Virus bemerkt?«, erkundigt sich Harry und schaut Helen durchdringend an. »Was für eine schöne junge Frau«, denkt er bei sich und Helen tut auch alles, dass er sie besonders attraktiv findet. »Er funktionierte problemlos, bis ich diese Speicherkarte einsetzte«, sagt Helen harmlos und gibt sie ihm. Harry erkennt die Seriennummer der Karte sofort. Das ist eine von jenen, die man den selbsterstörenden e-Kolibris mitgegeben hat! Wie kommt diese Frau zu der Karte?

»Der Virus, den Sie da haben, ist jener, der einen guten Teil der Welt zurzeit lahm legt. Es arbeiten Millionen Computer daran, ihn zu knacken. Ich fürchte, Sie müssen da einfach Geduld haben, obwohl ...«

Harry bremst sich gerade noch rechtzeitig. Natürlich könnte er helfen, er kennt ja die Lösung, aber das wäre total unverantwortlich. Er würde damit die Pläne seines Chefs, die er voll billigt, durchkreuzen.

Helen hat das »Obwohl« bemerkt und ist sicherer als je zuvor, an der richtigen Stelle zu sein. Sie muss jetzt etwas pokern. »Jedenfalls danke für Ihren Hilfsversuch. Ich denke, ich muss morgen einen Virenspezialisten aufsuchen. Aber jetzt gehe ich einmal essen. Danke

und tschüss.« Sie steht auf, wobei ihre langen Beine gut zur Geltung kommen, und wendet sich zum Gehen.

Da rührt sich Harry: »Moment ... jetzt hab ich doch Ihren Namen vergessen ... Ich gehe grade zu Freunden, die mich zu einem Essen eingeladen haben, da ist ein Virenspezialist dabei, vielleicht findet der was. Sie können sicher mitkommen.« Helen lacht: »Also meinen Namen vergessen haben Sie nicht, ich hab Ihnen den noch gar nicht gesagt. Ich bin Helen aus Washington, USA und zurzeit aus den Gründen, die Sie kennen, hier gestrandet. Aber ihr Kiwis⁵¹ seid alle so freundlich. Wenn ich nicht störe, komm ich gerne mit. Wie heißt du?« »Harry.« Er strahlt.

Seine Freunde sind beeindruckt von Harrys Begleitung und fast wie erwartet stellt sich heraus, dass Harry tiefgestapelt hat. Wenn jemand ein Virenspezialist ist, dann er. Helen trinkt demonstrativ viel, aber in Wahrheit gießt sie den neuseeländischen Weißwein in den Topf des Gummibaums, wenn niemand es sieht. (Warum dieser Gummibaum in der nächsten Zeit so viel besser wächst als je zuvor, wird dem Besitzer ein Rätsel bleiben.) Irgendwann beschließt Helen, dass es genug ist: »Ich glaube, ich werde jetzt gehen«, lallt sie mehr, als sie spricht. Harry erklärt sofort, dass er sie begleiten wird.

Helen bedankt sich durch ein Küsschen: »Du bist wie immer ein Schatz.« Das »wie immer« versteht Harry zwar nicht, aber sein Ansehen bei den Freunden wächst dadurch noch. Helen hat den ganzen Abend auf Superfrau und supersexy gespielt und alle um den Finger gewickelt. Das war nicht schwer, denn das Treffen war als Abend unter Computerfreaks ohne Frauen geplant gewesen.

Helen hängt sich beim Weggehen bei Harry ein, geht aber schwerfällig. Er wohnt in der Nähe. »Ein Kaffee wird dir gut tun«, meint er und sie sieht das auch so. Nach dem Kaffee geht es wirklich so viel besser, dass sie Harry liebevoll umarmt und küsst. Als dieser überrascht etwas mutiger vorgeht, wehrt sich Helen nicht. »Es ist schon heute so stinkheiß bei euch, wie wird das erst in zwei Monaten sein? Ich glaube, ich brauche eine Dusche. Du nicht auch?«

Harry kann sein Glück nicht fassen. Bald sieht er den bemerkenswerten Körper Helens und auch sie hat an dem, was sie von ihm

⁵¹ Kiwi = liebevoller Name für einen Neuseeländer und der Name eines flugunfähigen Vogels, des Nationaltiers der Neuseeländer. Nicht aber der Name der Frucht, die in Neuseeland Zespri heißt.

sieht, nicht viel auszusetzen. Als sie wieder wankt, meint er hoffnungsvoll: »Du solltest nicht mehr weit gehen, bleib doch hier. Ich schlaf im Wohnzimmer, du kannst gerne mein Bett haben.«

Helen ist fast gerührt. So, wie sie spielt, hätte er sie sicher ins Bett kriegen können und er verzichtet darauf? Aber sie will doch gar nicht darauf verzichten!

Knapp bevor es dem Höhepunkt zugeht, pausiert Helen einen Moment und blickt Harry fest an. Plötzlich hat er das Gefühl, dass er hier nicht eine beschwipste Eroberung im Bett hat, sondern mehr. Er beantwortet ihren Blick und sagt etwas unsicher: »Du hast mit mir gespielt. Du bist in Wirklichkeit ganz nüchtern, oder?«

Helen sieht ihren Erfolg entschwinden, doch irgendwie verdient es Harry nicht belogen zu werden, denkt sie. »Nein, ich bin vielleicht nüchterner als du. Aber ich habe nichts dagegen, sondern freue mich darauf, wenn du weitermachst mit dem, was du vorhattest. Unter einer Bedingung: Du musst mir jetzt eine ehrliche Antwort auf eine einfache Frage geben. Ich werde die Antwort nicht gegen dich verwenden, so weit musst du mir trauen.« Harry neigt den Kopf, auf die Frage wartend. »Du bist der Mensch auf der Erde, der am meisten über den gegenwärtigen Virus weiß: Ja oder nein?«

Harry atmet tief ein: Er bricht ein Versprechen Marcus gegenüber, den er über alles verehrt. Aber er traut dieser Frau. Und wenn er sich irrt, sind ihm alle Konsequenzen gleich.

»Ja«, sagt er.

»Danke, Harry, ich habe es schon vorher gewusst. Aber jetzt weiß ich, dass du ein Mann bist, den ich lieben kann. Komm, zeig mir, wie es weitergeht.«

Die nächsten Tage sind für beide wie ein Traum. Sie entdecken überraschende Übereinstimmungen und Leidenschaften, sie verbringen halbe Nächte in Irish Pubs und den Rest in Umarmungen, sie sind halbe Tage am Meer und sie erzählen sich vieles. Helen zeigt Harry den »Vogel« und erzählt von ihren Recherchen und Harry erzählt vom Virus und, so weit Harry es versteht, warum Marcus das alles macht. Es wird klar, dass Harry Marcus voll deckt, etwaige Schuld auf sich nimmt und sicher ist, dass Marcus nur Gutes will. Und er überzeugt Helen davon. Aber er überzeugt Helen nicht, dass man, um Gutes zu tun, auch jeden Weg beschreiten darf. Am 30. Oktober, 15 Tage nach dem Ausbruch des Virus und dem Zusammenbruch

der Wirtschaft in Nordamerika, Europa und Japan, wird das Virusproblem durch einen neuseeländischen Computer gelöst und die Situation beginnt sich weltweit langsam, aber stetig zu normalisieren.

Helen kennt inzwischen das Buch der PM und kann ihm viel abgewinnen. Sie freut sich, dass die PM in der UNO ohne nennenswerte Gegenwehr alle Resolutionen durchbringt und die Staaten sich (aus innenpolitischen Gründen?) überschlagen, die Bestimmungen für eine neue Welt zu ratifizieren. Sie kann aber noch immer nicht die Methoden billigen, die SR Inc. offenbar einsetzte, um der PM den Weg für ihren Erfolg - fairerweise muss man sagen: für einen Erfolg für die Menschheit - zu ermöglichen. »Das Ziel heiligt die Mittel nie«, bleibt Helen bei ihrem Credo und ist überzeugt, eine Enthüllungsreportage in der Washington Post schreiben zu müssen.

»Bitte rede vorher mit meinem Chef«, fleht Harry sie an.

»Bei ihm bekomme ich nie einen Termin.«

»Wir treffen ein Abkommen. Du rufst im Sekretariat an und sagst: ‚Hier ist Helen von der Washington Post. Ich weiß von Harry alles über den Virus und bitte um ein Gespräch.‘ Wenn du dann nicht innerhalb von drei Tagen einen Termin hast, dann habe ich mich geirrt und du machst, was du willst. Sonst lässt du es von dem Gespräch abhängen, bei dem ich dabei sein möchte.«

Helen stimmt zu. Und sie erhält den Termin zwei Stunden nach ihrem Anruf. Ein Moller holt sie von Auckland ab und bringt sie zum Besitz von Marcus auf Great Barrier Island.

In einem gemütlichen Zimmer mit Blick auf das Meer erwartet sie Marcus. Er begrüßt Helen freundlich und Harry, »unser Computer-genie«, herzlich. Tee, Kaffee und ein österreichischer Apfelstrudel stehen auf dem Tisch, Maria huscht kurz herein, umarmt Harry und sagt: »Wir sind stolz auf deine Freundin.«

Helen ist unwillig, sie will sich nicht einlullen lassen. Sie merkt, wie Harry Marcus mehr vertraut, als man irgendeinem Menschen je vertrauen darf.

Marcus ergreift das Wort: »Danke für den Besuch. Vorweg zwei Punkte: Erstens, man darf keinem Menschen je ganz vertrauen. Das ist schade, aber es ist so. Harry vertraut mir ganz und das ist ein Fehler. Er wird heute hier weggehen und mir weniger vertrauen. Jeder Mensch kann auch falsch liegen, egal, wie viel er schon Gu-

tes - was immer das ist - getan hat. Das Ziel heiligt die Mittel nie. Zweitens, man darf an Menschen glauben und sie lieben. Ich glaube an Harry, ich liebe ihn wie viele meiner langjährigen Mitarbeiter, obwohl ich weiß, dass er sein Versprechen, nie über den Virus und seine Hintergründe zu reden, gebrochen hat. Ich glaube an ihn und weiß daher, dass er gute Gründe dafür gehabt hat. Dieser Grund sind Sie, Helen. Und so hübsch Sie sind, glauben Sie mir, ich weiß, dass Harry tiefer sieht.«

Helen ist außer Fassung gebracht, doch Marcus lässt sie nicht los: »Helen, ich weiß, dass ich Sie jetzt überrascht habe. Damit wir ganz offen spielen, gebe ich gleich zu, dass ich viel über Sie weiß: dass Sie sich mit Jan angefreundet haben, um zu erfahren, was wir vorhaben, dass Sie in Gander waren und dort sehr geschickt eine unserer Drohnen an sich gebracht haben, die sich an und für sich, wie Sie vorher schon erlebt haben, selbst zerstören, wenn man sie fängt, und noch mehr. Was Sie nicht wissen können, ist, dass wir einen Supercomputer haben, der mehr kann, als ich selbst Harry je verraten habe. Und dieser hat uns gezeigt, wie die Welt in den Jahren 2080-2084 aussehen wird, wenn man nicht eingreift. Schauen Sie sich jetzt beide das an - Diskussionen, Überlegungen und Tätigkeiten nachher.«

Die folgenden Filmstücke zeigen viel, aber die Teile über DAS SIE sind ausgelassen. Harry und Helen sehen die Simulation von Atlantis über den Zusammenbruch 2080, die Aufzeichnungen der Diskussionen der Paragruppe, der Rettung fast aller Passagiere der Maui und der zunehmenden Verankerung der sechs Grundsätze in aller Welt.

Nach vier Stunden Holo, mit einer kurzen Pause, kommt Marcus wieder.

»Helen, verstehst du jetzt, warum wir gehandelt haben, wie wir es taten?«

Helen nickt halbherzig und meint: »Einer der größten Dichter deines Heimatlandes Österreich hat einmal geschrieben: ‚Denn Recht wird niemals Unrecht, Unrecht niemals gut.‘ Deine Handlungen zeigen, dass du nicht daran glaubst, sondern dass du glaubst, dass Unrecht manchmal gerechtfertigt ist, wenn es größeres Unrecht oder Unheil verhindert. Wie siehst du das?«

Marcus sagt schärfer, als Helen erwartet hat: »Es gibt zu viele schöne Aussprüche, die wie die absolute Wahrheit klingen. Und

doch muss man sie manchmal an die Gegebenheiten anpassen. Worte sind leichter als Taten. Willst du wirklich meine literarischen Kenntnisse prüfen, oder was? Du bist, ich habe nachgesehen, Katholikin. An wie viele der Zehn Gebote hast du dich in den letzten Jahren gehalten? Ich will kein Geständnis von dir. Gestehe dir nur selbst, wie oft du gegen diese wunderbaren, als Worthülsen formulierten und sinnvollen Gebote bewusst verstoßen hast.«

Lange redet niemand. Dann sagen Helen und Harry fast gleichzeitig: »Marcus, wir verstehen, wir sind auf deiner Seite. Aber warum hast du uns so tief eingeweiht? Ist das nicht für dich gefährlich?«

Marcus winkt ab: »Ich brauche euch beide. Wir sind einer Katastrophe entkommen und laufen in die nächste hinein. Seht euch das an.« Marcus greift in seine Sakkotasche und nimmt drei vertrocknete Stechmücken heraus. Harry und Helen blicken verwirrt auf den Tisch.

Marcus ergänzt: »Dies sind keine Stechmücken, sondern fliegende Roboter. Wir wissen nicht, wer sie hergestellt hat und was sie bezwecken. Die Drohnen, die wir entwickelt haben, sind Furcht erregend. Aber irgendwer ist noch viel weiter als wir und es geht dabei wie in vielen SF-Büchern und Filmen wohl leider um so Kleinigkeiten wie die Herrschaft über die Welt, die ja der MdM auch fast erreichte. Wir müssen herausfinden, was dahinter steckt, und dazu würden wir euch im Team sehr dringend brauchen. Macht ihr mit?«

Helen erinnert sich an den ersten Abend mit Harry im Bett, sieht, wie Harry nickt, und antwortet ohne zu zögern: »Ja, wir machen mit unter einer Bedingung: Du gibst uns jetzt eine klare Antwort auf eine einfache Frage.« Marcus neigt neugierig den Kopf. Helen setzt fort: »Was würdest du machen, wenn wir Nein sagen?«

Marcus lacht: »Cynthia hat alles mitgehört. In diesem Fall würdet ihr beide alles, was wir besprochen haben, und alles Wissen über den Virus vergessen. Sorry.«

Helen springt auf: »Ich wusste das! Aber ich arbeite gerne mit ehrlichen Leuten zusammen. Ich werde Mitglied deines Teams. Ich glaube, ich kann dir und du kannst mir vertrauen.«

Marcus lächelt: »Da waren wir schon einmal. Man darf keinem Menschen je ganz vertrauen. Das ist schade, aber es ist so. Aber wir werden das Beste daraus machen.«

Sie schütteln sich die Hände.

Nachwort

Alle Bücher, bei denen kein Autor angegeben ist, habe ich geschrieben. Bei den anderen habe ich als »Herausgeber der Xperten-Reihe« das Skriptum erstellt/kontrolliert und alle Kapitel durchgearbeitet.

Ihr Hermann Maurer

Der Anfang/Kurzgeschichten, 280 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-66-6

Eine Sammlung von Kurzgeschichten, fallweise mit Verweisen auf Bücher in der Romanreihe. Der Anfang berührt sich mit den Hauptbänden der XPERTEN Reihe durch die Diskussion der Zukunft, zukünftiger Technologien und Ideen, aber nicht über die Personen der Hauptreihe.

Der Telekinet, 228 Seiten, Pb., EUR10,-- ISBN 3-902134-30-5

Der Physikstudent Marcus entdeckt seine Para-Begabung, experimentiert damit, setzt sie ein, um in Casinos Geld zu ‚verdienen‘ und um Mädchen zu verführen. Er stellt fest, dass er als Para-Begabung sowohl eine große Verantwortung als auch ein gefährliches Leben hat, wird von der PPU in Brüssel gejagt, und entkommt dem Tod nur durch die para-begabte Maria, die seine große Liebe wird. Sie fliehen zusammen nach Neuseeland, wo sie eine Familie und ein neues Leben aufbauen.

Der Mindcaller, 128 Seiten, Pb., farb. Abb., EUR10,-- ISBN 3-902134-49-6

Die Geschichte des Mindcallers und der jungen Frau Aroha, die in späteren Bänden weiter geführt wird. Hier sieht man auch zum ersten Mal, auf welche Zeiträume die XPERTEN- Reihe angelegt ist: sie geht Millionen Jahre in die Vergangenheit zu den ‚Alten‘ zurück. Das Rätsel der schwarzen Kugeln wird erst in XPERTEN: Die Parakämpfer gelüftet!

Der Paradoppelgänger, 276 Seiten, Pb., EUR10,-- ISBN 3-902134-39-9

Die dreijährige Tochter Marias und Marcus’ orte eine besondere Parabegabung in dem Besitzer eines kleinen Reisebüros. Diese Tatsache entführt den Leser nicht nur auf eine lustvolle Reise nach Brasilien und Europa, sondern erklärt, warum in manchen Gegenden mehr Para-Begabungen auftreten als in anderen. Die Implikationen sind so enorm, dass sie sich bis zum Bau der Pyramiden in Ägypten nachvollziehen lassen.

Die Parakämpfer, 240 Seiten, Pb., EUR10,-- ISBN 3-902134-61-5

Man schreibt das Jahr 2019. Ein Atomkrieg zwischen Indien und Pakistan scheint unvermeidlich. Der indische Subkontinent, ja die ganze Welt ist in Gefahr: es ist kein Ausweg sichtbar. Werden Marcus und seine Paragruppe an den entsetzlichen Ereignissen zerbrechen? Besteht eine Verbindung zwischen der schwarzen Kugel Atlantis aus der fernern Vergangenheit und dem geheimnisvollen Tier »DAS SIE«, und können diese eine teilweise Rettung bewirken?

Das Paranetz, 240 Seiten, Pb., EUR10,-- ISBN 3-902134-72-0

Im Jahr 2080 bricht ‚das Netz‘, der Zusammenschluss aller Computernetze zusammen. Die Folge ist weltweites Chaos, Millionen von Menschen sterben, Milliarden sind vom Tod bedroht. Gibt es einen Ausweg? Ja! Man muss in der Vergangenheit, im Jahre 2021, einen Terroranschlag durchführen! Marcus und sein Parateam leiten die gewagten Operationen mit dem Ziel, die Welt in eine lebenswerte Zukunft zu führen.

Der Paraschirm, ca. 200 Seiten, Pb., EUR10,-- ISBN 3-902134-73-9, Autor Sam Osborne

Das parabegabte Team um Marcus, das in der Xperten-Saga eine entscheidende Rolle spielt, stößt auf zwei besondere Parabegabte. Ryan ist in der Lage, ein schützendes Engeriefeld um sich und andere Menschen aufzubauen. Seine Freundin Hannah ist eine Parasensorin. Die Handlung spielt vor dem authentisch geschilderten Hintergrund Südwestaustraliens und lässt den Leser durch das immer raschere Tempo nicht mehr los.

Der Parakommunikator, ca. 240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-74-7 (erscheint Ende 2004) Autor Jennifer Lennon

Dieser Roman besteht aus zwei Teilen, von denen der erste als getrenntes Buch »Der Mindcaller« schon erschienen ist. Im »Parakommunikator« wird dieser Teil um einen zweiten, etwas längeren, ergänzt und fortgeführt. Im ersten Teil beginnt die Geschichte des Mindcallers und der jungen Frau Aroha. Leser spüren hier zum ersten Mal, schon im ersten Kapitel, wie umfassend die Xperten-Reihe angelegt ist. Sie geht Millionen Jahre in die Vergangenheit zu den »Alten« zurück. Und das volle Rätsel der schwarzen Kugeln wird erst viel später gelüftet! Im zweiten Teil des Romans werden Aroha und Herbert, die sich über den Mindcaller gefunden haben, von der neuseeländischen Regierung auf ein sehr gefährliches Projekt angesetzt, das sie bis nach Namibia führt. Ohne die Paraverzögerung Herberts und die Parasymbiose mit der Natur, die der Mindcaller ermöglicht, hätten die beiden keine Chance gegen die bösen Kräfte, die sich gegen sie verschwören.

Xperten: e-Smog, 240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-85-2 (Erscheint Anfang 2005)

Autor Ann Backhaus

Viele Menschen haben heute Bedenken wegen der großen Mengen von elektromagnetischen Feldern (e-Smog) denen wir andauernd ausgesetzt sind: durch Hochspannungsleitungen, Handys, Fernsehgeräte, Computer und Bildschirme, Mikrowellenherde, Radios, ja überhaupt elektrische Geräte jeder Art. Kann es sein, dass e-Smog für empfindliche Personen, schwangere Frauen oder Kinder eine Gefahr darstellt? Bisherige Forschungsergebnisse scheinen uns zu sagen, dass keine Gefahr besteht. Aber kann man diesen Aussagen, oft von einschlägiger Industrie gesponsert, trauen? Im vorliegenden Roman finden Forscher das erste Mal konkrete Anzeichen, dass e-Smog unter gewissen Umständen eine echte Gefahr darstellt. Als sie versuchen, verschiedensten Firmen und Regierungen, und als diese nicht reagieren, die Öffentlichkeit zu informieren geraten sie in Lebensgefahr: zu große Teile der Industrie hängen vom elektrischen Strom ab, und kann man sich denn unsere Zivilisation überhaupt ohne Strom noch vorstellen? In diesem packenden Roman, der vor dem authentischen Hintergrund Australiens und Indonesiens spielt zeichnet sich ab, dass mit allen Mitteln Personen, die die Gefahren des e-Smog aufzeigen, bekämpft werden müssen, auch wenn dieser viele Menschen gesundheitlich schädigt. Kann es da noch eine Lösung geben?

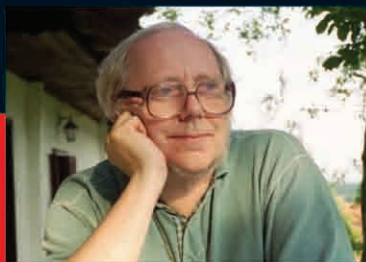
Die Paraüberwachung ca. 240 Seiten, Pb., EUR 10,-- ISBN 3-902134-76-3 (erscheint Ende 2005)

Das Gespenst der totalen Überwachung, wie es sich schon mit Überwachungskameras um 2000, mit Videomaut um 2002, mit Sektionsgeschwindigkeitskontrolle 2003, mit Verbrecherüberwachung 2006, mit dem »Filmen der Vergangenheit« 2007 und mit dem »Tagebuch der Sinne« 2010 abzeichnet, wird 2022 plötzlich zum Schlüssel der totalen Freiheit.

PS: Schreiben Sie gerne? Wollen Sie bei der Xperten Reihe mitschreiben? Dann kontaktieren Sie mich unter hmaurer@iicm.edu ... Wir setzen uns dann einmal zusammen und besprechen, wie das gehen könnte! Ihr Hermann Maurer

Zur Person Hermann Maurer:

Studierte Mathematik und Physik in Österreich, Informatik in Kanada. Er war einige Jahre in der Industrie tätig, aber ist nun seit mehr als 30 Jahren Universitätsprofessor für Informatik an Universitäten in Kanada, USA, Deutschland, Brasilien, Australien, Neuseeland und vor allem an der Technischen Universität Graz in Österreich. Er ist mit ca. 15 wissenschaftlichen Büchern und über 500 anderen wissenschaftlichen Publikationen in seinem Bereich der Informatik recht aktiv tätig, ist aber auch seit vielen Jahren schriftstellerisch aktiv, oft unter einem Pseudonym. Wenn Sie mehr über ihn wissen wollen, dann finden Sie unter www.iicm.edu/maurer mehr, als Sie je lesen werden!



Im Jahr 2080 bricht "das Netz", der Zusammenschluss aller Computernetze, zusammen. Weltweit bricht totales Chaos aus – Millionen von Menschen sterben, Milliarden sind vom Tod bedroht. Gibt es einen Ausweg? Ja, man muss in der Vergangenheit, im Jahre 2021, einen Terroranschlag durchführen!

Was passiert in einer komplett vernetzten Welt bei einem Stromausfall? Einem Stromausfall, der nicht nach fünf Minuten behoben ist, sondern über Jahre andauert. Der Roman erzählt auf anschaulich beängstigende Weise die auftretenden Probleme, angefangen bei Alltäglichem, wie der Ernährung, bis hin zu sozialen Veränderungen, die nicht selten in Gewalt enden. Veränderungen, die auch heute ein weltweites Chaos herbeiführen würden! Gut, wenn es Menschen gibt, die mit ihrer Begabung Probleme erkennen und ihnen entgegenwirken können ... Dieser Band aus der Xperten-Reihe führt die Geschichte um Marcus und die Gruppe parabegabter Menschen überraschend weiter und bietet mehr als reichlich Stoff zur Diskussion. Absolut lesenswert!

Thorsten Ries, Trier

Besser als Orwell! Eine realistische Bedrohung der Menschheit wird spannend aufgezeigt ..., aber, so unglaublich dies klingt, mit einem genialen Trick auch potenzielle Lösungen. Ein Roman? Ja, aber auch ein Lehrbuch für jeden, der sich für Technologiefolgen interessiert.

Frank Novotny, Wien



ISBN 3-902134-72-0 EUR 10,--